

Solstoi/Nachlaß
Band 3

Solstoi:
Nachlaß

3

Leo Tolstoi
Nachgelassene
Werke
In drei Bänden

Einzig
autorisierte Übersetzung

Leo Tolstoi
Nachgelassene
Werke
Band: 3

Berlin
J. Ladüschnitow Verlag ^{G.m.}_{b.H.}

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Chadschi-Murat	7
Ein Idyll	214
Sichon und Malanja	251
Aus den Aufzeichnungen des Mönches Fjodor Rusmitsch	276
Chodynka	311
Aufzeichnungen eines Irrsinnigen	325
Bemerkungen zu „Chadschi-Murat“	346

Chadschi-Murat

Ich ging quer über die Felder nach Hause. Es war mitten im Hochsommer. Das Heu auf den Wiesen war bereits abgeerntet, und man ging daran, den Roggen zu mähen.

Es gibt um diese Zeit eine köstliche Auswahl von Feldblumen: da sind die in Rot, Weiß oder Rosa prangenden, duftigen, flaumig-weichen Kleeblüten, und die milchweißen, angenehm herb riechenden Sterne der Kamille mit dem grellgelben Kreis in der Mitte, und der gelbblühende Ackersenf mit seinem Honiggeruch, die schlanken, tulpenartigen, lila oder weiß gefärbten Glockenblumen, die kriechenden Wicken, die gelben, roten und rötlichen Stabiosen, der ins Bläuliche spielende, kolbenförmige Wegerich mit dem leicht rosig angehauchten Flaum und dem kaum merklichen feinen Aroma, die anfänglich, zumal in der Sonne, hellblauen, später nachdunkelnden und zuletzt ins Rötliche übergehenden Kornblumen und die zarten, nach Mandeln duftenden, rasch welkenden Winden.

Ich hatte einen großen, in allen möglichen Farben prangenden Strauß gesammelt und ging nach Hause, als ich im Graben eine prächtige, himbeerfarbene, in voller Blüte stehende Distel erblickte, von der Art, die man bei uns zu Lande „Tatarendistel“ nennt und beim Mähen vorsichtig umgeht, falls sie jedoch zufällig von der Sense getroffen wird, sorgfältig aus dem Heu ausfließt, damit man sich an den Stacheln

nicht verwunde. Ich kam auf den Gedanken, diese Distel zu pflücken und mitten in meinen Strauß zu setzen. Ich stieg in den Graben hinab, trieb eine zottige Hummel, die sich mitten in der Blüte festgesogen hatte und darin süß und sanft entschlummert war, von ihrem weichen Plätzchen und machte mich daran, die Blüte zu pflücken. Das war jedoch keineswegs leicht: nicht nur, daß der stachelige Stengel, selbst nachdem ich meine Hand mit dem Taschentuch umwickelt hatte, nach meinen Fingern stach: er war auch so widerstandsfähig und fest, daß ich wohl fünf Minuten lang förmlich mit ihm kämpfte und jede Faser einzeln durchreißen mußte. Als ich die Blume endlich gepflückt hatte, war der Stengel schon ganz zerfetzt und zerfasert, und auch die Blüte selbst schien nicht mehr so frisch und schön. Überdies paßte sie mit ihrer plumpen, groben Form nicht recht unter die übrigen zarten Blüten des Straußes. Ich bedauerte, die Blume, die an ihrem Platze recht schön gewesen war, unnützerweise abgerissen zu haben, und warf sie fort. „Welche Energie, welche Lebenskraft steckte doch in dieser Blume!“ ging es mir durch den Sinn, als ich an die Anstrengungen dachte, die es mich gekostet hatte, sie zu pflücken. „Wie verzweifelt hat sie sich gewehrt, wie teuer ihr Leben verkauft!“

Der Weg zum Hause führte über frisch gepflügtes, schwarzes, fettes Brachfeld. Ich schritt auf der staubigen, dunklen Straße daher, einen flachen Abhang hinauf. Das gepflügte Land gehörte zum Gute und war sehr groß: zu beiden Seiten, wie auch nach vorn, sah man nichts als schwarzes, gleichmäßig durchfurhtes, noch nicht geegtes Ackerland. Der Pflug hatte hier gute Arbeit geleistet, nirgends auf dem

weiten Felde sah man auch nur ein Pflänzchen, einen Grashalm, alles war gleichförmig schwarz.

„Was für ein zerstörungsfüchtiges Wesen ist doch der Mensch, wie viel lebende Organismen mannigfachster Art vernichtet er, um sein eignes Leben zu erhalten!“ dachte ich, während ich unwillkürlich nach irgendeiner Spur von Vegetation inmitten dieses toten schwarzen Feldes ausschaute. Vor mir, rechts vom Wege, erblickte ich etwas wie einen kleinen Strauch. Als ich näher heranging, sah ich, daß es gleichfalls eine Tatarendistel war, von derselben Art wie jene, die ich vorhin um ihren Blütenschmuck gebracht hatte.

Die Distelstaude bestand aus drei Stengeln. An dem einen war die Blüte abgerissen, und der Stumpf starrte in die Luft wie ein Arm, dessen Hand abgehauen war. Die beiden andern Stengel trugen jeder eine Blüte. Diese Blüten waren einstmals rot gewesen, jetzt aber waren sie ganz schwarz. Der eine Stengel war geknickt, und die obere Hälfte mit der unansehnlichen Blüte an der Spitze hing herab; der andere Stengel war zwar von schwarzer Erde beschmukt, doch ragte er immer noch gerade empor. Man sah, daß ein Rad über den ganzen stacheligen Busch hinweggegangen war, daß er sich dann aber wieder aufgerichtet hatte, wenn auch nicht ganz, denn er stand ziemlich schief, aber er stand doch jedenfalls, wie ein Mensch, dem ein Stück Fleisch aus dem Leibe gerissen, dem die Eingeweide umgekehrt, ein Arm ausgerenkt, ein Auge ausgestochen worden, der aber immer noch dasteht und dem Feinde nicht weicht, dessen Hiebe alle seine Brüder ringsum niedergemäht haben.

„Welche Energie!“ dachte ich — „alles hat der Mensch hier besiegt, Millionen von Kräutern und Gräsern hat er vernichtet, und nur dieses eine leistet ihm Widerstand.“ Und ich erinnerte mich einer Geschichte aus vergangener Zeit, aus der Epoche der Kaukasuskämpfe, die ich zum Teil miterlebt hatte, zum Teil aus den Schilderungen anderer Augenzeugen kannte und zum Teil aus der Phantasie ergänzte. Diese Geschichte, wie sie in meiner Erinnerung und meiner Vorstellung sich gestaltet hat, lasse ich hier folgen.

1.

Es war an einem kalten Novemberabend des Jahres 1851, als Chadschi-Murat in das etwa zwanzig Werst von der russischen Grenze entfernte, von einer unruhigen Bevölkerung bewohnte Tschetschenzendorf Machtet geritten kam.

Das ganze Dorf war von dem herb duftenden Rauche des Ruhdüngers angefüllt, der in jener Gegend als Brennmaterial benutzt wurde. Der langgedehnte Gesang des Muezzin war soeben verstummt, und in der reinen Bergluft vernahm man deutlich, durch das Brüllen der Röhre und das Blöken der Schafe hindurch, die soeben über die gleich den Zellen einer Honigwabe aneinander gereihten Gehöfte des Dorfes verteilt wurden, die Kehllaute streitender männlicher Stimmen und die Unterhaltung der Frauen und Kinder unten am Springbrunnen.

Dieser Chadschi-Murat war der durch seine kühnen Heldenstücke berühmte Nahib*) Schamyls, der nie anders als mit seinem Feldzeichen ausritt und stets

*) Distriktschef.

von einigen Duzend fanatischer Muriden *) umgeben war, die um ihn herum auf kühne Reckenart ihre Rosse tummelten. Diesmal jedoch ritt er, in seinen Baschlyk und seinen Filzmantel gehüllt, nur von einem einzigen Muriden begleitet, daher und suchte offenbar möglichst unerkannt zu bleiben. Die Mündung seiner Büchse lugte unter dem Mantel hervor. Seine scharf blickenden schwarzen Augen bohrten sich in das Gesicht jedes einzelnen Dorfbewohners ein, der ihm in den Weg kam.

Als Chadschi-Murat in die Mitte des Dorfes gekommen war, ritt er nicht auf der Hauptstraße weiter, die nach dem Markte führte, sondern bog links in eine schmale Seitengasse ein. Er ritt bis zu der zweiten, auf halber Höhe des Berges in den Abhang eingegrabenen Hütte der Gasse, hielt sein Pferd an und sah sich um. Unter dem Schuttdache vor der Hütte war niemand zu sehen. Auf dem Dache jedoch, hinter dem frisch mit Lehm beworfenen Schornstein, lag unter einem Schafpelz ein Mann. Chadschi-Murat stieß den auf dem Dache Liegenden mit dem Schaft seiner Reitpeitsche an und schnalzte mit der Zunge. Unter dem Schafpelz hervor kam ein alter Mann in einer Nachtmütze und einem fettglänzenden, abgetragenen Beschmet zum Vorschein. Die wimperlosen Augen des Alten waren rot und entzündet, und um sie zu öffnen, mußte er mehrmals heftig blinzeln. Chadschi-Murat murmelte den üblichen Gruß: „Salem aleikum!“ und enthüllte sein Gesicht. „Aleikum salem!“ murmelte der Alte lächelnd mit dem zahnlosen Munde, nachdem er Chadschi-Murat erkannt und sich auf den mageren Beinen

*) Mohammedanische Sette.

emporgerichtet hatte. Dann zog er nicht ohne Mühe seine neben dem Schornstein stehenden Pantoffel mit den Holzabsätzen an, steckte, ohne sich zu beeilen, die Arme durch die Ärmel seines ruppigen, nicht überzogenen Pelzes und kletterte auf der an das Dach gelehnten Leiter, mit dem Gefäß voran, vom Dache hinunter. Während er sich anzog und hinabkletterte, bewegte er beständig den auf einem dünnen, runzeligen, wettergebräunten Halse sitzenden Kopf hin und her und schmackte mit dem zahnlosen Munde. Als er auf der Erde war, nahm er dienstfertig Chadtschi-Murats Pferd am Bügel und wollte ihm den rechten Steigbügel halten. Doch der gewandte, stämmige Muride, der mit Chadtschi-Murat gekommen war, sprang rasch vom Pferde, schob den Alten zur Seite und faßte statt seiner den Bügel. Chadtschi-Murat stieg vom Pferde und trat leicht hinkend unter das Schuttdach. Aus der Thür der Hütte kam ihm flink ein etwa fünfzehnjähriger Knabe entgegen, der mit seinen schwarzen, an reife Glanzkirschen erinnernden Augen voll Erstaunen auf die Ankömmlinge sah.

„Geh nach der Moschee und ruf den Vater,“ befahl ihm der Alte. Dann ging er Chadtschi-Murat voran und öffnete ihm die knarrende Thür der Hütte.

Während Chadtschi-Murat die Schwelle überschritt, kam aus der nach dem Innern der Hütte führenden Thür eine nicht mehr junge, schlanke, hagere Frau in einem roten Beschmet über dem gelben Hemd und blauen Pluderhosen mit einigen Rissen heraus.

„Dein Eingang sei gesegnet,“ sagte sie, verneigte sich tief und bereitete an der Vorderwand für den Gast einen Sitz aus den Rissen.

„Langes Leben sei deinen Söhnen beschieden,“

antwortete Chadschi-Murat, nahm den Filzmantel, die Flinte und den Säbel ab und übergab alles dem Alten. Der Alte hing die Büchse und den Säbel vorsichtig an ein paar Nägel neben die an der Wand hängenden Waffen des Hausherrn, zwischen zwei große Becken, die an der glatt beworfenen und sauber geweißten Wand glänzten. Chadschi-Murat schob seine über den Rücken gehängte Pistole zurecht, schritt auf die Kissen zu, schlug die Schöße der Escherkeska zurück und setzte sich auf die Kissen. Der Alte hockte neben ihm auf seine nackten Fersen nieder, schloß die Augen und hob die Arme mit den ausgestreckten Händen empor. Chadschi-Murat tat das gleiche; dann strichen beide, ein Gebet hersagend, sich mit den Händen über das Gesicht und vereinigten sie am Ende des Bartes.

„Ne chabar?“ fragte Chadschi-Murat den Alten — das heißt soviel wie: Was gibt's Neues?

„Chabar iok — gar nichts,“ antwortete der Alte, während er mit seinen roten, leblosen Augen nicht in Chadschi-Murats Gesicht, sondern auf seine Brust sah. „Ich lebe draußen im Bienengarten und bin heute nur hergekommen, um einmal nach meinem Sohne zu sehen. Er weiß mehr.“

Chadschi-Murat begriff, daß der Alte nicht sagen wollte, was er wußte, und was Chadschi-Murat gleichfalls wissen mußte. Er nickte leicht mit dem Kopfe und fragte nicht weiter.

„Angenehme Neuigkeiten wenigstens gibt es nicht,“ fuhr der Alte dann fort. „Nur so viel wußte ich, daß die Hasen noch immer beraten, wie sie die Adler verjagen sollen. Die Adler aber zerfleischen bald den einen, bald den andern von ihnen. In der vorigen

Woche haben die russischen Hunde den Leuten in Migiz die Heuschaber verbrannt; der Schädel soll ihnen zerplaken," sprach der Alte grimmig mit seiner heiseren Stimme.

Der Muride Chadschi-Murats trat ein. Mit den kräftigen Beinen weit ausstreichend, ging er kaum hörbar über den aus festgestampfter Erde hergerichteten Estrich, nahm gleich Chadschi-Murat Filzmantel, Büchse und Säbel ab und hing alles, nur den Dolch und die Pistole bei sich behaltend, an dieselben Nägel, an denen bereits die Waffen Chadschi-Murats hingen.

„Wer ist das?“ fragte der Alte Chadschi-Murat, indem er auf den Eintretenden zeigte.

„Das ist mein Muride. Eldar ist sein Name,“ sagte Chadschi-Murat.

„Es ist gut,“ sprach der Alte und wies Eldar einen Platz auf einer Filzdecke neben Chadschi-Murat an.

Eldar setzte sich, schlug die Beine übereinander und ließ seine schönen, an einen Widder erinnernden Augen auf dem Gesichte des gesprächig gewordenen Alten ruhen. Der Alte erzählte, daß in der Woche vorher ein paar wackere Burschen aus dem Dorfe zwei Soldaten gefangen genommen hätten, den einen hätten sie getötet und den andern nach Wedeno zu Schamyl geschickt. Chadschi-Murat hörte zerstreut zu, blickte nach der Thür und horchte auf die Laute, die von außen her in die Hütte drangen. Unter dem Schuttdache vor der Hütte ließen sich Schritte vernehmen, die Thür knarrte, und der Hausherr trat ein.

Sado, der Besitzer der Hütte, war ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit einem kleinen Bärtchen, langer Nase und ebensolchen, wenn auch nicht so glänzenden Augen wie die seines fünfzehnjährigen Sohnes,

der jetzt hinter dem Vater in die Hütte trat und sich neben der Tür niederkauerte. Der Hausherr zog an der Tür seine Holzschuhe aus, schob die alte, schäbige Lammfellmütze auf dem schon lange nicht rasierten, mit schwarzem, kurzem Haar bewachsenen Kopfe in den Nacken zurück und hockte sich Chadschi-Murat gegenüber auf die Fersen nieder.

Gleich dem Alten schloß auch Sado die Augen, hob die Arme mit ausgestreckten Händen empor, sprach ein Gebet, fuhr mit den Händen über sein Gesicht hin und begann erst dann zu reden. Er erzählte, daß von Schamyl ein Befehl ausgegangen sei, sich Chadschi-Murats, ob lebendig oder tot, zu bemächtigen. Gestern erst seien Schamyls Abgesandte fortgeritten, und da das Volk es nicht wage, Schamyl zu trotzen, so sei jedenfalls die größte Vorsicht geboten.

„In meinem Hause,“ sagte Sado, „wird, solange ich lebe, meinem Gastfreunde nichts geschehen. Was wird aber geschehen, wenn du ins Feld hinausreitest? Das ist zu erwägen!“

Chadschi-Murat hörte aufmerksam zu und nickte beifällig mit dem Kopfe. Als Sado geendet hatte, sagte er:

„Es ist gut. Ich brauche jetzt gleich einen Boten, der den Russen einen Brief überbringt. Einer meiner Muriden wird hinreiten; nur hinführen soll ihn der Bote.“

„Ich kann meinen Bruder Bata mitschicken,“ sagte Sado.

„Geh, hol' doch einmal Bata hierher,“ wandte er sich zu seinem Sohne. Der Knabe schnellte empor, als wenn er Sprungfedern in den flinken Beinen hätte, und lief, die Arme hin und her schwenkend, rasch aus der Hütte. Bejn Minuten später kehrte er

mit einem sehnigen, kurzbeinigen, von der Sonne ganz dunkel gebrannten Tschetschenzen zurück, der eine in allen Nähten geplätzte gelbe Tscherkeska mit zerfranstem Ärmeln und ein Paar schlechtstichende schwarze Lederstrümpfe trug. Chadschi-Murat begrüßte den Eintretenden und begann sogleich, ohne viele Worte zu verlieren:

„Kannst du meinen Muriden zu den Russen führen?“

„Ja, das kann ich,“ antwortete Bata munter. „Warum soll ich's nicht können? Rein Tschetschenze bringt ihn so sicher hin wie ich. Ein anderer würde dir vielleicht alles mögliche versprechen und gar nichts ausführen. Ich bring' ihn aber sicher hin.“

„Gut,“ sagte Chadschi-Murat. „Für deine Mühe erhältst du drei Silberrubel.“ Er hielt ihm drei Finger vor die Augen. Bata nickte zum Zeichen, daß er ihn verstanden habe, mit dem Kopfe. Er fügte jedoch hinzu, es komme ihm nicht auf das Geld an, er tue es nur der Ehre wegen, Chadschi-Murat zu dienen. Man kenne Chadschi-Murat in den Bergen sehr gut und wisse, wie wacker er auf die russischen Schweine losgeschlagen habe.

„Es ist gut,“ sagte Chadschi-Murat. „Ein guter Strick ist lang, eine gute Rede aber kurz.“

„Nun, ich bin schon still,“ sagte Bata.

„Kennst du die Stelle, wo der Argün gegenüber dem steilen Abhange die Wendung macht? Dort liegt eine Waldwiese, zwei Heuschöber stehen darauf . . .“

„Ja, ich kenne die Stelle.“

„Dort erwarten mich drei meiner Berittenen,“ sagte Chadschi-Murat.

„Aija,“ sprach Bata und nickte mit dem Kopfe.

„Frag nur nach Chan-Mahoma. Chan-Mahoma weiß, was zu tun und zu sagen ist. Ihn sollst du zum Fürsten Woronzow, dem russischen Befehlshaber, führen. Kannst du das?“

„Ja, ich werde ihn hinführen.“

„Hinführen und auch wieder zurückführen — kannst du das?“

„Ja, das kann ich.“

„Du führst ihn zurück und kommst mit ihm wieder nach der Waldwiese. Dort werde ich inzwischen eintreffen.“

„Alles werde ich tun,“ sagte Bata, erhob sich, kreuzte die Arme über der Brust und ging hinaus.

„Nun muß ich noch einen Mann nach Tschetschi schicken,“ sagte Chadschi-Murat zu dem Hausherrn, als Bata hinausgegangen war. „In Tschetschi ist folgendes auszurichten . . .“ fuhr er fort, während er an einer der an seiner Tscherkeska befestigten Patronen zu nesteln begann. Er ließ jedoch die Hand sogleich wieder sinken und schwieg, als er zwei Frauen erblickte, die in die Hütte eintraten. Die eine von ihnen war Sados Gattin — dieselbe hagere, nicht mehr junge Frau, die vorhin die Rissen gebracht hatte. Die andere war ein noch ganz junges Mädchen in roten Pluderhosen und grünem Beschmet, mit einem Schmuck aus Silbermünzen, der die ganze Brust bedeckte. Am Ende ihres nicht sehr langen, dicken, schwarzen Bopfes, der zwischen ihren Schultern über den schmalen Rücken herabhing, war ein Silberrubel befestigt. Sie hatte dieselben munter blinkenden, schwarzen Rirschenaugen wie ihr Vater und ihr Bruder, suchte jedoch ihrem jugendlichen Gesichte

einen strengen Ausdruck zu geben. Sie blickte die Gäste nicht an, doch sah man sogleich, daß sie ihre Anwesenheit fühlte.

Sados Gattin brachte einen niedrigen, runden kleinen Tisch, auf dem sich Tee, Honig, Käse, Maiskuchen, Süßbrot und Butterfladen befanden. Das junge Mädchen trug ein Becken, eine Metallkanne und ein Handtuch herbei.

Sado und Chadtschi-Murat schwiegen, während die Frauen, in ihren weichen roten Schuhen unhörbar hin und her schreitend, den Tisch vor den Gästen bereit stellten. Eldar saß die ganze Zeit über, da die Frauen in der Hütte weilen, unbeweglich wie eine Statue auf seinem Platze und hielt die schönen Widderaugen auf die gekreuzten Beine geheftet. Erst als die Frauen hinausgegangen und ihre weichen Schritte hinter der Tür verhallt waren, atmete er erleichtert auf. Chadtschi-Murat faßte nun wieder nach der Patrone an seiner Tscherkeska, zog zuerst die Kugel heraus und nahm dann einen zusammengerollten Zettel aus der Hülse.

„Das ist für meinen Sohn bestimmt,“ sagte er, auf den Zettel zeigend.

„Wohin soll die Antwort gebracht werden?“ fragte Sado.

„Zu dir, und du wirfst sie mir geben.“

„Das soll geschehen,“ sagte Sado und verbarg den Zettel in seiner Tscherkeska. Dann nahm er mit beiden Händen die Ranne und schob das Becken vor Chadtschi-Murat hin. Chadtschi-Murat streifte die Ärmel seines Beschemets an den muskulösen weißen Armen bis oberhalb des Handgelenkes auf und hielt seine Hände unter den kristallklaren, kühlen Wasser-

strahl, den Sado aus der Ranne herausfließen ließ. Das gleiche tat hierauf auch Eldar. Während die Gäste aßen, saß Sado ihnen gegenüber und dankte ihnen immer wieder für ihren Besuch. Der an der Tür sitzende Knabe wandte seine blitzenden schwarzen Augen von Chadschi-Murat nicht einen Augenblick ab und lächelte, als wollte er durch sein Lächeln die Worte des Vaters bestätigen.

Ob schon Chadschi-Murat seit vierundzwanzig Stunden nichts genossen hatte, aß er doch nur ein wenig Käse und Brot. Mit dem kleinen Messer, das er unter seinem Dolche hervorzog, nahm er etwas Honig, den er sich auf das Brot strich.

„Wir haben sehr schönen Honig, seit Jahren hatten wir nicht mehr so viel und so guten Honig,“ sagte der Alte, offenbar stolz darauf, daß Chadschi-Murat von seinem Honig aß.

„Ich danke,“ sagte Chadschi-Murat und hörte auf zu essen. Eldar hatte wohl noch Hunger, doch folgte er dem Beispiel seines Murschid*), rückte vom Tische ab und reichte Chadschi-Murat das Becken und die Ranne.

Sado wußte, daß er sein Leben aufs Spiel setzte, indem er Chadschi-Murat bei sich aufnahm, da nach Ausbruch des Streites zwischen Schamyl und Chadschi-Murat an alle Einwohner der Tschetschna, unter Androhung der Todesstrafe, das Verbot ergangen war, Chadschi-Murat zu beherbergen. Er wußte, daß die Bewohner des Dorfes jeden Augenblick von der Anwesenheit Chadschi-Murats in seinem Hause erfahren und seine Auslieferung verlangen konnten. Doch das machte Sado keineswegs bange. Er hielt

*) Lehrer, Meister.

es für seine Pflicht, einen Gast zu beschützen, selbst wenn es ihn sein Leben kosten sollte, und es erfüllte ihn mit Genugtuung und Stolz, sich sagen zu können, daß er so handelte, wie es seine Pflicht gebot.

„Solange du in meinem Hause weilst und mein Kopf mir noch zwischen den Schultern sitzt, wird niemand dir etwas anhaben,“ sprach er zu Chadschi-Murat.

Chadschi-Murat sah ihm in die blickenden Augen, und als er darin las, daß Sados Worte aufrichtig gemeint waren, sprach er mit einiger Feierlichkeit:

„Freude und langes Leben mögen dir zuteil werden!“

Sado kreuzte schweigend die Arme über der Brust, zum Zeichen seines Dankes für die wohlmeinenden Worte.

Nachdem er die Fensterläden geschlossen und im Ramin Holz nachgelegt hatte, verließ er in ganz besonders froher und angeregter Stimmung das Gastzimmer und begab sich nach jenem Teil der Behausung, in dem die Seinigen wohnten. Die Frauen schliefen noch nicht, sondern sprachen von den gefährlichen Gästen, die im Gastzimmer nächtigten.

2.

In derselben Nacht hatten drei Soldaten und ein Unteroffizier die fünfzehn Werst von dem Dorfe, in dem Chadschi-Murat nächtigte, entfernte Festung Wosdwišenskoje durch das Schachgirinische Thor verlassen. Die Soldaten trugen kurze Pelze nebst Fellmützen und bis über die Knie reichende Stiefel, wie sie damals die kaukasischen Soldaten zu tragen pflegten; der gerollte Mantel war über den Rücken gehängt.

Die Soldaten marschierten zunächst mit dem Gewehr über der Schulter auf der Straße daher; nach etwa fünfhundert Schritten bogen sie ab, gingen, mit den Stiefeln das trockene Laub aufwühlend, noch etwa zwanzig Schritte nach rechts und machten neben einer umgebrochenen Platane, deren Stamm auch im nächtlichen Dunkel noch sichtbar war, Halt. An dieser Platane wurde in der Regel ein Geheimposten ausgestellt.

Die funkelnden Sterne, die, solange die Soldaten durch den Wald marschierten, über die Baumwipfel dahinzueilen schienen, hatten jetzt gleichfalls Halt gemacht und blinkten hell zwischen den entlaubten Zweigen der Bäume hindurch.

„Da wären wir,“ sagte der Unteroffizier Panow trocken, während er das lange Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett von der Schulter nahm und gegen einen Baumstamm warf, daß es nur so klorrte. Die drei Soldaten folgten seinem Beispiel.

„Nun hab' ich sie weiß Gott verloren!“ sagte Panow ärgerlich. „Entweder habe ich sie zu Hause vergessen, oder sie ist mir unterwegs herausgefallen.“

„Was suchst du denn?“ fragte einer der Soldaten mit munterer, lockerer Stimme.

„Meine Pfeife — weiß der Teufel, wo ich sie gelassen habe!“

„Hast du wenigstens das Pfeifenrohr?“ fragte dieselbe Stimme.

„Ja, hier ist's.“

„Wart', dann wollen wir gleich Abhilfe schaffen, du kannst aus der Erde rauchen.“

Es war eigentlich verboten, auf dem Geheimposten zu rauchen, aber dieser Geheimposten hier war eigentlich gar kein solcher, sondern eher eine vor-

geschobene Wache, die lediglich darauf zu achten hatte, daß die Bergbewohner nicht, wie es früher geschehen war, unbemerkt ihr Geschütz an die Festung heranbrachten und diese beschossen. Panow sah nicht ein, weshalb er sich unter solchen Umständen das Vergnügen des Rauchens versagen sollte, und so ging er auf den Vorschlag des munteren Soldaten ohne weiteres ein. Der Soldat nahm sein Messer aus der Tasche und grub damit ein Loch in dem Waldboden aus. Nachdem er die Erde an allen Seiten glatt angedrückt hatte, setzte er das Pfeifenrohr hinein, füllte das Loch mit Tabak, drückte ihn fest hinein, und die Pfeife war fertig. Das Feuerzeug blitzte auf und erhellte für einen Augenblick das knochige Gesicht des Soldaten, der auf dem Bauche dalag. Ein Pfeifen ließ sich in dem Rohre vernehmen, und Panow zog mit Behagen den angenehmen Duft des glimmenden Tabaks ein.

„Na, hast du es fertig gebracht?“ fragte er den Soldaten.

„Und ob — da, sieh doch!“ antwortete dieser.

„Bist doch ein tüchtiger Kerl, Awdjejew — ein ganz durchtriebener Bursche.“

Awdjejew rückte zur Seite, um Panow Platz zu machen. Während noch eine letzte Rauchwolke seinem Munde entstieg, legte Panow sich lang hin auf den Bauch, wischte das Mundstück des Pfeifenrohrs mit dem Ärmel ab und begann drauflos zu dampfen.

Als alle der Reihe nach drangewesen waren, kamen sie ins Gespräch.

„Der Kompagniechef soll wieder mal in die Kasse gegriffen haben. Mächtig viel soll er verspielt haben,“ sagte einer der Soldaten in lässigem Tone.

„Er wird's schon zurückgeben,“ meinte Panow.

„Gewiß doch, er ist ein braver Offizier,“ bestätigte Awdjejew.

„Was heißt brav!“ versetzte düster der Soldat, der die Sache aufs Tapet gebracht hatte. „Ich meine, die Kompagnie sollte ihn zur Rede stellen — wenn er's schon genommen hat, dann mag er sagen, wie viel, und wann er's zurückzahlen wird.“

„Darüber muß die Kompagnie entscheiden,“ sagte Panow, die Pfeife aus dem Munde lassend.

„Das versteht sich, dafür hat sie ihren Verstand, gerade so gut wie der einzelne Mensch,“ pflichtete Awdjejew ihm bei.

„Es muß Hafer gekauft werden, und zum Frühjahr brauchen wir neue Stiefel — woher soll das Geld genommen werden, wenn er es wegnimmt?“ murrte der Unzufriedene.

„Ich sage ja: die Kompagnie mag's entscheiden,“ wiederholte Panow. „Es wäre nicht das erste Mal, daß er's nimmt und wieder zurückgibt.“

In jener Zeit verwaltete beim kaukasischen Heere jede Kompagnie ihre ökonomischen Angelegenheiten durch erwählte Vertrauensleute. Sie erhielt aus der Kasse sechs und einen halben Rubel auf den Mann und verproviantierte sich dafür selbst, pflanzte Kohl, mähte Heu, hatte ihren eigenen Fuhrpark und war stolz auf ihre wohlgenährten Pferde. Das Geld der Kompagnie befand sich in einer Schatulle, deren Schlüssel der Kompagniechef in Verwahrung hatte, und es kam häufig vor, daß dieser Anleihen bei der Schatulle machte. Ein solcher Fall lag auch diesmal wieder vor, und eben davon sprachen die Soldaten. Der mürrische Soldat — Nikitin hieß er — wollte,

daß der Chef Rechenschaft ablege, während Panow und Awdjejew der Ansicht waren, daß dies nicht nötig sei.

Nach Panow kam Nikitin an die Reihe, ein paar Büge aus der Pfeife zu tun, worauf er seinen Mantel neben einem Baume ausbreitete und, mit dem Rücken gegen den Baumstamm gelehnt, sich nieder setzte. Die Soldaten verstummten. Man hörte nur das Rauschen des Windes hoch oben in den Wipfeln der Bäume. Mitten durch dieses ununterbrochene, leise Geräusch hindurch ertönte plötzlich das Heulen, Winseln, Weinen und Lachen der Schakale.

„Da — wie sie lachen, die Biester!“ sagte Awdjejew.

„Sie lachen dich aus, weil deine Schnauze schief ist,“ ließ der vierte Soldat, ein Kleinrusse, seine feine, singende Stimme vernehmen.

Wieder wurde es still; nur der Wind strich durch das Geäst der Bäume und bewegte diese, daß die Sterne am Himmel abwechselnd verdeckt und wieder sichtbar wurden.

„Sag' mal, Antonytsch,“ fragte plötzlich der muntere Awdjejew den Unteroffizier, „kommt es dir auch mal vor, daß die Sehnsucht dich erfaßt?“

„Was für eine Sehnsucht?“ fragte Panow griesgrämlich.

„Mich packt es manchmal so schlimm, so schlimm, daß ich selber nicht weiß, was ich mit mir anfangen soll.“

„Was du sagst!“ bemerkte Panow.

„Weißt du noch, wie ich damals das Geld vertrank? Auch das geschah nur aus lauter Sehnsucht. Wie es so über mich kam, sagte ich mir: „Nun wirst du dich mal ganz gehörig bezechnen!““

„Es wird aber manchmal noch schlimmer, wenn man trinkt.“

„Gewiß, auch das hab' ich schon erlebt — doch was soll ich machen?“

„Wonach sehnst du dich denn eigentlich so sehr?“

„Wonach ich mich sehne? Nach der Heimat, nach den Meinigen sehn' ich mich.“

„Ihr seid wohl sehr reich?“

„Nicht gerade reich, aber wir hatten zu leben. Ganz gut haben wir gelebt,“ sagte Awdjejew und erzählte dem Unteroffizier zum soundsovielten Male seine Lebensgeschichte.

„Ich bin nämlich freiwillig für meinen älteren Bruder eingetreten,“ sagte er. „Er hatte fünf Kinder, und ich war eben jung verheiratet. Mütterchen bat mich so sehr, und da dachte ich: ‚Was kommt mir's schon darauf an, vielleicht vergelten sie es mir einmal'. Ich ging zum Gutsbesitzer — ein guter Herr war's, den wir hatten, und er sagte zu mir: ‚Das ist brav von dir, geh nur'. Na, und so bin ich eben für den Bruder eingesprungen.“

„Das war sehr schön von dir,“ meinte Panow.

„Ja, und möchtest du's wohl glauben, Antonytsch: jetzt sehne ich mich heim! Warum bin ich eigentlich für den Bruder eingesprungen? frag' ich mich. Er spielt jetzt den Herrn, und ich kann mich hier schinden. Und je mehr ich darüber nachdenke, desto schlimmer wird's. Das mag wohl sündhaft sein, aber was soll ich machen?“

Awdjejew schwieg.

„Wollen wir nicht wieder ein Pfeifchen rauchen?“ fragte er nach einem Weilchen.

„Na, dann stopf' sie mal wieder!“ meinte einer von den Soldaten.

Doch sie kamen nicht mehr dazu, die Pfeife zu rauchen. Raum hatte Awdjejew sich erhoben und mit dem Stopfen der „Pfeife“ begonnen, als sich durch das leise Rauschen des Windes Schritte auf dem Wege vernehmen ließen. Panow griff nach seinem Gewehr und stieß Nikitin mit dem Fuße an. Nikitin erhob sich und nahm seinen Mantel auf. Auch Bondarenko, der vierte Soldat, stand auf.

„Was für 'nen schönen Traum hatte ich doch, Brüder!“ begann er.

Awdjejew ließ einen leisen Bisslaut hören, zum Zeichen, daß er schweigen solle, und die Soldaten standen da und lauschten. Die leichten Schritte von Leuten, die offenbar keine Stiefel trugen, kamen näher. Immer deutlicher und deutlicher hörte man in der Dunkelheit das Rascheln der trockenen Blätter und Zweige. Dann vernahm man ein Gespräch in der an Rehlauten reichen Sprache der Tschetschenzen. Bald hörten die Soldaten nicht nur die Stimmen, sondern sahen auch zwei Schatten, die im matten Schimmer der sternhellen Nacht zwischen den Bäumen hinhuschten. Der eine Schatten war länger, der andere kürzer. Als die Schatten in einer Linie mit dem Posten waren, trat Panow mit zweien seiner Kameraden, das Gewehr im Anschlag, auf die Straße hinaus.

„Halt! Wer da?“ rief er.

„Tschetschenze, friedlich,“ sagte der kleinere der beiden Ankömmlinge, der kein anderer war als Bata. „Gewehr nicht, Säbel nicht,“ sagte er, auf sich selbst zeigend. „Fürst sprechen.“

Der Größere der beiden stand schweigend neben seinem Gefährten. Auch er war unbewaffnet.

„Es werden Sendboten sein,“ erklärte Panow, zu den Kameraden gewandt. „Wir müssen sie zum Oberst bringen.“

„Fürst Woronzow sprechen, sehr nötig, große Ding,“ sagte Bata.

„Gut, wir bringen euch hin,“ versetzte Panow. „Du kannst sie mit Bondarenko hinbringen,“ wandte er sich zu Awdjejew. „Übergib sie dem diensttuenden Offizier und komm wieder zurück. Sei aber vorsichtig — laß sie immer vorausgehen!“

„Na, da hat das hier auch noch mitzureden,“ sagte Awdjejew und machte mit dem Bajonett eine Bewegung, als wollte er zustechen. „Sowie sich einer verdächtig macht, gibt es so was!“

„Nicht doch, wir wollen ihn doch ganz hinbringen,“ meinte Bondarenko.

„Na, geht nun — vorwärts, marsch!“

Als die Schritte der beiden Soldaten, die mit den Boten davonzogen, in der Ferne verhallt waren, begaben sich Panow und Nikitin wieder an ihren Platz.

„Was Teufel haben die Kerle hier in der Nacht zu suchen?“ sagte Nikitin.

„Es muß wohl irgend etwas Wichtiges sein,“ entgegnete Panow. „Es ist recht frisch geworden,“ fügte er dann hinzu, wickelte seinen Mantel auseinander, zog ihn an und setzte sich unter den Baum, gegen dessen Stamm er sich lehnte.

Zwei Stunden darauf kehrten Awdjejew und Bondarenko zurück.

„Na, habt ihr sie richtig hingebracht?“ fragte Panow.

„Ja. Beim Oberst war man noch auf, wir brachten

sie gleich dorthin. Sind doch ganz prächtige Jungen, diese Rahlköpfe, sag' ich dir," fuhr Awdjew fort. „Bei Gott! Hab' mich sehr gut mit ihnen unterhalten.“

„Du unterhältst dich mit aller Welt gut," sagte Nikitin mürrisch.

„Nein, wirklich — ganz wie die Russen sind sie. Der eine ist verheiratet. ‚Maruschka‘, frag' ich ihn — ‚bar?‘ — ‚Bar‘, sagt er. ‚Schafe‘, frag' ich ihn, ‚bar?‘ — ‚Bar‘, sagt er, ‚viele‘. ‚Pferdchen‘, frag' ich hin, ‚bar?‘ — ‚Ein Paar‘, sagt er. Und so ging es weiter. Prächtige Leute, wirklich!“

„Was heißt da prächtig!" sagte Nikitin. „Triffst er dich irgendwo allein, dann schlägt er dir den Bauch auf, ohne sich zu bedenken.“

„Der Tag wird bald anbrechen," meinte Panow.

„Ja, die Sterne werden schon blasser," sagte Awdjew, sich niederlegend. Und die Soldaten verstummten wieder.

3.

Die Fenster der Kaserne und der kleinen Soldatenhäuschen waren längst dunkel, und nur in einem der großen Häuser der Festung waren noch alle Fenster erhellt. In diesem Hause wohnte der Kommandeur des Kurinischen Regiments, Fürst Semjon Michajlowitsch Woronzow, ein Sohn des Oberstkommandierenden gleichen Namens, der als Statthalter in Tiflis residierte. Der junge Woronzow lebte mit seiner Gattin Maria Wassiljewna, einer gefeierten Petersburger Schönheit, in der kleinen kaukasischen Festung auf größtem Fuße, wie noch nie ein Mensch in dieser Gegend gelebt hatte. Woron-

zow aber, und ganz besonders seiner Frau, schien es, daß sie hier nicht nur ein sehr bescheidenes, sondern geradezu ein entbehrungsvolles Leben führten. Allen anderen Leuten deuchte ihr Leben ganz erstaunlich üppig und prunkhaft.

Jetzt, um die Mitternachtsstunde, saß der Hausherr in dem großen Salon mit dem den ganzen Fußboden bedeckenden Riesenteppich und den herabgelassenen schweren Portieren im Kreise seiner Gäste an dem von vier Kerzen erleuchteten Spieltisch und spielte mit ihnen Karten. Fürst Woronzow war ein blonder Mann mit langem Gesichte; er trug die Uniform eines Flügeladjutanten, mit Namenszug und Achselschnüren; sein Partner beim Spiel war ein Kandidat der Petersburger Universität, ein junger Mensch von mürrischem, struppigem Aussehen, den die Fürstin vor kurzem als Lehrer ihres Sohnes aus erster Ehe engagiert hatte. Ihre Spielgegner waren zwei Offiziere, der von der Garde übergetretene Kompagniechef Poltorazkij, ein Mensch mit vollem, rotem Gesichte, und der Regimentsadjutant, der in auffallend gerader Haltung, mit kühlem Ausdruck in dem schönen Gesichte, darsaß. Die Fürstin Maria Wassiljewna selbst, eine stattliche Schöne von hohem Wuchse, mit großen Augen und dichten, schwarzen Brauen, saß neben Poltorazkij, dessen Beine sie mit ihrer Krinoline berührte, und sah ihm in die Karten. Ihre Worte, ihre Blicke, ihr Lächeln, jede Bewegung ihres Körpers, das Parfüm, dessen Duft sie ausströmte — alles das verdrehte Poltorazkij so sehr den Kopf, daß er über ihrer Gegenwart sich selbst vergaß, beim Spiel Fehler über Fehler machte und seinen Partner immer mehr aus dem Häuschen brachte.

„Nein, das ist nicht zum Aushalten — nun ver-schenkt er schon wieder ein As!“ sagte der Adjutant und wurde ganz rot vor Ärger, als Poltorazkij aus Unachtsamkeit ein As abwarf.

Poltorazkij riß, als wenn er eben aus dem Schlafe erwachte und nicht wüßte, um was es sich handelte, seine gutmütigen, schwarzen Augen weit auf und sah den unzufriedenen Adjutanten groß an.

„Nun, verzeihen Sie ihm schon,“ sagte Maria Wassiljewna lächelnd. „Sie sehen, daß ich recht hatte — ich sagte es Ihnen gleich,“ wandte sie sich an Poltorazkij.

„Sie haben mir doch kein Wort davon gesagt,“ sagte Poltorazkij lächelnd.

„Wirklich nicht?“ entgegnete sie und lächelte wieder. Und dieses Lächeln, das gleichsam eine Antwort auf sein eigenes Lächeln war, erregte und entzückte Poltorazkij so sehr, daß er feuerrot wurde, in seiner Ekstase mechanisch nach den Karten griff und sie zu mischen begann.

„Ich gebe die Karten,“ sagte der Adjutant streng, nahm ihm das Spiel aus der Hand und verteilte die Karten mit seiner ringgeschmückten weißen Hand so nonchalant, als wenn er sie nur so rasch wie möglich loszuwerden suchte.

Der Kammerdiener des Fürsten betrat den Salon und meldete, daß der diensttuende Offizier den Fürsten zu sprechen wünsche.

„Die Herren gestatten wohl,“ sagte der Fürst, der das Russische mit englischem Akzent sprach. „Viel-leicht vertrittst du mich so lange, Marie . . .“

„Ist's den Herren recht?“ fragte die Fürstin, während sie sich in den rauschenden Seidengewändern,

mit dem strahlenden Lächeln einer glücklichen Frau, rasch und leicht in ihrer ganzen stattlichen Größe erhob.

„Mir ist jederzeit alles recht,“ sagte der Adjutant, im stillen sehr zufrieden, daß die Fürstin, die keine Ahnung vom Spiel hatte, jetzt gegen ihn spielen sollte. Poltorazkij lächelte nur übers ganze Gesicht vor lauter Staunen und Glück.

Der Robber war zu Ende, als der Fürst in den Salon zurückkam. Er war in sehr angeregter, heiterer Stimmung.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Herrschaften.“

„Nun?“

„Trinken wir ein Glas Champagner!“

„Dazu bin ich stets bereit,“ sagte Poltorazkij.

„Sehr angenehm,“ sagte der Adjutant.

„Wassilij, Champagner!“ wandte der Fürst sich zu dem Kammerdiener.

„Warum wurdest du gerufen?“ fragte Maria Wassiljewna.

„Der Offizier vom Dienst wollte mich sprechen — und noch jemand anders . . .“

„Wer? Was gibt's?“ fragte Maria Wassiljewna hastig.

„Ich kann es nicht sagen,“ versetzte Woronzow achselzuckend.

„Du kannst es nicht sagen?“ wiederholte Maria Wassiljewna. „Nun, das werden wir sehen.“

Man brachte den Champagner. Die Gäste tranken jeder ein Glas, beendeten das Spiel, rechneten ab und verabschiedeten sich voneinander.

„Ihre Kompagnie soll morgen eine Streife durch den Wald unternehmen?“ fragte der Fürst Poltorazkij.

„Ja — warum?“

„Nun, dann sehen wir uns morgen,“ sagte der Fürst mit leichtem Lächeln.

„Sehr angenehm,“ sagte Poltorazkij, der gar nicht recht verstanden hatte, was Woronzow zu ihm sagte, und nur an den Händedruck dachte, den er sogleich mit Maria Wassiljewna tauschen würde.

Die Fürstin drückte nicht nur Poltorazkij's Hand, sondern schüttelte sie auch nach ihrer Gewohnheit recht kräftig. Sie kam noch einmal auf den Fehler zu sprechen, den er beim Spiel gemacht hatte, als er fälschlicherweise mit Karo herauskam, und auf ihrem Gesichte lag dabei ein Lächeln, das ihm ganz besonders freundlich und verheißungsvoll erschien.

Als Poltorazkij nach Hause ging, befand er sich in einer begeisterten Stimmung, die nur jemand begreifen kann, der gleich ihm in der großen Welt aufgewachsen ist und nach monatelangem, rauhem Kriegsdienst wieder einer Frau aus jener Welt, noch dazu einer Frau wie der Fürstin Woronzow, begegnet.

Als er an das Häuschen kam, in dem er mit einem Kameraden wohnte, stieß er mit dem Fuße gegen die Außentür, doch die Tür war verschlossen. Er begann zu klopfen, aber niemand öffnete. Er ward ärgerlich und stieß nochmals mit dem Fuße und dem Säbel gegen die verschlossene Tür. Hinter der Tür ließen sich Schritte vernehmen, und Poltorazkij's leibeigener Diener Wawila schob den Riegel zurück.

„Wie kommst du auf einmal darauf, die Tür zu verriegeln? Tölpel!“

„Es kann doch so leicht jemand eindringen, Alexej Wladimiro . . .“

„Bist wieder mal betrunken, was? Wart', ich will dich lehren . . .“

Er wollte Wawila einen Schlag versetzen, besann sich jedoch eines andern.

„Na, hol' dich schon der Teufel. Mach' Licht!“

„Sofort, im Augenblick . . .“

Wawila war in der Tat betrunken, er war beim Beugunteroffizier zur Namenstagsfeier gewesen.

Als er nach Hause gekommen, hatte er so allerhand Vergleiche zwischen seinem eigenen Leben und dem Leben des Beugunteroffiziers Iwan Matwejewitsch angestellt. Iwan Matwejewitsch hatte seine schönen Einnahmen, war verheiratet und hoffte, nach einem Jahre seinen Abschied zu bekommen.

Wawila dagegen war als Knabe von der Herrschaft ins Haus genommen worden, und er zählte bereits vierzig Jahre und war noch immer nicht verheiratet, sondern mußte mit seinem liederlichen Herrn dieses elende Lagerleben führen.

Er war ja kein böser Mensch, sein Herr, er prügelte ihn nur selten einmal, aber was für ein Leben war das im Grunde genommen! Er hatte versprochen, sobald er aus dem Kaukasus nach Hause käme, ihm den Freibrief zu geben; aber was sollte Wawila mit dem Freibrief anfangen?

„Ein Hundeleben ist's,“ dachte Wawila, und weil er sehr schläfrig war, beschloß er, sogleich zu Bett zu gehen. Da er jedoch fürchtete, es könnte jemand kommen und etwas stehlen, so hatte er der Vorsicht halber den Riegel vorgeschoben.

Poltorazkij betrat das Zimmer, in dem er mit seinem Kameraden Tichonow zusammen schlief.

„Na, hast du verspielt?“ begann Tichonow, der bei seinem Eintritt erwacht war.

„Im Gegenteil — ich habe siebzehn Rubel gewonnen und eine Cliquot leeren helfen.“

„Und Maria Wassiljewna angehimmelt . . .“

„Und Maria Wassiljewna angehimmelt — ganz recht . . .“ wiederholte Poltorazkij.

„Es ist bald Zeit zum Aufstehen,“ sagte Tichonow, „um sechs Uhr sollen wir abmarschieren.“

„Geda, Wawila!“ rief Poltorazkij, „daß du mich ja um fünf Uhr weckst!“

„Damit Sie mich prügeln, wenn ich Sie wecke, nicht wahr?“

„Wecken sollst du mich — hörst du, Kerl?“

„Zu Befehl.“

Wawila nahm die Stiefel und Kleider seines Herrn und entfernte sich. Poltorazkij legte sich ins Bett, zündete sich lächelnd eine Zigarette an und löschte das Licht aus. Im Dunkeln sah er das lächelnde Gesicht Maria Wassiljewnas vor sich.

Bei Woronzows schlief man nicht sogleich ein. Als die Gäste fort waren, trat Maria Wassiljewna auf ihren Mann zu, blieb vor ihm stehen und sagte streng:

„Nun, wirst du mir jetzt sagen, wer da war?“

„Aber, meine Liebe . . .“

„Ach was, meine Liebe! Es war ein geheimer Abgesandter, nicht wahr?“

„Und wenn es selbst der Fall war — ich darf es nicht sagen.“

„Du darfst nicht? Gut, dann will ich es sagen!“

„Du?“

„Es war Chadschi-Murat, nicht wahr?“ sagte die Fürstin. Sie hatte bereits seit einigen Tagen von Unterhandlungen gehört, die mit Chadschi-Murat

geführt wurden, und vermutete nun, daß Chadschi-Murat selbst bei ihrem Manne erschienen sei.

Woronzow konnte nun nicht mehr leugnen, doch bereitete er seiner Frau eine Enttäuschung durch die Mitteilung, daß nicht Chadschi-Murat selbst, sondern nur ein Abgesandter erschienen sei — er habe ihm die Nachricht überbracht, daß Chadschi-Murat an der Stelle, wo im Walde das Holz gefällt würde, mit ihm zusammentreffen wolle.

In dem einförmigen Festungsleben, das die jungen Woronzows führten, bot dieses Ereignis immerhin eine Abwechslung, über die sie beide erfreut waren. Sie plauderten noch eine ganze Weile darüber, wie angenehm die Nachricht seinem Vater sein würde, und legten sich gegen drei Uhr zu Bett.

4.

Auf der Flucht vor den gegen ihn ausgesandten Muriden Schamyls begriffen, hatte Chadschi-Murat drei Nächte schlaflos verbracht, und als nun Sado ihm gute Nacht wünschte und das Zimmer verließ, fiel der Gast sogleich in tiefen Schlaf. Er schief in seinen Kleidern, auf die Hand gestützt, den Ellbogen in die roten Daunenkissen vergrabend, die ihm der Hausherr zurechtgelegt hatte. An der Wand, ganz in seiner Nähe, hatte Eldar sich niedergelegt. Eldar lag, die kräftigen jungen Schultern breit ausstreckend, auf dem Rücken, und seine hohe Brust mit den schwarzen Patronen auf der weißen Escherkeska lag höher als der frisch rasierte, bläulich schimmernde Kopf, der von dem Rissen herabgeglitten war. Seine mit leichtem Flaum bedeckte Oberlippe stand, wie bei einem Kinde, ab, und sein Mund schloß und

öffnete sich abwechselnd, als schlürfte er etwas. Auch er schlief, gleich Chadschi-Murat, in den Kleidern, mit der Pistole und dem Dolch im Gürtel. Das Feuer im Kamin verglomm, und das Lämpchen in der Nische schimmerte kaum merklich.

Mitten in der Nacht knarrte die Tür des Gastzimmers. Chadschi-Murat fuhr sogleich empor und griff zu seiner Pistole. Sado war es, der, kaum hörbar über den Estrich schreitend, ins Zimmer getreten war.

„Was gibt es?“ fragte Chadschi-Murat mit einer Miene, als hätte er überhaupt kein Auge geschlossen.

„Wir müssen Rat halten,“ sagte Sado, während er sich vor Chadschi-Murat niederkauerte. „Eine Frau hat vom Dache aus gesehen, wie du ankamst, sie hat es ihrem Manne erzählt, und nun weiß es das ganze Dorf, daß du hier bist. Soeben kam die Nachbarin zu meiner Frau und erzählte ihr, daß die Ältesten in der Moschee darüber beraten, ob sie dich nicht festnehmen sollen.“

„Dann muß ich aufbrechen,“ sagte Chadschi-Murat.

„Die Pferde sind bereit,“ sagte Sado und verließ rasch das Gastzimmer.

„Eldar,“ rief Chadschi-Murat leise seinen Gefährten. Als Eldar die Stimme seines Murschids vernahm und seinen eigenen Namen hörte, sprang er auf die kräftigen Beine empor und schob die Lammfellmütze auf dem Kopfe zurecht. Chadschi-Murat legte seine Waffen an und nahm den Filzmantel um. Eldar folgte seinem Beispiel, und beide traten aus der Hütte unter das Schuttdach. Der schwarzäugige Knabe führte ihre Pferde vor. Als der Hufschlag der Pferde auf der festgestampften Straße erklang, erschien ein Kopf in der Tür der Nachbarhütte, und

gleich darauf lief ein Mann, mit den Holzschuhen klappernd, bergan nach der Moschee.

Der Mond war nicht sichtbar, nur die Sterne schimmerten hell von dem schwarzen Himmel, und im Dunkel sah man die Umrisse der Hausdächer und der über die übrigen Gebäude emporragenden Moschee mit dem Minarett im oberen Teil des Dorfes. Von der Moschee her ließen sich laute Stimmen vernehmen.

Chadschi-Murat zog sein Gewehr an, setzte den Fuß in den schmalen Steigbügel, schwang sich leicht aufs Pferd und setzte sich in dem hohen Sattelpolster zurecht.

„Gott vergelt's,“ sagte er, zu seinem Gastfreund gewandt, während sein rechter Fuß gewohnheitsmäßig den zweiten Steigbügel suchte. Dann berührte er mit seiner Peitsche ganz leicht die Schulter des Knaben, der sein Pferd hielt, zum Zeichen, daß er zur Seite treten solle. Der Knabe trat zurück, und das Pferd wandte sich, als wenn es schon wüßte, was es zu tun hätte, mit raschem Schritt aus dem Seitengäßchen nach der Hauptstraße. Eldar ritt hinterher, während Sado in seinem Pelze, rasch die Arme hin und her schwenkend und abwechselnd von einer Seite der schmalen Straße nach der andern laufend, ihnen folgte.

An einer Ausfahrt, die auf die Straße hinausging, zeigte sich ein beweglicher Schatten, dann ein zweiter.

„Halt! Wer da? Bleib stehen!“ rief eine Stimme, und ein paar Gestalten traten den Reitern in den Weg.

Statt stehen zu bleiben, zog Chadschi-Murat seine Pistole aus dem Gürtel, trieb sein Pferd an und sprengte gerade auf die Leute los, die ihm den Weg

versperrten. Sie liefen zur Seite, und ohne sich umzusehen, jagte Chadschi-Murat in raschem Paßgang bergab, die Straße entlang. Eldar folgte ihm in scharfem Trabe. Zwei Schüsse fielen hinter ihnen, und zwei Kugeln pffiften vorüber, trafen jedoch keinen von ihnen. Chadschi-Murat ritt in demselben Tempo weiter. Als er etwa dreihundert Schritte zurückgelegt hatte, hielt er sein Pferd, das ein wenig außer Atem gekommen war, einen Augenblick an und lauschte in die Ferne. Vor ihm rauschte in der Tiefe ein rasch fließendes Wasser. Hinter ihm krächten die Hähne im Dorfe. Durch diese Laute hindurch ließ sich plötzlich der Hufschlag von Pferden und ein Gewirr von menschlichen Stimmen, die vom Dorfe her immer näher kamen, vernehmen. Chadschi-Murat trieb sein Pferd an und ritt, immer in derselben raschen Gangart, weiter. Die Verfolger jagten im Galopp heran und hatten Chadschi-Murat bald erreicht. Es waren an die zwanzig Reiter, die ihm nachsetzten, lauter Einwohner des Dorfes, die beschlossen hatten, Chadschi-Murat festzunehmen oder sich, um vor Schamyl gerechtfertigt dazustehen, wenigstens so zu stellen, als wollten sie ihn festnehmen. Als sie so nahe herangekommen waren, daß sie im Dunkeln zu sehen waren, machte Chadschi-Murat halt, ließ den Zügel sinken, streifte mit einem raschen Griff der linken Hand das Futteral von seiner Büchse ab und zog sie mit der rechten heraus. Eldar tat desgleichen.

„Was wollt ihr?“ rief Chadschi-Murat. „Mich festnehmen? Nun — so nehmt mich fest!“ Und er riß die Büchse an die Schulter.

Die Dorfbewohner blieben stehen. Die Büchse im

Arm, ritt Chadschi-Murat weiter, einen Abhang hinunter, der auf den Grund einer Schlucht führte. Die Verfolger ritten hinterher, ohne sich ihm zu nähern. Als Chadschi-Murat jenseits der Schlucht war, riefen sie ihm zu, er möchte doch anhören, was sie ihm zu sagen hätten. Als Antwort darauf schoß Chadschi-Murat seine Büchse ab und galoppierte davon. Als er sein Pferd anhielt, hörte er nichts mehr von seinen Verfolgern, auch die Hähne waren nicht mehr zu hören; dafür klang das Rauschen des Wassers im Walde jetzt vernehmlicher, und von Zeit zu Zeit ertönte der klagende Schrei eines Uhus. Die dunkle Wand des Waldes schien in nächste Nähe gerückt. Es war jener Wald, in dem Chadschi-Murat von seinen Muriden erwartet wurde. Als er den Waldrand erreicht hatte, machte er halt, holte tief Athem, ließ einen lauten Pfiff ertönen und horchte in die Nacht hinaus. Im nächsten Augenblicke schon ertönte ein gleicher Pfiff aus dem Walde. Chadschi-Murat bog vom Wege ab und ritt quer durch den Wald. Als er etwa hundert Schritte zurückgelegt hatte, sah er ein Feuer zwischen den Baumstämmen schimmern; menschliche Gestalten lagerten um das Feuer, dessen Schein auf ein in der Nähe grasendes, an drei Beinen gefesseltes, jedoch sattelfertiges Pferd fiel.

Es waren vier Männer, die um das Feuer herumsaßen. Einer von ihnen erhob sich rasch, kam auf Chadschi-Murat zu und griff nach seinem Zügel und Steigbügel. Es war Chadschi-Murats Blutsbruder Chanefi, der sein Hauswesen und seine Güter verwaltete.

„Lösch das Feuer aus,“ sagte Chadschi-Murat, während er vom Pferde stieg.

Die Leute am Feuer begannen sogleich, dieses auszulöschen, indem sie den brennenden Haufen auseinanderwarfen und die glimmenden Äste austraten.

„Ist Bata hier gewesen?“ fragte Chadschi-Murat, auf den Filzmantel zutretend, der auf der Erde hingebreitet lag.

„Ja. Er ist schon lange fort, mit Chan-Mahoma.“

„Welchen Weg haben sie eingeschlagen?“

„Diesen da,“ antwortete Chanefi — er zeigte nach einer Richtung, die jener entgegengesetzt war, aus der Chadschi-Murat gekommen.

„Es ist gut,“ sagte Chadschi-Murat und begann seine Büchse zu laden. „Wir müssen Wachen aufstellen, sie haben mir nachgesehen,“ sprach er dann zu einem der Männer, der noch damit beschäftigt war, das Feuer auszulöschen.

Es war der Tschetschenze Hamsalo, den Chadschi-Murat angesprochen hatte. Hamsalo ging zu dem Filzmantel, ergriff eine im Futteral steckende Büchse, die dort lag, und begab sich schweigend an den Rand der Lichtung, nach jener Seite, von der Chadschi-Murat hergekommen war. Eldar, der abgestiegen war und sein Pferd, wie auch dasjenige Chadschi-Murats, mit hochgestrecktem Kopfe an den Bäumen in der Nähe festgebunden hatte, begab sich gleichfalls mit der Büchse über der Schulter an den Rand der Lichtung. Das Feuer war ausgelöscht, und der Wald erschien nun nicht mehr so schwarz wie vorher. Am Himmel blinkten, wenn auch nur mit schwachem Schimmer, die Sterne.

Chadschi-Murat sah zu den Sternen auf — er suchte das Siebengestirn, das bereits bis zur Hälfte des Himmels emporgestiegen war. Sie sagten ihm,

daß es lange nach Mitternacht sei, und daß es längst Zeit sei, das Nachtgebet zu verrichten. Er ließ sich von Chanefi das Becken reichen, das stets beim Gepäck mitgeführt wurde, zog seinen Filzmantel an und begab sich an das Wasser.

Er zog seine Schuhe aus und nahm die Fußwaschung vor, worauf er mit bloßen Füßen auf dem ausgebreiteten Filzmantel niederhockte und zunächst, Augen und Ohren mit den Fingern zuhaltend, mit nach Osten gewandtem Gesichte das übliche Gebet sprach.

Als er das Gebet beendet hatte, kehrte er an den Lagerplatz zurück, setzte sich dort neben den Sätteln und Quersäcken auf den Filzmantel, stützte die Ellbogen auf die Knie, ließ den Kopf sinken und vertiefte sich in seine Gedanken.

Chadschi-Murat hatte stets an sein Glück geglaubt. Wenn er etwas unternahm, war er von vornherein fest davon überzeugt, daß der Erfolg ihm sicher sei, und er hatte in der That während seines stürmischen, von Kampf und Streit bewegten Lebens fast immer Glück gehabt. Und er hoffte, daß es auch diesmal nicht anders sein würde. Er stellte sich vor, daß er mit den Truppen, die ihm Woronzow zur Verfügung stellte, gegen Schamyl ziehen, ihn gefangen nehmen und an ihm Rache nehmen würde, daß alsdann der Zar ihn dafür belohnen und er nicht nur über Awarien, sondern auch über die gedemütigte Tschetschna herrschen würde. Mit diesen Gedanken beschäftigt, war er unversehens eingeschlafen.

Er sah im Traume, wie er mit seinen tapferen Getreuen unter Gesang und lautem Kampfschrei: „Chadschi-Murat kommt!“ gegen Schamyl losstürmte,

wie er ihn samt seinen Frauen gefangen nahm, und er hörte das Schluchzen und Weinen seiner Frauen. Er erwachte aus dem Traume: das Kampflied „La Illaha!“ das Kriegsgeschrei: „Chadschi-Murat kommt!“ und das Weinen der Frauen Schamyls war in Wirklichkeit nichts anderes als das Heulen, Weinen und Lachen der Schakale, die ihn aus dem Schlafe aufgestört hatten. Chadschi-Murat hob den Kopf empor, sah nach dem bereits zwischen den Baumstämmen hindurchschimmernden Morgenhimmel und fragte einen der Muriden, der ein wenig abseits von ihm saß, ob Chan-Mahoma schon zurück sei. Als er vernahm, daß Chan-Mahoma noch nicht da sei, ließ er den Kopf von neuem sinken und schlummerte sogleich wieder ein.

Er wurde durch die muntere Stimme Chan-Mahomas geweckt, der mit Bata von seiner Sendung zurückgekehrt war. Chan-Mahoma setzte sich sogleich zu Chadschi-Murat hin und begann ihm zu erzählen, wie die Soldaten ihn empfangen und zum Fürsten selbst geführt hätten, wie er mit dem Fürsten selbst gesprochen habe, wie der Fürst hocheifrig gewesen sei und versprochen habe, mit ihnen jenseits des Migik, auf der Schamylskischen Richtung, wo die Russen Holz fällen wollten, zusammenzutreffen. Bata unterbrach immer wieder den Bericht seines Gefährten und flocht seinerseits allerhand Einzelheiten ein.

Chadschi-Murat fragte seine Boten ganz eingehend und genau nach dem Wortlaut der Antwort, die Woronzow auf Chadschi-Murats Anerbieten, zu den Russen überzugehen, erteilt hätte. Sowohl Chan-Mahoma wie auch Bata antworteten einstimmig, der Fürst habe versprochen, Chadschi-Murat als seinen

Gast zu empfangen und aufs beste zu behandeln. Chadschi-Murat erkundigte sich noch über den Weg, und als Chan-Mahoma ihm versicherte, daß er den Weg ganz genau kenne und ihn sicher hinführen würde, nahm er Geld aus der Tasche und gab Bata die versprochenen drei Silberrubel. Seinen Leuten befahl er, aus den Quersäcken die kostbarsten golddamaszierten Waffen und die Lammfellmütze mit dem Turban hervorzuholen, sich selbst aber äußerlich so blank und sauber zu machen, daß sie in den Augen der Russen wohl bestehen könnten. Während sie die Waffen, das Sattelzeug, das Geschirr und die Pferde putzten, ward der Sternenhimmel bleicher und bleicher. Bald wurde es ganz hell, und der Morgenwind rauschte leise durch die Wipfel der Bäume.

5.

Am frühen Morgen, noch in der Dunkelheit, waren zwei Kompagnien mit Beilen unter dem Kommando Poltorazkijs bis auf zehn Werst vor das Schachgirinische Thor hinausmarschirt, hatten eine Vorpostenkette vorgeschoben und sich, sobald es zu tagen anfang, an das Fällen der Bäume gemacht. Gegen acht Uhr begann der Nebel, vermischt mit dem dichten, stidigen Rauch der in den Lagerfeuern knisternden feuchten Baumzweige, höher zu steigen. Die mit der Niederlegung des Waldes beschäftigten Soldaten, die einander vorher auf fünf Schritte nicht mehr gesehen, sondern nur noch gehört hatten, konnten jetzt sowohl die Lagerfeuer wie den von den Baumstämmen versperrten, quer durch den Wald führenden Weg deutlich unterscheiden. Die Sonne erschien von Zeit zu Zeit als ein leuchtender Fleck im Nebel,

um dann für eine Weile wieder unsichtbar zu werden. In einer kleinen Lichtung, abseits vom Wege, saßen auf den Trommeln Poltorazkij und sein Subalternoffizier Sichonow, ferner zwei Offiziere der dritten Kompagnie und ein ehemaliger Offizier der Chevaliergarde namens Baron Freese, ein Bekannter Poltorazkij's vom Pagenkorps her, der wegen eines Duells degradiert worden war. Um die Trommeln herum lagen leere Flaschen, Zigarettenstummel und Papierhüllen, in denen die Offiziere ihr Frühstück mitgebracht hatten. Sie hatten sich durch ein Glas Branntwein und einen Imbiß gestärkt und dann ein Glas Porter getrunken. Der Tambour war eben dabei, eine neue Flasche zu entkorken. Poltorazkij war, obschon er nicht ausgeschlafen hatte, doch in jener ganz besonderen, sorglos heiteren und gehobenen Stimmung, die ihn inmitten seiner Soldaten und Kameraden jedesmal überkam, sobald Gefahr ihn umwitterte.

Die Offiziere unterhielten sich lebhaft über die letzte Neuigkeit — den Tod des Generals Slepzow. Keiner von ihnen sah in diesem Tode jenen wichtigsten Augenblick des menschlichen Daseins, in dem das Leben zu Ende geht und zu jenem Urquell, aus dem es hervorgegangen, zurückkehrt — alle sahen vielmehr nur die Tapferkeit des kühnen Offiziers, der mit dem Säbel in der Faust kühn auf die Bergbewohner losgestürmt war und verzweifelt auf sie dreingehauen hatte.

Zwar wußten alle diese Offiziere, namentlich diejenigen von ihnen, die selbst schon mit im Feuer gewesen waren, daß es während jenes Krieges im Kaukasus niemals und nirgends zu solch einem Nahkampf mit dem Säbel gekommen war, wie man sich

ihn gewöhnlich vorstellt, und wie er auch vielfach geschildert wird. Sie wußten, daß, wenn schon ein Nahkampf mit Bajonett und Säbel vorkam, diese Waffen höchstens den Rücken des fliehenden Feindes bearbeiteten. Gleichwohl wurde die Fiktion eines solchen Nahkampfes von den Offizieren aufrecht erhalten, und sie war es, die ihnen jenen ruhigen Stolz und jene Heiterkeit verlieh, mit der sie teils in malerisch fecker, teils in vornehm reservierter Haltung auf den Trommeln saßen, rauchten, tranken und scherzten und sich nicht die geringste Sorge um den Tod machten, der jeden Augenblick an sie, ebenso wie an Slezprow, plötzlich herantreten konnte. Und wie zur Bestätigung der Erwartung, in der sie dasaßen, fiel plötzlich mitten in ihr Gespräch hinein links vom Wege her ein fecker Büchsenchuß, und eine Kugel pfiff lustig durch den Nebeldunst, um irgendwo in einen Baum einzuschlagen. Ein paar laute, dumpf knallende Schüsse aus den Gewehren der Soldaten antworteten auf den feindlichen Schuß.

„Aha,“ rief Poltorazkij in heiterem Tone, „das war in der Vorpostenkette! Nun, mein lieber Kostja,“ wandte er sich an Freese, „du hast wirklich Glück! Jetzt geh mal zur Kompagnie — wir werden gleich eine Schlacht haben, so wild und heiß, wie man sich sie nur wünschen kann. Das soll eine Galavorstellung werden.“

Der degradierte Baron sprang auf und begab sich raschen Schrittes nach jenem verqualmten Revier, in dem seine Kompagnie an der Arbeit war. Poltorazkij ließ sich seinen kleinen gelbmäuligen, dunkelbraunen Rabardiner vorführen, setzte sich darauf, ließ seine Kompagnie antreten und führte sie in der Richtung,

aus der der Schuß gefallen war, zur Vorpostenlinie vor. Die Vorpostenkette lag am Rande des Waldes, vor einer kahlen Schlucht, die sich niederwärts zog. Der Wind wehte nach dem Walde zu, und nicht nur der diesseitige Abhang, sondern auch die jenseitige Wand der Schlucht war deutlich sichtbar. Als Poltorazkij die Vorposten erreichte, trat gerade die Sonne aus dem Nebel hervor, und auf der gegenüberliegenden Seite der Schlucht, am Rande eines zweiten, niedrigen Waldes, der dort begann, wurden in einer Entfernung von etwa dreihundert Schritten einige Reiter sichtbar. Es waren die Tschetschenzen, die Chadschi-Murat verfolgt hatten und sich davon überzeugen wollten, daß er wirklich zu den Russen ging. Einer von ihnen hatte nach den Vorposten hinübergeschossen, und ein paar Soldaten aus der Vorpostenkette hatten ihm geantwortet. Die Tschetschenzen hatten sich zurückgezogen, und das Gewehrfeuer war eingestellt worden, als jedoch Poltorazkij mit seiner Kompagnie anmarschiert kam, ließ er sogleich wieder schießen. Kaum war der Befehl erteilt, als auch auf der ganzen Linie alsbald ein ununterbrochenes, ledes Knattern und Knallen einsetzte und bald hier, bald dort zierliche kleine Rauchwölkchen aufstiegen. Die Soldaten, die in der Schießerei eine willkommene Abwechslung sahen, luden in raschem Tempo ihre Gewehre und gaben Schuß auf Schuß ab. Die Tschetschenzen waren nicht faul und schossen gleichfalls auf die Soldaten, indem sie einzeln Mann für Mann vorsprangen. Einer ihrer Schüsse traf einen Soldaten. Es war derselbe Awdjejew, der mit auf dem Geheimposten gewesen war. Als die Kameraden zu ihm eilten, lag er mit dem Rücken nach oben

da, hielt beide Hände auf die am Bauche befindliche Wunde, zuckte von Zeit zu Zeit und stöhnte leise.

„Ich war gerade dabei, mein Gewehr zu laden, als ich ein Bischen hörte,“ erzählte Awdjejew's Nebenmann, „und wie ich hinschaue, seh ich, daß er das Gewehr fallen läßt.“

Awdjejew stand bei Poltorazkijs Kompagnie. Als dieser die Soldaten zusammenlaufen sah, ritt er an die Gruppe heran.

„Hast du was abbekommen, mein Lieber?“ fragte er. „Wohin denn?“

Awdjejew gab keine Antwort.

„Ich war gerade dabei zu laden, Euer Wohlgeboren,“ wiederholte der Nebenmann Awdjejew's, „als ich ein Bischen hörte, und wie ich hinsehe, hat er das Gewehr auch schon fallen lassen.“

„Tss, tss,“ schnalzte Poltorazkij mit der Zunge. „Tut's weh, Awdjejew?“

„Das nicht, aber gehen kann ich nicht. Um einen Schluß Branntwein möcht' ich bitten, Euer Wohlgeboren.“

Jrgend jemand reichte eine Flasche mit Spiritus hin, wie ihn die Soldaten im Kaukasus zu trinken pflegten, und Panow goß mit finsterner Miene einen Becher davon ein, den er Awdjejew reichte. Awdjejew kostete, schob jedoch sogleich den Becher mit der Hand fort.

„Die Seele mag ihn nicht,“ sagte er, „trink ihn nur selber.“

Panow leerte den Becher. Awdjejew versuchte wiederum, sich zu erheben, sank jedoch von neuem zurück. Die Kameraden breiteten einen Mantel aus und legten Awdjejew darauf nieder.

„Euer Wohlgeboren, der Herr Oberst kommt!“ rief der Feldwebel Poltorazkij zu.

„Gut — sieh du hier nach dem Rechten,“ sagte Poltorazkij, schwang die Reitpeitsche und ritt in scharfem Galopp Woronzow entgegen.

Woronzow kam, von einem Regimentsadjutanten, einem Kosaken und einem tschetschenzischen Dolmetscher gefolgt, auf seinem Fuchshengst, einem echten englischen Vollbluttier, herangeritten.

„Was ist denn bei Ihnen los?“ fragte er Poltorazkij.

„Eine Schar von feindlichen Reitern ist drüben aufgetaucht, sie haben die Vorposten angegriffen,“ antwortete ihm Poltorazkij.

„Und da mußten Sie gleich mit ihnen anbinden!“ sagte der Fürst.

„Nicht ich habe angefangen, Fürst,“ versetzte Poltorazkij lächelnd, „sondern sie selbst.“

„Ein Soldat soll verwundet sein, wie ich höre?“

„Ja, schade um ihn. Es ist ein tüchtiger Soldat.“

„Ist die Verwundung schwer?“

„Sie scheint schwer zu sein, ein Bauchschuß.“

„Und wissen Sie, wohin ich jetzt reite?“ fragte Woronzow. „Erraten Sie es nicht? Chadschi-Murat ist angekommen, wir werden ihn sogleich treffen.“

„Nicht möglich!“

„Gestern hat er einen Boten zu mir geschickt,“ sagte Woronzow, nur mit Mühe seine Freude verbergend. „Er erwartet mich jedenfalls schon auf der Lichtung. Lassen Sie die Postenkette bis an die Lichtung vorgehen, und kommen Sie dann zu mir zurück.“

„Zu Befehl,“ sagte Poltorazkij, legte die Hand an die Fellmütze und begab sich zu seiner Kompagnie.

Er führte selbst einen Teil der Kette nach rechts hinüber, während er die Besetzung der linken Seite dem Feldwebel übertrug. Der verwundete Awdjejew war inzwischen von den Soldaten nach der Festung gebracht worden. Poltorazkij war bereits wieder zu Woronzow unterwegs, als er in seinem Rücken einen Reitertrupp gewahr wurde, der ihn einzuholen suchte. Er machte Halt und erwartete die Herannahenden.

Allen übrigen voran ritt auf einem weißmähnigen Pferde ein Mann von eindrucksvollem Äußeren, mit einem Turban um die Lammfellmütze und mit kostbaren, goldverzierten Waffen im Gürtel. Es war kein anderer als Chadschi-Murat. Er ritt an Poltorazkij heran und sagte zu ihm irgend etwas auf tatarisch. Poltorazkij zog die Brauen hoch und suchte lächelnd die Achseln, zum Zeichen, daß er ihn nicht verstehe. Chadschi-Murat antwortete gleichfalls mit einem Lächeln, und dieses Lächeln überraschte Poltorazkij durch seine kindliche Gutmütigkeit. Poltorazkij hatte sich den kühnen Anführer der Bergbewohner ganz anders vorgestellt. Er erwartete einen finsternen, trockenen, absonderlichen Menschen zu sehen, und nun erblickte er einen harmlos schlichten Mann vor sich, der so gutmütig lächelte, als sei er ein alter Freund und Vertrauter. Nur eins fiel an seinem Gesichte auf: die weit auseinanderstehenden Augen, die ruhig, durchdringend und aufmerksam in die Augen anderer Leute schauten.

Das Gefolge Chadschi-Murats bestand aus vier Männern. Einer dieser Männer war Chan-Mahoma — derselbe, der in der Nacht vorher bei Woronzow gewesen war. Er hatte ein rundes, vor Lebensfreude strahlendes, rotwangiges Gesicht, in dem ein Paar

lebhaftes schwarzes Auge blickte. Dann war da ein breitschultriger, stark behaarter Mensch mit zusammengewachsenen Augenbrauen — der Aware Chanefi, der das Vermögen Chadschi-Murats verwaltete. Er führte ein Saumpferd am Bügel, das hoch mit Säcken bepackt war. Der dritte und vierte der Männer, die Chadschi-Murats Gefolge bildeten, fielen durch ihr Äußeres besonders auf. Der eine von ihnen, der junge Eldar, war ein schlanker, stattlicher Mensch mit den Augen eines Widder, breit in den Schultern und frauenhaft schmal über den Hüften, mit kaum sichtbarem Bartansatz. Der vierte und letzte war ein Einäugiger ohne Brauen und Wimpern, mit kurzgeschorenem, rotem Barte und einer mächtigen Schramme, die ihm quer über die Nase ging; es war der Tschetschenze Gamsalo.

Poltorazkij machte Chadschi-Murat auf den Fürsten aufmerksam, der soeben auf den Weg hinausritt. Chadschi-Murat ritt auf Woronzow zu, legte, als er ihn erreicht hatte, die rechte Hand auf die Brust, sagte irgend etwas auf tatarisch und hielt dann wie in Erwartung einer Antwort inne. Der Tschetschenze, der mit Woronzow gekommen war, übertrug Chadschi-Murats Worte: „Ich übergebe mich hiermit in die Gewalt des russischen Zaren und will ihm dienstbar sein,“ so lauteten seine Worte. „Ich wollte es schon lange tun, doch hat Schamyl es mir nicht gestattet.“

Nachdem Woronzow die Worte des Dolmetschers vernommen hatte, reichte er Chadschi-Murat die mit einem gemisledernen Handschuh bekleidete Hand. Chadschi-Murat blickte auf diese Hand, zögerte einen Moment, schüttelte sie dann aber kräftig und sagte

dabei irgend etwas, wobei er bald den Dolmetscher, bald Woronzow ansah.

„Er sagt, er habe sich keinem anderen ergeben wollen als gerade dir, weil du der Sohn des Sardar*) bist. Er schätzt dich besonders hoch.“

Woronzow nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er ihm für seine Hochachtung dankbar sei. Chadschi-Murat sagte dann noch irgend etwas, wobei er auf seine Begleiter zeigte.

„Er sagt, daß auch diese Leute, seine Muriden, ebenso wie er selbst den Russen dienstbar sein werden.“

Woronzow ließ seinen Blick über die vier Männer schweifen und nickte ihnen zu.

Chan-Mahoma, der Tschetschenze mit den munteren schwarzen Augen, nickte seinerseits Woronzow zu und sagte etwas, das wohl ziemlich lustiger Art sein mochte, da der starkbehaarte Awar Chanefi über das ganze Gesicht dazu lachte, wobei seine blinkend weißen Zähne sichtbar wurden. Der rothhaarige Samfalo warf Woronzow nur einen einzigen Blick aus seinem roten Auge zu und blickte dann wieder starr auf die Ohren seines Pferdes.

Als Woronzow und Chadschi-Murat mit ihren Begleitern nun nach der Festung ritten, machten die Soldaten, die nach Auflösung der Vorpostenkette da und dort in Gruppen zusammenstanden, ihre Bemerkungen über den Gast.

„Wie viel Seelen hat er auf dem Gewissen, der Höllenhund! Und jetzt wird er noch obendrein seine schöne Versorgung kriegen, gebt acht!“ sagte der eine.

„Das ist wohl möglich. Er war auch Schamyls bester Kommandeur. Jetzt hat er ausgesorgt.“

*) Der Oberstkommandierende.

„Ein tüchtiger Bursche ist er schon, dagegen ist nichts zu sagen. Ein richtiger Dschigit.“*)

„Und der Rothhaarige — habt ihr gesehen, wie der scheel geguckt hat? Wie ein Raubtier!“

„Das muß ein böser Hund sein!“

Hamsalo, der Rothhaarige, war ihnen ganz besonders aufgefallen.

Dort, wo das Holz gefällt wurde, kamen die Soldaten, die näher am Wege waren, rasch herbeigelaufen, um sich den seltsamen Zug anzusehen. Der Adjutant schrie sie an, doch Woronzow wehrte ihm.

„Mögen sie sich ihren alten Bekannten doch ansehen,“ meinte er. „Weißt du, wer der Mann da ist?“ fragte Woronzow, die Worte langsam mit seinem englischen Akzent herausbringend, den ihm zunächst stehenden Soldaten.

„Nein, Ew. Erzellenz.“

„Chadschi-Murat ist es. Hast du von ihm gehört?“

„Gewiß doch, Ew. Erlaucht, wir haben ihn oft genug verhauen.“

„Ihr habt aber auch euer Teil von ihm bekommen!“

„Das stimmt wohl, Ew. Erlaucht,“ antwortete der Soldat, ganz stolz darauf, daß er mit dem hohen Vorgesetzten hatte sprechen dürfen.

Chadschi-Murat begriff, daß von ihm gesprochen wurde, und ein heiteres Lächeln leuchtete in seinen Augen. Woronzow kehrte in gehobener Gemütsverfassung in die Festung zurück.

6.

Woronzow war recht zufrieden damit, daß er, gerade er, das Glück gehabt hatte, diesen Erzfeind

*) Held.

Rußlands, der nach Schamyl der mächtigste Mann in diesen Landen war, aus den Bergen herauszulocken und zu empfangen. Nur eins war dabei unangenehm: der Oberbefehl über die Truppen in Wosdwiſchenſkoje lag in den Händen des Generals Meller-Sakomelſkij, und die ganze Angelegenheit gehörte eigentlich in deſſen Reſſort. Woronzow hatte auf eigene Fauſt gehandelt, ohne ihm Meldung zu machen. Es konnte alſo leicht Unannehmlichkeiten geben. Dieſer Gedanke verbitterte ihm ein wenig die Freude über ſeinen Erfolg.

Als der Fürſt mit ſeinem Gefolge und den Gäſten vor ſeinem Hauſe angelangt war, übergab er die Muriden Chadſchi-Murats der Obhut des Regimentsadjutanten, während er Chadſchi-Murat ſelbſt in ſein Haus geleitete.

Die Fürſtin Maria Waſſiljewna hatte ihr Staatskleid angelegt und erwartete mit ihrem ſechsjährigen Sohne, einem hübschen, lockigen Bürſchchen, Chadſchi-Murat in ihrem Salon. Lächelnd empfing ſie den Gaſt, der, die Arme über der Bruſt kreuzend, vor ihr ſtand. Chadſchi-Murat ließ ihr durch den Dolmetſcher, der mit ihm gekommen war, in feierlicher Weiſe erklären, er betrachte ſich als einen Freund des Fürſten, da dieſer ihn in ſein Haus aufgenommen habe, und die Familienmitglieder des Freundes ſeien ihm gleich teuer wie der Freund ſelbſt. Chadſchi-Murats Außeres ſowohl wie ſein Benehmen gefielen Maria Waſſiljewna. Daß er verlegen ward und errötete, als ſie ihm ihre große, weiße Hand reichte, nahm ſie nur noch mehr für ihn ein. Sie erſuchte ihn, Platz zu nehmen, fragte ihn, ob er Kaffe trinke, und ließ, bevor er noch geantwortet hatte, welchen

kommen. Man brachte den Kaffee, doch Chadschi-Murat trank nicht. Er verstand ein wenig Russisch, konnte diese Sprache jedoch nicht selbst sprechen, und wenn er etwas nicht verstand, lächelte er kindlich verlegen. Und dieses Lächeln gefiel Maria Wassiljewna ebenso sehr, wie es Poltorazkij gefallen hatte. Das lockige Söhnchen der Fürstin, dem diese den Rosenamen Buljka gegeben hatte, stand neben der Mutter und verwandte keinen Blick von Chadschi-Murat, der ihm stets als ein Krieger von seltener Tapferkeit geschildert worden war.

Woronzow ließ Chadschi-Murat bei seiner Frau und begab sich nach der Kanzlei, um den vorgesezten Stellen von der Ankunft Chadschi-Murats Meldung zu machen. Er verfaßte einen Bericht an General Roslowskij, den in Grosnaja stationierten Befehlshaber des linken Flügels der kaukasischen Armee, und schrieb einen Brief an seinen Vater. Dann eilte er rasch nach Hause, in der Befürchtung, seine Frau könnte darüber ungehalten sein, daß er ihr diesen wildfremden, gefährlichen Menschen auf dem Halse gelassen, der einerseits nicht verletzt, andererseits wieder nicht gar zu freundlich behandelt werden durfte. Seine Furcht war jedoch grundlos gewesen: Chadschi-Murat saß noch immer auf seinem Plaze, hielt den kleinen Buljka, den Stieffohn Woronzows, auf dem Schoße und hörte, den Kopf vorneigend, mit Aufmerksamkeit auf den Dolmetscher, der ihm die Worte der lächelnden Fürstin übersetzte. Maria Wassiljewna hatte ihm soeben sagen lassen, er solle doch nicht jedes Stück seines Besitztums, das irgendeinem Freunde gefiel, gleich so ohne weiteres weggeben, sonst würde er bald so nackt wie Adam umhergehen.

Als der Fürst eintrat, hob Chadschi-Murat sogleich den darob sehr erstaunten und beleidigten Buljka vom Schoße und richtete sich empor, wobei der sorglos launige Ausdruck seines Gesichtes verschwand und eine ernste, strenge Miene an dessen Stelle trat. Er setzte sich erst wieder, als auch Woronzow Platz genommen hatte. Er nahm den Faden des Gespräches mit Maria Wassiljewna wieder auf und erklärte ihr, es bestehe bei ihnen ein solches Gesetz, daß alles, was einem Freunde gefalle, ihm auch hingegeben werden müsse.

„Dein Sohn sehr lieb, guter Freund,“ sagte er auf russisch, während seine Hand das Lockenhaar Buljkas streichelte, der sich ihm wieder auf den Schoß gesetzt hatte.

„Er ist ein ganz prächtiger Mensch, dein Räuberhauptmann,“ bemerkte die Fürstin auf französisch zu ihrem Gatten. „Buljka fand Gefallen an seinem Dolche, und er machte ihm das kostbare Stück sogleich zum Geschenk.“

Buljka zeigte dem Stiefvater den Dolch.

„Eine sehr wertvolle Waffe,“ sagte Woronzow, gleichfalls auf französisch. „Ich muß Gelegenheit finden, ihm ein Gegengeschenk zu machen.“

Chadschi-Murat saß mit gesenktem Blicke da, streichelte immer wieder den Kopf des Knaben und murmelte dabei: „Dschigit, Dschigit!“

„Wirklich ein sehr schöner Dolch,“ sagte Woronzow und zog die scharf geschliffene, damaszierte Klinge mit der Rinne in der Mitte halb aus der Scheide. „Bedank’ dich nur dafür!“ sprach er zu dem Kleinen, und zum Dolmetscher gewandt, sagte er: „Frag’ ihn, womit ich ihm dienen kann.“

Der Dolmetscher übersezte seine Worte, und Chadschi-Murat antwortete, daß er keine Wünsche habe, und nur darum bitte er, daß man ihm jetzt die Möglichkeit geben möchte, sein Gebet zu verrichten. Woronzow rief den Kammerdiener und befahl ihm, Chadschi-Murat in ein Zimmer zu führen, in dem er ungestört beten könnte.

Als Chadschi-Murat allein war, verwandelte sich sogleich der Ausdruck seines Gesichtes: an die Stelle der zufriedenen, zuvorkommend-feierlichen Miene, die es vorher gehabt, trat ein Zug von tiefer Besorgnis.

Der Empfang, den ihm Woronzow bereitet, war weit besser, als er erwartet hatte. Aber je entgegenkommender dieser Empfang war, desto weniger traute Chadschi-Murat Woronzow und seinen Offizieren. Er hatte alle möglichen Befürchtungen: daß man ihn einkerkeren, ihn fesseln und nach Sibirien verschicken oder einfach töten würde, und er glaubte darum nicht vorsichtig genug sein zu können.

Er fragte Eldar, der ihn aufsuchte, wo die Muriden untergebracht seien, wo sich die Pferde befänden, und ob man ihnen die Waffen abgenommen habe.

Eldar antwortete, die Pferde ständen im fürstlichen Marstall, und die Leute befänden sich in einem Schuppen; die Waffen habe man ihnen belassen, und für ihre Bewirtung mit Speise und Trank habe der Dolmetscher Sorge getragen.

Chadschi-Murat schüttelte, während er seine Vorbereitungen zum Gebet traf, verwundert den Kopf. Nachdem er gebetet hatte, ließ er sich einen silbernen Dolch bringen, kleidete sich an, umgürtete sich und hockte in Erwartung der Dinge, die da kommen wür-

den, auf dem niedrigen Diwan, der sich in dem Zimmer befand, nieder.

Es war in der fünften Stunde, als er zur Tafel beim Fürsten gerufen wurde.

Beim Mittagessen nahm Chadschi-Murat nur etwas von einer Reispespeise, und zwar genau an derselben Stelle, an der auch die Fürstin sich bedient hatte.

„Er fürchtet, daß wir ihn vergiften könnten,“ sagte die Fürstin zu ihrem Gatten. „Er hat von derselben Stelle genommen wie ich.“

Nach Tisch ließ sie Chadschi-Murat durch den Dolmetscher fragen, wann er wieder beten würde. Chadschi-Murat hob fünf Finger in die Höhe und zeigte nach der Sonne.

„Es ist bald so weit,“ sagte Woronzow, zog seine kunstvoll gearbeitete Breguet'sche Taschenuhr hervor und drückte an einer Feder. Das Uhrwerk schlug drei Viertel auf fünf. Chadschi-Murat hörte mit Staunen die feinen, klingenden Töne — er bat, die Uhr genauer betrachten und das Schlagwerk noch einmal vernehmen zu dürfen.

„Das scheint mir ein passendes Gegengeschenk für ihn, gib ihm die Uhr,“ sagte die Fürstin auf französisch zu ihrem Gatten.

Woronzow bot die Uhr sogleich Chadschi-Murat an. Dieser kreuzte die Arme über seiner Brust und nahm die Uhr entgegen. Er setzte das Schlagwerk noch einige Male in Bewegung, lauschte auf den Klang der Uhr und nickte beifällig mit dem Kopfe.

Nach dem Mittagessen wurde dem Fürsten der Adjutant des Generals Meller-Sakomelskij gemeldet. Der Adjutant hatte dem Fürsten auszurichten, daß

der General, der inzwischen von der Ankunft Chadschi-Murats gehört hatte, höchst ungehalten darüber sei, daß ihm davon keine Meldung gemacht worden. Er verlange nun, daß Chadschi-Murat ihm sogleich übergeben würde. Woronzow entgegnete, der Befehl des Generals werde erfüllt werden; er ließ Chadschi-Murat durch den Dolmetscher den Wunsch des Generals übermitteln und bat ihn, mit ihm zusammen zu Meller zu gehen.

Als die Fürstin hörte, weshalb der Adjutant gekommen sei, begriff sie sogleich, daß zwischen ihrem Gatten und dem General leicht Mißhelligkeiten entstehen könnten, und so beschloß sie, trotz aller Einwendungen des Fürsten, mit ihm und Chadschi-Murat zusammen zum General zu gehen.

„Es ist besser, du bleibst hier — die Sache geht mich ganz allein an,“ meinte Woronzow.

„Du kannst mich nicht hindern, der Frau Generalin einen Besuch abzustatten,“ gab sie zur Antwort.

„Dazu ist jede andere Zeit ebensogut geeignet.“

„Und ich will gerade jetzt hingehen.“

Er mußte sie gewähren lassen, und so begaben sie sich zu dreien nach der Wohnung des Generals.

Als sie dort ankamen, geleitete Meller die Fürstin halb mürrisch, halb ehrerbietig nach dem Zimmer seiner Frau, während er Chadschi-Murat durch den Adjutanten nach dem Empfangszimmer führen ließ, das er bis auf weiteres nicht verlassen sollte.

„Ich bitte,“ sagte er, nachdem er die Damen zusammengebracht, zu Woronzow und öffnete die Thür seines Kabinetts, in das er mit dem Fürsten eintrat.

Ohne den Fürsten zum Sitzen einzuladen, trat er mit finsterner Miene vor ihn hin und begann:

„Ich führe hier das Kommando und habe daher alle Unterhandlungen mit dem Feinde zu führen. Warum haben Sie mir die Ankunft Chadschi-Murats nicht gemeldet?“

„Chadschi-Murat sandte einen Boten zu mir, mit der Ankündigung, daß er sich mir persönlich ergeben wolle,“ antwortete Woronzow, ganz bleich vor Erregung. Er war auf einen heftigen Ausfall des ergrimmtsten Generals gefaßt, dessen zornige Erregung in ihm das gleiche Gefühl wachrief.

„Ich frage, warum Sie mir keine Meldung erstattet haben?“

„Ich hatte die Absicht, es zu tun, Baron, indes . . .“

„Ich bin für Sie nicht der Baron, sondern die Erzellenz,“ pläzte der General heraus, und sein ganzer, lange zurückgehaltener Ärger kam alsbald zum Durchbruch. Alle Unzufriedenheit, die sich in seiner Seele angesammelt hatte, drang mit Gewalt an die Oberfläche. „Habe ich meinem Kaiser,“ fuhr er fort, „vielleicht darum siebenundzwanzig Jahre lang treu gedient, daß mir nun junge Leute von gestern, die sich auf ihre verwandtschaftlichen Beziehungen etwas zugute tun, in meine Dienstangelegenheiten hineinpfeuschen?“

„Erzellenz, ich bitte Sie, solche ungerechten Anschuldigungen zu unterlassen,“ unterbrach ihn Woronzow.

„Es ist nur die Wahrheit, was ich sage, und ich lasse mir das nicht länger gefallen,“ versetzte der General, der immer erregter wurde.

In diesem Augenblick rauschte Maria Wassiljewna ins Zimmer, und hinter ihr her kam eine ältliche Dame von kleinem Wuchse und bescheidenem Aussehen herein — es war die Gattin Meller-Sakomelskijs.

„Nun, lassen Sie schon gut sein, Baron — Simon hat nicht einen Augenblick daran gedacht, Ihnen irgendwelche Unannehmlichkeiten zu bereiten,“ sagte Maria Wassiljewna.

„Das habe ich auch nicht behauptet, Fürstin . . .“

„Seien wir friedlich, General! Sie wissen: besser ein magerer Friede als ein fetter Streit. Das ist wenigstens meine Meinung,“ versetzte sie lächelnd.

Der ergrimimte Krieger vermochte dem bezaubernden Lächeln der schönen Frau nicht zu widerstehen. Unter seinem mächtigen Schnurrbart zuckte gleichfalls ein Lächeln.

„Ich gebe zu, daß ich nicht richtig gehandelt habe,“ sagte Woronzow, „indes . . .“

„Na, und ich habe mich hinreißen lassen,“ versetzte Meller und reichte dem Fürsten die Hand.

Der Friede war wiederhergestellt, und es ward beschlossen, daß Chadschi-Murat einige Zeit unter Mellers Obhut bleiben und dann dem Befehlshaber des linken Flügels, General Roslowskij, übergeben werden sollte. Chadschi-Murat hatte, während die beiden Offiziere miteinander stritten, im anstoßenden Empfangszimmer gesessen, und wenn er auch nicht verstand, was gesprochen wurde, so begriff er doch so viel, daß der Streit sich um seine Person drehte, daß sein Abfall von Schamyl für die Russen von großer Bedeutung war, und daß er, wenn sie ihn nicht verschickten oder töteten, für seinen Übertritt einen hohen Preis fordern könne. Er hatte auch begriffen, daß Meller-Sakomelskij, obschon er den höheren Rang bekleidete, doch nicht den gleichen Einfluß wie der ihm untergebene Woronzow besaß, daß er sich daher an Woronzow und nicht an Meller-

Sakomelskij zu halten habe. Als nun Meller-Sakomelskij Chadschi-Murat vor sich beschied und ihn über seine Absichten und Pläne befragte, nahm Chadschi-Murat eine feierlich-stolze Haltung an und sagte, er sei aus den Bergen niedergestiegen, um dem weißen Zaren zu dienen, und werde alles Weitere mit dem „Sardar“, dem Oberstkommandierenden, Fürsten Woronzow in Tiflis, verabreden.

7.

Die Kameraden hatten den verwundeten Awdjejew nach dem Lazarett gebracht, das in einem kleinen, mit Brettern gedeckten Hause am Eingange der Festung lag. Sie hatten ihn dort in dem gemeinsamen Krankensaal auf eins der freien Betten gelegt. In dem Saale befanden sich vier Kranke; einer von ihnen litt am Typhus und hatte ein glühend rotes Gesicht, ein zweiter war bleich, hatte dunkle Ringe um die Augen und gähnte beständig in Erwartung eines Fieberanfalles, und die beiden letzten waren bei einem drei Wochen vorher stattgehabten Überfall blessiert worden: der eine hatte einen Schuß durchs Handgelenk bekommen und ging umher, während der andere im Rücken verwundet war und auf seinem Bett saß. Alle, bis auf den Typhuskranken, umringten den neu Hereingebrachten und fragten die Träger aus.

„Manchmal kommen die Kugeln so dicht, als wenn Erbsen gesät würden, und keiner wird getroffen, und diesmal sind höchstens fünf Schüsse gefallen, und da hatte er auch schon was weg,“ erzählte einer der Soldaten, die Awdjejew gebracht hatten.

„Wem's eben beschieden ist . . .“

„Oh, oh!“ ächzte Awdjejew, obschon er den Schmerz zu verbeißen suchte, laut auf, als er auf das Bett gelegt wurde. Sobald er niedergelegt war, zog er die Brauen finster zusammen und stöhnte nicht mehr, nur seine Fußsohlen zuckten beständig. Er hielt die Hände auf der Wunde und blickte starr vor sich hin. Der Arzt kam und ließ den Kranken umwenden, um zu sehen, ob die Kugel nicht am Rücken herausgekommen sei.

„Was ist denn das?“ fragte der Arzt und zeigte auf eine Anzahl langer weißer Narbenstreifen, die sich kreuzend über den Rücken und das Gesicht des Verwundeten hinliefen.

„Das ist von früher, Euer Hochwohlgeboren,“ brachte Awdjejew mühsam hervor.

Es waren die Narben, die von der Spießrutenstrafe herrührten, der er damals, als er das Geld vertrunken hatte, unterzogen worden war.

Awdjejew wurde wieder auf den Rücken gelegt, und der Arzt stocherte eine ganze Weile mit der Sonde in seinem Leibe herum, bis er die Kugel endlich gefunden hatte. Doch wagte er nicht, sie herauszuholen, sondern begnügte sich damit, die Wunde zu verbinden und ein Pflaster daraufzulegen, worauf er sich entfernte.

Während die Wunde untersucht und verbunden worden war, hatte Awdjejew mit aufeinandergepreßten Zähnen und geschlossenen Augen dagelegen. Als der Arzt sich entfernt hatte, öffnete der Verwundete die Augen und blickte erstaunt um sich. Seine Blicke waren nach den Kranken und dem Feldscher gerichtet, doch schien er sie nicht zu sehen, sondern auf etwas anderes, das ihn in Erstaunen setzte, zu schauen.

Der Unteroffizier Panow kam mit einem zweiten Kameraden namens Seregin, um nach ihm zu sehen. Awdjejew blieb liegen, ohne sich zu rühren, und schaute nur immer voll Erstaunen vor sich hin. Seine Augen waren zwar auf die Kameraden gerichtet, doch konnte er sie lange nicht erkennen.

„Willst du nicht eine Nachricht nach Hause schicken, Petra?“ fragte ihn Panow.

Awdjejew sah ihn an, ohne zu antworten.

„Ich frage dich, ob du nicht die Deinigen benachrichtigen willst,“ fragte Panow noch einmal und berührte seine kalte, knochige Hand.

Da erst schien Awdjejew zum Bewußtsein zu erwachen.

„Du bist es . . . , Antonytsch?“ fragte er mit matter Stimme.

„Ja. Ich wollte dich fragen, ob du nicht den Deinigen eine Nachricht schicken möchtest. Seregin wird den Brief schreiben.“

„Du wirst schreiben . . . Seregin . . .“ sagte Awdjejew, während er seine Augen mühsam nach Seregin wandte. „Schreib so: ‚Euer Sohn Petruscha . . . wünscht Euch . . . langes Leben.‘ Ich hab’ den Bruder . . . beneidet . . . hab’s dir ja gesagt . . . Und jetzt bin ich froh . . . er lebt . . . und mag weiterleben. Gott segne ihn, ich bin froh . . . Schreib das.“

Dann schwieg er eine ganze Weile und sah Panow an.

„Hast du . . . den Pfeifenkopf gefunden?“ fragte er plötzlich.

Panow antwortete nicht sogleich.

„Den Pfeifenkopf, den Pfeifenkopf, sag’ ich . . . hast du den gefunden?“ wiederholte Awdjejew.

„Ja, er war in meinem Quersack.“

„So, so . . . Nun, jetzt reicht mir eine Kerze . . . ich werde gleich sterben,“ sagte Awdjejew.

In diesem Augenblick trat Poltorazkij in den Krankensaal, um nach seinem Soldaten zu sehen.

„Nun, Bruder, wie geht es dir? Nicht zum besten?“ begann er.

Awdjejew schloß die Augen und schüttelte den Kopf. Sein knöchiges Gesicht war bleich und hatte einen strengen Ausdruck.

Er antwortete nicht auf die Frage des Vorgesetzten, sondern wiederholte nochmals, zu Panow gewandt:

„Gib mir . . . eine Kerze, ich werde sterben.“

Man gab ihm eine brennende Kerze in die Hand, doch seine Finger schlossen sich nicht mehr, man mußte ihm die brennende Kerze zwischen die Finger schieben und sie da festhalten. Poltorazkij ging hinaus, und fünf Minuten später legte der Feldscher das Ohr an Awdjejews Herz und erklärte, daß er tot sei.

In dem Berichte, der über die Affäre an den Oberstkommandierenden nach Tiflis gesandt wurde, ward auch Awdjejews Tod erwähnt. Die betreffende Stelle lautete:

„Am 23. November verließ die zweite Kompagnie des Kurinischen Regiments die Festung, um im Walde Holz zu schlagen. Am helllichten Tage griff plötzlich eine ansehnliche Schar von Bergbewohnern die bei der Arbeit befindlichen Soldaten an. Die Vorposten zogen sich zurück, worauf die zweite Kompagnie den Feind mit dem Bajonett angriff und zurückschlug. Diesseits wurden zwei Soldaten leicht verwundet und einer getötet. Die Bergbewohner verloren gegen hundert Mann an Toten und Verwundeten.“

An demselben Tage, an dem Petrucha Awdjejew im Lazarett der Festung Wosdwiſchenſkoje ſein Leben aushauchte, draſchen ſein alter Vater, die Frau ſeines Bruders, in deſſen Vertretung Petrucha Soldat geworden, und die älteſte Tochter ſeines Bruders, die nun bereits heiratsfähig war, auf der offenen Tenne der Scheune den Hafer. Am Abend vorher war tiefer Schnee gefallen, und am Morgen hatte es tüchtig gefroren. Der Alte war bereits beim dritten Hahnſchrei erwacht. Als er den hellen Mondſchein durch das gefrorene Fenſter ſchimmern ſah, kroch er vom Ofen hinunter, zog ſeine Stiefel und den Pelz an, ſetzte die Mütze auf und ging nach der Tenne. Nachdem er dort zwei Stunden lang gearbeitet hatte, kehrte er ins Haus zurück und weckte ſeinen Sohn und die Frauen. Wie dieſe auf die Tenne kamen, fanden ſie den zum Dreschen beſtimmten Platz bereits vom Schnee gereinigt vor. Die hölzerne Schaufel war in die weiße, immer höher ſteigende Schneedecke geſteckt, der Beſen ſtand mit dem Reißig nach oben gekehrt daneben, und die aufgelöſten Haferbunde waren in zwei langen Reihen mit den Ähren nach innen auf der ſaubereren Tenne hingebreitet. Sie nahmen den Dreschſlegel zur Hand und begannen im regelmäßigen Dreitakt drauflos zu dreschen. Der Alte ſchlug mit dem ſchwerſten der Dreschſlegel wuchtig zu, daß das Stroh unter ſeinen Schlägen mürbe ward; das junge Mädchen führte von oben her zierliche, leichte Schläge, während die Schwiegertochter ihren Dreschſlegel kräftig niederfallen ließ.

Der Mond war untergegangen, der Tag brach bereits an, und die Dreschenden waren ſchon faſt

durch die ganze Reihe hindurch, als Alkim, der ältere Sohn, in der Pelzjacke und Mütze nach der Tenne kam.

„Hast wieder mal gefaulenzt,“ herrschte der Vater, im Dreschen innehaltend und sich auf den Dreschflegel stützend, ihn an.

„Die Pferde müssen doch besorgt werden,“ versetzte Alkim.

„Die Pferde müssen besorgt werden!“ wiederholte der Alte in höhnischem Tone. „Überlaß das nur der Mutter! Nimm den Dreschflegel zur Hand. Hast schon viel zu viel Fett angefetzt, alter Trunkenbold.“

„Dein Geld habe ich noch nicht vertrunken,“ brummte der Sohn vor sich hin.

„Was redest du?“ fragte der Alte in drohendem Tone, während er einen Takt im Dreschen ausließ.

Der Sohn nahm schweigend den Dreschflegel, und die Arbeit ging nun im Viertakt — trap tapa tap, trap tapa tap — weiter. „Trap!“ fiel jedesmal nach drei leichteren Schlägen der schwere Schlag des Alten.

„Einen Nacken hat er, so dick und fett wie ein Herr. Und mir fallen die Hosen vom Leibe!“ sagte der Alte, indem er wieder einen Schlag ausließ und den Dreschflegel, um nicht aus dem Takt zu kommen, wenigstens durch die Luft schwang.

Die Reihe war durch, und die Frauen griffen nach den Rechen und harkten das Stroh zusammen.

„Ein Narr war der Petrucha, daß er statt deiner Soldat wurde. Dir hätten sie dort wenigstens deine Dummheit herausgeprügelt, und er hätte hier fünf solche, wie du bist, ersetzt.“

„Na, laß schon gut sein, Väterchen,“ sagte die Schwiegertochter in beschwichtigendem Tone.

„Sechs Köpfe seid ihr nun, und alle wollen gefüttert sein, und keins taugt zur Arbeit. Petrucha, ja — der hat mir für zwei gearbeitet . . .!“

Auf dem durch den Schnee gebahnten, kaum sichtbaren Fußwege kam die Alte über den Hof. Sie hatte die Füße dicht mit wollenen Fußlappen umwickelt und in neue Bastschuhe gesteckt, die auf dem Schnee knirschten. Die beiden Männer schütteten den noch mit der Spreu vermengten Hafer zu einem Haufen auf, während die Frauen die Tenne rein fegten.

„Der Dorfvogt war da,“ sagte die Alte, „alle Männer sollen zum Spanndienst antreten. Ziegelsteine sollt ihr anfahren. Kommt, das Frühstück ist fertig.“

„Schön. Spann' den Rotschimmel an und mach' dich auf den Weg,“ sagte der Alte zu Alim. „Und sorg' mir dafür, daß ich nicht wieder deinetwegen Ärger habe, wie neulich. Nimm dir den Petrucha zum Vorbild.“

„Wie Petrucha zu Hause war, hat er die Schelte bekommen,“ sagte Alim mürrisch, als der Alte gegangen war. „Und weil Petrucha jetzt nicht da ist, beißt er auf mich los.“

„Du verdienst es eben nicht besser,“ sagte die Mutter vorwurfsvoll. „Da war der Petrucha doch ein anderer Mensch.“

„Ja doch, ja! Schon gut!“ brummte der Sohn.

„Schon gut! — sagst du? Hast du vielleicht das Mehl nicht vertrunken? Und jetzt sagst du noch: schon gut!“

„Rühr' doch nicht immer in dem alten Schmutz herum,“ sagte die Schwiegertochter.

Der Zwist zwischen dem Vater und dem Sohne bestand schon lange — bald, nachdem Peter Soldat geworden, hatte er begonnen. Damals schon war der Alte dahintergekommen, daß er einen Ruckuck gegen einen Falken eingetauscht hatte. Wohl hatte es nach seiner Meinung dem Gesetz entsprochen, daß der jüngere, kinderlose Bruder für den älteren, der eine Familie hatte, eintrat. Alim hatte vier Kinder, Peter dagegen noch keins. Dafür war Peter ein tüchtiger Arbeiter, ganz so wie der Alte: flink und gewandt, kräftig und ausdauernd, und er war vor allem mit Lust und Liebe bei der Sache. Nie war er ohne Arbeit. Sah er irgendwo jemanden arbeiten, dann mußte er, ganz so wie der Alte, gleich mit zugreifen — nahm die Sense und mähte ein Beet herunter, lud einen Wagen voll, sägte einen Baum nieder oder zerkleinerte einen Holzhaufen. Mit schwerem Herzen sah der Alte ihn ziehen, doch war eben nichts zu machen. Der Soldatendienst war wie der Tod. Wer Soldat wurde, war so gut wie verloren für die Seinen, es war zwecklos, seiner zu gedenken und ihm nachzuweinen. Nur selten, wenn er einmal dem älteren Sohne ein Beispiel vorhalten wollte, gedachte der Alte Peters. Die Mutter dagegen sprach öfter von ihm und lag dem Alten schon lange, fast zwei Jahre lang schon, in den Ohren, er möchte Petrucha doch etwas Geld schicken. Aber der Alte hatte immer nur geschwiegen, wenn sie davon anfang.

Der Hof der Kurenkows galt als reich, und der Alte hatte Geld zurückgelegt, doch hätte er um nichts in der Welt seine Ersparnisse angerührt. Als sie nun den Namen des jüngeren Sohnes so oft aus seinem Munde vernahm, entschloß sie sich, ihn zu bitten, er

möchte doch, sobald er den Hafer verkauft hätte, dem Sohne wenigstens ein Rubelchen schicken. Und sie brachte ihren Gedanken zur Ausführung: als das junge Volk zur Hofarbeit gegangen war und sie mit dem Alten allein blieb, überredete sie ihn, von dem für den Hafer vereinnahmten Gelde einen Rubel an Petrucha zu schicken. Zwölf Scheffel von dem Hafer wurden, nachdem er geworfelt war, in Säcke gefüllt und auf drei Schlitten verteilt, um zum Verkauf nach der Stadt gebracht zu werden. Vom Küster hatte die Mutter einen Brief an Petrucha aufsetzen lassen, den gab sie jetzt dem Alten mit, der den Hafer selbst nach der Stadt bringen wollte. Er versprach ihr, einen Rubelschein einzulegen und den Brief von der Stadt aus an den Sohn zu senden. Er legte den Brief in seinen Beutel, verrichtete sein Gebet, zog den neuen Pelz und den Raftan drüber an und nahm auf dem vordersten Schlitten Platz, um nach der Stadt zu fahren. Auf dem letzten Schlitten saß sein Enkel. In der Stadt ließ er sich vom Hauswart den Brief vorlesen und hörte aufmerksam, mit beifälligem Kopfnicken, zu.

In dem Briefe sandte Petruchas Mutter ihrem Sohne zunächst ihre Segenswünsche, dann die besten Grüße von allen, gab ihm Nachricht vom Tode seines Taufpaten und teilte ihm zum Schluß mit, daß Arinia, seine Frau, nicht bei ihnen habe bleiben wollen, sondern bei fremden Leuten lebe. Sie betrage sich, wie man höre, ehrbar und anständig. Sie erwähnte, daß der Vater dem Briefe einen Rubel beilege, und zu guter Letzt hatte sie dem Küster noch unter Tränen aufgetragen, ihren eigenen tiefen Kummer und Schmerz in recht rührenden Worten zum Ausdruck zu bringen.

„Glaube mir, mein inniggeliebter Sohn, mein Herzensjunge Petrucha, daß ich mir aus Sehnsucht nach dir, weiß Gott, schon die Augen ausgeweint habe. Mein liebes, gutes Kind, warum hast du mich nur verlassen...?“ An dieser Stelle war die Alte in Tränen und Wehklagen ausgebrochen und hatte zum Rüster gesagt: „Damit ist's genug“ — und mit diesen Worten hatte der Rüster den Brief auch geschlossen.

Aber Petrucha sollte weder die Nachricht, daß seine Frau aus dem Hause gegangen, noch den väterlichen Rubel, noch die letzten Grüße seiner Mutter erhalten. Der Brief kam mit dem Gelde und der Mitteilung zurück, daß Petrucha im Kriege als Verteidiger des Zaren, des Vaterlandes und des rechten russischen Glaubens gefallen sei.

Als Petruchas alte Mutter den Brief erhielt, weinte sie eine Zeitlang und ging dann wieder an die Arbeit. Am Sonntag darauf ging sie zur Kirche, bestellte eine Totenmesse für den Gefallenen, ließ Peter in das Verzeichnis der Toten, für die regelmäßig in der Kirche gebetet wurde, eintragen und verteilte Hostienbrot unter die frommen Leute, damit sie „des Knechtes Gottes Peter im Gebet gedächten.“

Auch Arinia, die Soldatenfrau, weinte eine Zeitlang, als sie vom Tode ihres geliebten Mannes erfuhr, mit dem sie nur ein Jahr zusammengelebt hatte. Es tat ihr leid um ihren Mann und um sein früh vernichtetes Leben, und in ihrem Wehklagen sprach sie von Peters blonden Locken, von seiner Liebe, von dem bitteren Los, das nun ihr und ihrem kleinen verweisten Wanjka, der inzwischen zur Welt gekommen, bevorstehe, und sie jammerte ganz herzerreißend dar-

über, daß Petrucha für seinen Bruder mehr Liebe empfunden habe als für sie, die nun ihr Leben unter fremden Leuten schutz- und hilflos verbringen müsse.

Im Grunde ihrer Seele aber war Arxinia ganz froh über Peters Tod. Sie erwartete ein zweites Kind von einem Markthelfer, mit dem sie zusammenlebte, und nun durfte ihr niemand mehr Vorwürfe machen, der Markthelfer aber konnte sie heiraten, wie er ihr versprochen, als sie seine Geliebte geworden war.

9.

Michail Semjonowitsch Woronzow war der Sohn des russischen Gesandten in London und hatte in England seine Erziehung erhalten. Unter den russischen hohen Beamten seiner Zeit zeichnete er sich vorteilhaft durch seine umfassende europäische Bildung aus, war ein Mann von großem Ehrgeiz, freundlich und umgänglich im Verkehr mit Tieferstehenden und ein gewandter Höfling im Umgang mit Höhergestellten. Er konnte sich das Leben ohne Macht und Gewalt auf der einen und dienstwillige Unterordnung auf der anderen Seite nicht vorstellen. Er besaß alle erdenklichen hohen Würden und Orden, galt als ein ausgezeichnete Soldat und hatte sogar die Truppen Napoleons bei Craonne geschlagen. Er war im Jahre 1851 bereits ein hoher Siebziger, doch war er körperlich noch durchaus rüstig, hatte einen kräftigen, elastischen Gang und war vor allem noch immer der kluge, feine Kopf, der sich in seiner einflußreichen Stellung zu halten und seine Popularität zu bewahren wußte. Er war selbst sehr reich, hatte eine reiche Frau — sie stammte aus dem gräflichen Hause

Branicki — und besaß als Statthalter von Kaukasien große Einkünfte. Einen beträchtlichen Teil seines Einkommens verwandte er für die Erhaltung seines Palais in Tiflis und des herrlichen Parkes, den er am Südufer der Krim angelegt hatte.

Am Abend des 4. Dezember 1851 hielt vor seinem Palais ein mit drei Pferden bespannter Kurierpostwagen. Der von der Reise ermüdete, ganz mit Staub bedeckte Offizier, der dem Statthalter die Meldung des Generals Koslowskij vom Übertritt Chadschi-Murats zu den Russen überbrachte, stieg, die steif gewordenen Beine kräftig streckend, an den Wachen vorüber die Freitreppe des Statthalterpalais hinan. Es war gegen sechs Uhr abends, und Woronzow war soeben im Begriff, zu Tisch zu gehen, als ihm die Ankunft des Kuriers gemeldet wurde. Woronzow empfing diesen sogleich und kam daher einige Minuten zu spät zum Diner. Als er den Salon betrat, wandten die etwa dreißig geladenen Tischgäste, die theils um die Fürstin Jelisaweta Kaverjewna herumsaßen, theils da und dort zu Gruppen zusammengetreten waren, sich sogleich dem Eintretenden zu. Woronzow trug seine gewöhnliche dunkle Uniform, die keine Epauletten, sondern nur einfache Achselschnüre und als Ordenszier nur ein einziges weißes Kreuz am Halse aufwies. Sein glattrasiertes Fuchsgesicht lächelte verbindlich, während die leicht zusammengekniffenen Augen die Anwesenden musterten. Mit raschen, weichen Schritten trat er ein, entschuldigte sich bei den Damen, daß er zu spät gekommen, begrüßte die Herren, trat auf die grusinische Fürstin Manania Orbeliani, eine etwa fünfundvierzigjährige, üppige, hochgewachsene Schöne von orientalischem Typus, zu und reichte ihr den

Arm, um sie zu Tisch zu führen. Die Fürstin Jelisaweta Kaverjewna selbst nahm den Arm eines außerhalb in Garnison liegenden rothaarigen Generals mit aufgewirbeltem Schnurrbart. Der Fürst von Grusgien reichte seinen Arm der Gräfin Choiseul, einer intimen Freundin der Fürstin. Der Hausarzt Andrejewskij, die Adjutanten und die übrigen Herren folgten teils mit, teils ohne Damen den beiden Paaren. Die mit langen Livreeröcken, Strümpfen und Schnallenschuhen ausgeputzten Lakaien waren den Gästen beim Niedersetzen behilflich, während der Haushofmeister mit feierlicher Miene die dampfende Suppe aus der silbernen Terrine auf die Teller goß.

Woronzow nahm mitten an der langen Tafel Platz. Ihm gegenüber saß die Fürstin, seine Gemahlin, mit dem General, während die schöne Orbelliani zu seiner Rechten und eine schlanke junge Grusnierin aus fürstlichem Geschlecht, dunkeläugig, rotwangig, beständig lächelnd und mit reichem, blitzendem Schmuck angetan, zu seiner Linken saß.

„Excellentes, chère amie,“ antwortete Woronzow auf die Frage seiner Gemahlin, was für Nachrichten ihm der Kurier gebracht habe. „Simon a eu de la chance.“

Und er erzählte so laut, daß alle, die am Tische saßen, es hören konnten, daß der berühmte Chadschi-Murat, der tapfere Unteranführer Schamyls, sich den Russen ergeben habe und heute oder morgen in Tiflis eintreffen werde. Für alle Anwesenden außer ihm selbst war die Nachricht eine Überraschung; er selbst wußte, daß Unterhandlungen betreffs der Übergabe bereits seit längerer Zeit geführt worden waren.

Alle Tischgäste, selbst die jungen Adjutanten und

Beamten, die unten an der Tafel saßen und eben noch über irgend etwas leise gelacht hatten, verstummten plötzlich und hörten zu.

„Und Sie, General, sind Sie diesem Chadschi-Murat jemals begegnet?“ fragte die Fürstin ihren Nachbar, den rothaarigen General, als der Fürst zu sprechen aufgehört hatte.

„Gewiß, mehr als einmal, Fürstin!“

Und der General erzählte, wie Chadschi-Murat im Jahre 1843, nach der Einnahme von Sergebil durch die Bergbewohner, auf eine russische Heeresabteilung unter General Passet gestoßen sei, und wie er fast unter ihren Augen den Oberst Solotuchin getötet habe.

Woronzow hörte mit leutseligem Lächeln zu, wie der General erzählte, und war anscheinend durchaus nicht unzufrieden damit. Plötzlich jedoch nahm sein Gesicht einen zerstreuten und müden Ausdruck an.

Der General, der recht ins Plaudern hineingekommen war, berichtete jetzt, wie er zum zweiten Male mit Chadschi-Murat zusammengetroffen sei.

„Er war es ja, wie sich Ew. Durchlaucht erinnern werden, der damals bei der Expedition gegen Schamyls Hauptfestung Dargo die Truppen in einen Hinterhalt lockte, daß sie nur mit Mühe herausgehauen werden konnten,“ sagte der General.

„Wo war das?“ fragte Woronzow und blinzelte mit den Augen.

Der wackere General hatte die Unvorsichtigkeit begangen, eine Affäre aufs Tapet zu bringen, bei der eine ganze Heeresabteilung, mit Woronzow selbst an der Spitze, schmählich zusammengehauen worden wäre, wenn nicht rechtzeitig Entschluß eingetroffen wäre.

Alle Anwesenden wußten, daß jene von Woronzow befehligte Expedition, bei der die Russen zahlreiche Tote und Verwundete und eine Anzahl von Geschützen verloren, ein wenig ehrenvolles Blatt in der Geschichte der kaukasischen Feldzüge bildete. Es war denn auch üblich, sobald jemand diese Expedition in Woronzows Gegenwart erwähnte, dies nur in demselben Sinne zu tun, in dem auch Woronzow selbst damals seinen Bericht an den Zaren abgefaßt hatte, dem die Angelegenheit als ein glänzender Erfolg der russischen Waffen dargestellt worden war. Wenn der General jetzt davon sprach, daß jene Abteilung „herausgehauen“ worden sei, so war damit gesagt, daß jene Affäre, weit davon entfernt, eine glänzende Waffentat zu sein, vielmehr ein böser Fehlgriff war, der viele Leute das Leben kostete. Alle begriffen sogleich, daß hier ein schlimmer Verstoß gegen den Takt vorlag, und so stellten sich denn die einen, als hätten sie nichts von der Ungeschicklichkeit des Generals gemerkt, während die anderen voll Schrecken der Dinge harrten, die nun weiter kommen würden. Nur einige wenige wechselten still lächelnd vielsagende Blicke miteinander. Von alledem merkte der General mit dem aufgezwirbelten Schnurrbarte nicht das geringste, und als der Statthalter jene Frage nach dem „Wo?“ gestellt hatte, antwortete er ganz ruhig und harmlos: „Na, eben dort, wo Durchlaucht so böse in der Klemme saßen!“

Er war von dem einmal aufgenommenen Thema nicht mehr abzubringen und erzählte ganz ausführlich, wie geschickt dieser Chadschi-Murat die Abteilung mitten entzwei geschnitten habe, so daß, wenn sie nicht „herausgehauen“ worden wäre — er wieder-

holte immer wieder das Wort „herausgehauen“ — nicht ein Mann sich hätte retten können. Und er hätte immer weiter und weiter erzählt, wenn nicht Manania Orbeliani, in richtiger Erkenntnis der Situation, ihn unterbrochen und nach der Beschaffenheit seines Tifliser Quartiers gefragt hätte. Der General ließ seinen Blick ganz verdukt über die Anwesenden schweifen und begegnete dem Auge seines am Ende der Tafel sitzenden Adjutanten, der ihn mit bedeutungsvollem Blicke durchdringend ansah. Da merkte er plötzlich, was er angerichtet. Ohne der Fürstin zu antworten, blickte er in mürrischem Schweigen auf seinen Teller und begann das ihm vorgesezte, raffiniert zubereitete, nach Aussehen und Geschmack ihm unbekanntes Gericht hastig herunterzuschlingen.

Peinliche Verlegenheit malte sich auf allen Gesichtern, aber der grusinische Fürst, der an der anderen Seite der Fürstin Woronzow saß und ein überaus glatter Schmeichler und Höfling, wenn auch sonst ein recht beschränkter Kopf war, wußte der beklemmenden Stimmung geschickt ein Ende zu machen. Er begann, als ob er gar nichts gemerkt hätte, mit lauter Stimme zu erzählen, wie Chadtschi-Murat seinerzeit die Witwe Achmet-Chans von Mechtulinsk entführt habe: „Mitten in der Nacht brach er ins Dorf ein, nahm mit, was er mitnehmen wollte, und jagte mit seiner Schar davon.“

„Warum hatte er es gerade auf diese Frau abgesehen?“ fragte die Fürstin.

„Er hatte mit ihrem Gatten in Feindschaft gelebt und ihn verfolgt, konnte seiner jedoch bis zum Tode des Chans nicht habhaft werden, und so rächte er sich an der Witwe.“

Die Fürstin übersehte seine Erzählung ihrer alten Freundin, der Gräfin Choiseul, die neben dem russischen Fürsten saß, ins Französische.

„Quelle horreur!“ rief die Gräfin entsetzt, schloß die Augen und schüttelte den Kopf.

„Es war nicht allzu schlimm,“ sagte Woronzow lächelnd. „Man hat mir erzählt, daß er seine Gefangene durchaus respektvoll und ritterlich behandelt und später freigelassen habe.“

„Ja, nachdem sie ein Lösegeld erlegt hatte.“

„Nun, das ist doch selbstverständlich. Immerhin hat er sich edel gegen sie benommen.“

Diese Worte des Fürsten gaben für die weitere Unterhaltung über Chadschi-Murat den Ton an. Die Höflingschar begriff, daß dem Fürsten Woronzow durchaus damit gedient war, wenn der Person Chadschi-Murats eine recht große Bedeutung beigelegt würde.

„Ganz erstaunlich, welche Waghalsigkeit dieser Mensch besitzt! Ein höchst merkwürdiger Mensch.“

„Und was sagen Sie dazu, daß er im Jahre 1849 am helllichten Tage in den Flecken Semirchanschura einbrach und die Läden ausplünderte?“

Ein am Ende der Tafel sitzender Armenier, der um jene Zeit in Semirchanschura gelebt hatte, erzählte allerhand Einzelheiten über diesen Handstreich Chadschi-Murats.

Chadschi-Murats Taten bildeten auch weiterhin den einzigen Gesprächsstoff an der Mittagstafel. Alle rühmten um die Wette seine Tapferkeit, Klugheit und Großmut. Jrgend jemand erzählte, er habe einmal sechsundzwanzig Gefangene auf einmal töten lassen; doch auch dafür fand man Rechtfertigungs-

gründe: was sollte man schon sagen, à la guerre comme à la guerre!

„Entschieden ein großer Mann!“

„Hätte seine Wiege in Europa gestanden, dann wäre er vielleicht ein neuer Napoleon geworden,“ meinte der grusinische Fürst, der bei aller Beschränktheit so trefflich zu schmeicheln verstand.

Er wußte, daß jede Erwähnung Napoleons, dessen Truppen Woronzow geschlagen, dem Fürsten, der für diese Waffentat das weiße Kreuz an seinem Halse erhalten hatte, stets angenehm im Ohr klang.

„Nun, wenn auch nicht gerade ein Napoleon, so doch jedenfalls ein ganz tüchtiger Kavalleriegeneral,“ meinte Woronzow.

„Vielleicht kein Napoleon, aber doch immerhin ein Murat.“

„Er heißt ja auch Chadschi-Murat,“ bemerkte ein Wikbold.

„Jetzt, da Chadschi-Murat sich ergeben hat, wird wohl auch Schamyls Ende bald gekommen sein,“ sagte einer der Gäste.

„Sie spüren jedenfalls, daß nun aller Widerstand vergeblich ist,“ meinte ein anderer. In dem Wörtchen „nun“ lag eine Anspielung auf das Regime Woronzow.

„Tout cela est grâce à vous,“ sagte Manania Orbeliani.

Fürst Woronzow bemühte sich, die Wogen der Schmeichelei, die über ihm zusammenzuschlagen drohten, ein wenig zurückzudämmen. Immerhin waren alle diese glatten Reden, die in sein Ohr klangen, ihm nicht unangenehm, und als er vom Tisch aufstand und seine Dame in den Salon zurückführte, befand er sich in der allerbesten Stimmung.

Als nach dem Diner im Salon der Kaffee gereicht wurde, war der Fürst gegen alle ganz besonders herablassend und trat unter anderem auch an den General mit dem aufgezwickelten roten Schnurrbart heran, um ihm zu verstehen zu geben, daß er seine Ungeschicklichkeit nicht bemerkt habe.

Nachdem der Fürst mit jedem seiner Gäste ein freundliches Wort gewechselt hatte, setzte er sich an den Kartentisch. Er spielte nur sein altgewohntes L'hombre. Seine Partner waren der grusinische Fürst, ferner ein armenischer General, der das Spiel eigens beim Kammerdiener des Fürsten gelernt hatte, und als vierter Mann der Hausarzt Doktor Andrejewskij, der beim Fürsten einen großen Einfluß besaß.

Schon hatte Woronzow die goldene Tabakdose mit dem Porträt Alexanders I. neben sich hingelegt, den Umschlag des eleganten Kartenspieles aufgerissen und die Karten ausgeteilt, als sein italienischer Kammerdiener Giovanni ihm auf silbernem Präsentierteller einen Brief überbrachte.

„Noch ein Kurier, Durchlaucht!“

Woronzow legte die Karten hin, entschuldigte sich bei den Mitspielern, öffnete den Brief und begann zu lesen.

Der Brief war vom Sohne des Fürsten. Er schilderte den Übertritt Chadschi-Murats und den Zusammenstoß mit Meller-Sakomelskij.

Die Fürstin trat hinzu und fragte, was der Sohn schreibe.

„Immer noch dasselbe Thema. Il a eu quelques désagréments avec le commandant de la place. Simon a eu tort. But all is well, that ends well,“ sagte er, gab den Brief seiner Frau und wandte sich

den ehrerbietig wartenden Spielpartnern zu, die er die Karten aufzunehmen bat.

Nach dem ersten Spiel öffnete Woronzow die Tabakdose und tat etwas, was er immer nur dann zu tun pflegte, wenn er in besonders guter Laune war: er nahm mit dem Zeigefinger und Daumen seiner runzeligen, weißen Greisenhand eine Prise französischen Schnupftabaks aus der Dose, führte sie zu seiner Nase empor und stopfte beide Nasenlöcher damit voll.

10.

Als Chadschi-Murat Tags darauf bei Woronzow erschien, war der Empfangsalon des Fürsten von Menschen überfüllt. Der General mit dem aufgezwickelten Schnurrbart, der am Tage vorher beim Statthalter zur Tafel geladen gewesen, war zur Abschiedsaudienz in Galauniform mit allen Orden erschienen. Ferner war da ein Regimentskommandeur, der vor das Kriegsgericht kommen sollte, weil er Verpflegungsgelder seines Regiments unterschlagen hatte. Ein reicher Armenier, ein Schübling des Doktor Andrejewskij, war gekommen, um seinen Branntweinpachtvertrag zu erneuern. Die ganz in Schwarz gekleidete Witwe eines gefallenen Offiziers harrete des Augenblickes, da sie dem Statthalter die Bitte um Gewährung einer Pension oder um Unterbringung ihrer Kinder in einem Institut auf Kosten der Krone vortragen durfte. Ein bankerotter grusinischer Fürst war in der malerischen Tracht seiner Heimat erschienen, um sich um die Pacht eines freigewordenen Kirchengutes zu bewerben. Ein Polizeikommissar war mit einem großen Alttenkonvolut unter

dem Arme gekommen, das ein von ihm ausgearbeitetes neues Projekt zur Unterwerfung des Kaukasus enthielt. Ein tatarischer Chan endlich hatte sich einzig zu dem Zwecke eingefunden, um zu Hause erzählen zu können, er sei beim Fürsten gewesen.

Alle wurden der Reihe nach empfangen, und der hübsche blonde, jugendliche Adjutant geleitete einen nach dem andern in das Kabinett des Fürsten.

Als Chadschi-Murat mit kräftigem Schritt, nur ganz leicht hinkend, den Empfangsalon betrat, wandten sich ihm sogleich alle Blicke zu, und er hörte, wie bald hier, bald dort sein Name geflüstert wurde.

Chadschi-Murat trug über einem braunen, am Kragen mit einer schmalen silbernen Borte verzierten Beschemet eine lange weiße Tscherkeska. An den Beinen trug er schwarze Strumpfschäfte und ebensolche Überschuhe über den glatt anliegenden Pantoffeln; auf seinem Kopfe saß die Lammfellmütze mit dem Turban — demselben Turban, den er seinerzeit, als er sich Schamyl anschloß, aufgesetzt hatte, und um dessentwillen General Klugenau ihn dann später auf die Denunziation Achmet-Chans hin hatte festnehmen lassen. Kühn und sicher schritt Chadschi-Murat über das Parkett des Empfangssaales hin, wobei sein in den Hüften schlank erscheinender Oberkörper leicht nach dem einen, etwas kürzeren Beine hinüberwippte. Seine weit auseinanderstehenden Augen blickten ruhig nach vorn und schienen niemanden zu sehen.

Der hübsche Adjutant begrüßte Chadschi-Murat und bat ihn, so lange Platz zu nehmen, bis er ihn dem Fürsten gemeldet hätte. Chadschi-Murat lehnte jedoch ab, sich zu setzen — die Hand an den Griff

seines Dolches legend und das Bein zur Seite setzend, blieb er stehen und blickte mit geringschätziger Miene auf alle Anwesenden.

Der Dolmetscher, Fürst Tarchanow, trat auf Chadschi-Murat zu und begann ein Gespräch mit ihm. Chadschi-Murat gab nur widerwillige, kurze Antworten. Aus dem Rabinett des Statthalters trat ein kumykischer Fürst, der sich über einen russischen Kommissar beschwert hatte, und gleich darauf rief der Adjutant Chadschi-Murat auf. Er geleitete ihn bis zur Thür des Rabinetts und ließ ihn eintreten.

Woronzow empfing Chadschi-Murat an der Ecke seines Schreibtisches stehend. Das greise, weiße Gesicht des Oberstkommandierenden zeigte diesmal nicht dieselbe lächelnde Miene wie gestern, sondern hatte eher einen strengen und feierlichen Ausdruck.

Als Chadschi-Murat in das große Zimmer mit dem riesigen Schreibtisch und den von grünen Portieren umrahmten großen Fenstern trat, legte er seine sonnenverbrannten kleinen Hände auf jene Stelle der Brust, an der die beiden Ränder seiner weißen Escherkeska sich kreuzten, und im kumykischen Dialekt, den er geläufig sprach, begann er langsam, klar vernehmlich, mit ehrerbietig gesenkten Augen:

„Ich begeben mich hiermit unter den hohen Schutz des großen Zaren und Eurer Durchlaucht. Ich verspreche, dem weißen Zaren bis zum letzten Blutstropfen treu zu dienen, und hoffe im Kriege mit Schamyl, der mein Feind so gut wie der eurige ist, euch von Nutzen zu sein.“

Woronzow hörte die von dem Dolmetscher übertragenen Worte und blickte Chadschi-Murat an, während dieser ihm ins Gesicht sah.

Die Augen der beiden Männer trafen sich und sagten einander gar vieles, was sich mit Worten nicht ausdrücken ließ und was jedenfalls mit der Rundgebung nicht übereinstimmte, die der Dolmetscher soeben übertragen hatte. Sie sagten einander, ohne den Mund zu öffnen, die ganze, unverhüllte Wahrheit: Woronzows Augen sagten, daß er nicht ein einziges Wort von alledem glaube, was Chadschi-Murat soeben gesprochen, daß er ganz genau wisse, jener sei ein Feind alles Russischen und werde es immer bleiben, und wenn er sich jetzt unterwerfe, so geschehe es nur, weil er sich nicht anders zu helfen wisse. Und Chadschi-Murat begriff seinerseits vollkommen, daß Woronzow alles dies wisse, und fuhr doch fort, ihm seine Ergebenheit zu beteuern. Seine Augen sagten, daß es diesem Greise besser anstehe, an den Tod zu denken, als an den Krieg, daß er, obschon alt, doch noch immer ein durchtriebener Fuchs sei, vor dem man auf der Hut sein müsse. Und Woronzow war sich darüber klar, daß der andere ihn durchschaute, aber sein Mund sprach zu Chadschi-Murat nur Worte, die ihm durch die Rücksicht auf den kriegerischen Erfolg geboten schienen.

„Sag' ihm“, sprach Woronzow zu dem Dolmetscher — er pflegte alle seine jungen Offiziere zu duzen — „daß unser Herrscher ebenso gnädig und mild wie mächtig ist, und daß er auf meine Fürsprache hin ihm voraussichtlich verzeihen und ihn in seine Dienste nehmen wird. Hast du es ihm überseht?“ fragte er und sah Chadschi-Murat dabei an. „Teile ihm nun mit, daß er bis zum Eintreffen der allergnädigsten Entschließung meines Gebieters hier unter meiner Obhut verbleiben wird, und daß ich

bemüht sein werde, ihm den Aufenthalt bei uns angenehm zu machen.“

Chadschi-Murat legte nochmals seine Hände mitten auf die Brust und sprach irgend etwas in raschem Tempo.

Der Dolmetscher übertrug seine Worte: er habe auch früher schon, als er im Jahre 1839 über Awarien gebot, den Russen treu gedient und keinen Verrat an ihnen geübt, und er wäre nie von ihnen wieder abgefallen, wenn nicht sein Feind Achmet-Chan gewesen wäre, der sein Verderben wollte und ihn bei General Klugenau verleumdet hätte.

„Ich weiß, ich weiß,“ sagte Woronzow, obschon er das, was er zu wissen vorgab, längst vergessen hatte.

„Ich weiß das alles,“ wiederholte er, während er Platz nahm und Chadschi-Murat ersuchte, sich auf einen an der Wand stehenden niedrigen Diwan zu setzen. Doch Chadschi-Murat setzte sich nicht, sondern machte mit seinen kräftigen Schultern eine Bewegung, die besagen sollte, daß er es nicht für angemessen halte, in Gegenwart eines so hochgestellten Mannes überhaupt zu sitzen.

„Achmet-Chan sowohl wie Schamyl waren beide meine Feinde,“ fuhr er, zu dem Dolmetscher gewandt, fort. „Sag’ dem Fürsten, Achmet-Chan sei gestorben, ohne daß ich an ihm hätte Rache nehmen können, doch Schamyl sei noch am Leben, und ich wolle nicht sterben, ohne ihm heimgezahlt zu haben, was er mir angetan.“ Er biß die Zähne aufeinander und legte die Stirn in Falten, als er dieses sprach.

„Ja, ja,“ entgegnete Woronzow ruhig. „Wie will er’s denn aber dem Schamyl heimzahlen?“ wandte er sich zum Dolmetscher. „Sag’ ihm doch, daß er sich setzen soll.“

Chadschi-Murat weigerte sich abermals, sich zu setzen, und als er nun gefragt wurde, was ihn eigentlich bewogen habe, zu den Russen überzugehen, antwortete er, es sei der Wunsch gewesen, ihnen bei der Niederwerfung Schamyls zu helfen.

„Sehr schön, sehr schön,“ entgegnete Woronzow. „Und was gedenkt er zu diesem Zwecke zu tun? — So nimm doch Platz, nimm Platz!“ wandte er sich zu Chadschi-Murat selbst.

Chadschi-Murat setzte sich endlich und führte nun aus, was er vorhätte: die Russen sollten ihm nur Soldaten genug mitgeben und ihn an die Iesghische Linie schicken, dann verbürge er sich dafür, daß ganz Daghestan sich erheben und Schamyl nicht länger imstande sein würde, sich zu halten.

„Das ist gut, das scheint kein übler Plan,“ sagte Woronzow. „Ich werde über die Sache nachdenken.“

Der Dolmetscher übersetzte Chadschi-Murat Woronzows Worte.

Chadschi-Murat sann ein Weilchen nach.

„Sag' dem Gardar auch noch,“ sprach er dann, „daß meine Familie sich in den Händen meines Feindes befindet, und daß, solange dies der Fall ist, mir die Hände gebunden sind und ich den Russen nicht dienen kann. Er würde mein Weib, meine Mutter, meine Kinder töten, wenn ich jetzt ohne weiteres gegen ihn ziehen wollte. Wenn aber der Fürst die Meinigen befreit, indem er sie gegen Gefangene, die er selbst gemacht hat, eintauscht, dann werde ich Schamyl vernichten, oder ich will des Todes sein.“

„Gut, gut,“ sagte Woronzow. „Wir wollen das alles in Erwägung ziehen. Jetzt soll er zum Chef unseres Stabes gehen und ihn über die Sachlage

sowie über seine eigenen Absichten und Wünsche informieren.“

Damit endete die erste Zusammenkunft zwischen Chadschi-Murat und Woronzow.

Am Abend desselben Tages wurde in dem neuen, im orientalischen Geschmack dekorierten Theater eine italienische Oper gegeben. Woronzow saß in seiner Loge, als im Parterre die auffällige Gestalt des hinkenden Chadschi-Murat im Schmucke des Turbans erschien. Er war in Begleitung des ihm beigegebenen Adjutanten Woronzows, des jungen Loris-Melikow, im Theater erschienen und hatte in der ersten Parkettreihe Platz genommen. Mit der dem orientalischen Muselmanne eigenen Würde hatte Chadschi-Murat dem ersten Akt beigewohnt — ohne jeden Ausdruck des Staunens, mit vollkommen gleichgültiger Miene. Im Zwischenakt erhob er sich, musterte in aller Ruhe die Zuschauer und verließ, während aller Augen auf ihn gerichtet waren, das Theater.

Am folgenden Tage, einem Montag, fand, wie gewöhnlich, beim Statthalter eine Abendunterhaltung statt. In dem großen, hell erleuchteten Saale erklangen die munteren Weisen, die ein im Wintergarten hinter einer Wand von grünen Gewächsen verborgenes Orchester spielte. Junge und nicht mehr ganz junge Frauen in Kleidern, die Hals, Arme und Brust frei ließen, wirbelten mit Männern in bunten Uniformen eng umschlungen durch den Saal. Lakaien in roten Fräcken, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen standen am Büfett, schenkten den Herren Champagner ein und präsentierten den Damen Konfekt. Die Gemahlin des Sardars ging, trotz ihres Alters, gleichfalls halb entblößt, zwischen

den Gästen umher, lächelte ihnen verbindlich zu und ließ auch Chadschi-Murat, der mit derselben Gleichgültigkeit wie gestern im Theater die Gäste musterte, durch den Dolmetscher ein paar freundliche Worte sagen. Nach der Fürstin traten auch die andern halbnackten Frauen auf Chadschi-Murat zu, standen, ohne ein Spur von Scham zu empfinden, vor ihm und richteten lächelnd alle dieselbe Frage an ihn: wie ihm das, was er hier sehe, wohl gefalle. Auch der Statthalter selbst, der diesmal an seiner Uniform goldene Achselstücke und Epauletten und um den Hals das weiße Kreuz an einem breiten Bande trug, kam auf ihn zu und stellte ihm die gleiche Frage, offenbar in der Überzeugung, die auch alle übrigen Fragesteller teilten, daß alles das, was Chadschi-Murat hier sah, ihm unbedingt gefallen mußte. Chadschi-Murat gab Woronzow die gleiche Antwort, die er auch den andern erteilt hatte: daß es bei ihnen zu Hause so etwas nicht gebe, womit er unentschieden ließ, ob er das, was er sah, für schön oder häßlich hielt.

Chadschi-Murat machte den Versuch, auf dem Balle mit Woronzow über die Auswechselung der Seinigen zu reden, doch Woronzow tat, als höre er darauf nicht, und ließ ihn stehen. Loris-Melikow erklärte darauf Chadschi-Murat, daß der Ballsaal nicht der geeignete Ort sei, um über die Angelegenheit zu reden.

Als es zwei Uhr schlug, sah Chadschi-Murat, um die Zeiten zu vergleichen, auf die Uhr, die ihm der junge Woronzow verehrt hatte, und fragte Loris-Melikow, ob er nun wohl gehen könne. Loris-Melikow meinte, es stehe dem nichts entgegen, doch sei es

besser, er warte noch ein Weilchen. Gleichwohl brach Chadschi-Murat auf und begab sich in dem Phaethon, der ihm zur Verfügung gestellt war, nach dem ihm zugewiesenen Quartiere.

11.

Am fünften Tage seines Aufenthaltes in Tiflis erhielt Chadschi-Murat den Besuch Loris-Melikows, des jungen Adjutanten des Statthalters. Er kam im besonderen Auftrage seines hohen Vorgesetzten.

„Kopf und Hände sind bereit, dem Gardar zu dienen,“ sagte Chadschi-Murat mit seiner gewohnten, diplomatisch vorsichtigen Miene, indem er den Kopf neigte und die Hand auf die Brust legte. „Gebiete deinem Diener,“ sagte er, und sah dabei Loris-Melikow freundlich in die Augen.

Loris-Melikow nahm in einem Sessel, der am Tische stand, Platz, während Chadschi-Murat sich ihm gegenüber auf einen niedrigen Diwan setzte, die Arme auf die Knie stützte, den Kopf vorneigte und mit Aufmerksamkeit anhörte, was Loris-Melikow zu ihm sprach. Der Adjutant, der das Tatarische gut beherrschte, sagte, daß der Fürst, obschon er Chadschi-Murats Vergangenheit sehr wohl kenne, doch seine Lebensgeschichte aus seinem eigenen Munde zu hören wünsche.

„Erzähle sie mir,“ sagte Loris-Melikow, „und ich werde sie aufzeichnen und ins Russische übersetzen, damit der Fürst sie dem Zaren übersenden kann.“

Chadschi-Murat schwieg ein Weilchen: er war gewohnt, nicht nur denjenigen, mit dem er sprach, ohne Unterbrechung ausreden zu lassen, sondern auch immer noch, sobald der andere geendet, ein Weilchen

zu warten, ob er vielleicht noch etwas hinzuzufügen habe. Als er meinte, daß der Adjutant nichts weiter zu sagen habe, hob er mit einer raschen Bewegung den Kopf empor, daß die Lammfellmütze ihm in den Nacken glitt. Um seinen Mund spielte jenes besondere, kindliche Lächeln, das auch der jungen Fürstin Woronzow so wohl gefallen hatte.

„Das kann geschehen,“ sagte er — er fühlte sich offenbar geschmeichelt bei dem Gedanken, daß der Zar selbst seine Lebensgeschichte lesen würde.

„Erzähle mir alles, ohne dich zu übereilen, ganz von Anfang an,“ versetzte Loris-Melikow, ihn nach tatarischer Sitte duzend, während er sein Notizbuch aus der Tasche nahm.

„Das kann geschehen, wie gesagt,“ meinte Chadschi-Murat, „nur gibt es da sehr, sehr viel zu erzählen, weil ich sehr viel erlebt habe.“

„Wirst du an einem Tage nicht fertig, dann erzählst du am nächsten Tage weiter,“ sagte Loris-Melikow.

„Soll ich von Anfang an beginnen?“

„Ja, ganz von Anfang an — wo du geboren bist, wo du von Jugend auf gelebt hast.“

Chadschi-Murat neigte den Kopf vor und saß so eine ganze lange Weile. Dann nahm er einen Stock, der neben dem Diwan lag, zog unter dem mit einem Elfenbeingriff versehenen, goldverzierten Dolche ein haarscharf geschliffenes kleines Messer hervor und begann damit an dem Stocke herumzuschneiden, während er zu gleicher Zeit seine Schicksale erzählte.

„Schreib also,“ begann er. „Ich bin in einem kleinen Dorfe, Belmes heißt es, geboren, mit einem Efelstöpfe, wie man bei uns in den Bergen von

Leuten sagt, die ihren Kopf für sich haben. Nicht weit von unserem Dorfe, vielleicht auf zwei Schußweiten entfernt, liegt die Ortschaft Chunsach, in der die Chane lebten. Unsere Familie stand ihnen sehr nahe. Als meine Mutter meinem ältesten Bruder Osman das Leben geschenkt hatte, nährte sie den ältesten Sohn des Chans, Abununzal-Chan mit Namen. Auch den zweiten Sohn des Chans, Umma-Chan, hatte sie an der Brust, doch mein zweiter Bruder Achmet starb, und als ich nun geboren wurde und die Frau des Chans ihren dritten Sohn Bulatsch-Chan um die gleiche Zeit zur Welt brachte, wollte meine Mutter nicht wieder den Ammendienst übernehmen. Mein Vater befahl es ihr, die Mutter aber weigerte sich, es zu tun, weil sie meinte, daß ihr eignes Kind dabei wieder zugrunde gehen könne. Da stach mein Vater, der ein Hitzkopf war, mit dem Dolche nach ihr und hätte sie getötet, wenn man ihn nicht von ihr fortgerissen hätte. So behielt sie mich denn und nährte mich allein und hat dann selbst ein Lied darauf gedichtet. Doch das brauche ich dir nicht zu erzählen . . .“

„Doch, erzähle es nur, laß nichts aus,“ sagte Loris-Melikow.

Chadschi-Murat begann nachzufinnen. Er gedachte seiner Mutter und sah sie im Geiste, wie sie ihn oben auf dem Dache der Hütte neben sich schlafen legte und mit dem Pelze zudeckte, und wie er sie bat, ihm die Stelle an ihrer Hüfte zu zeigen, an der die Narbe von jenem Dolchstich zu sehen war.

Er besann sich auf das Lied und sagte es her. Es lautete: „Dein stählerner Dolch hat meine weiße Brust durchbohrt, und ich legte mein holdes Sonnen-

Kind, meinen Sohn, an die Wunde, ich wusch ihn mit meinem warmen Blute, und die Wunde vernarbte ohne Kräuter und Wurzeln. Ich habe den Tod nicht gefürchtet, und auch er, mein Sohn, mein tapferer Dschigit, wird ihn nicht fürchten.“

„Diese meine Mutter ist jetzt in Schamyls Händen und muß ausgelöst werden,“ sagte Chadschi-Murat.

In schweigendem Brüten saß er hierauf eine ganze Weile da. Er gedachte des mageren Hundes, der ihm, als er selbst noch klein war, das Gesicht beleckt hatte, und des besonderen Duftes von Rauch und saurer Milch, den er jedesmal verspürte, wenn die Mutter ihm ein Stück Fladen gab. Er erinnerte sich, wie ihn die Mutter in einem Korbe auf dem Rücken über die Berge getragen hatte, zum Großvater auf die Farm. Er erinnerte sich des graubärtigen, runzeligen Großvaters, der mit den sehnigen Armen das Silber schmiedete und den Enkel die Gebete lehrte.

„Sie nahm also nicht wieder als Amme Dienste,“ fuhr er dann, den Kopf zurückwerfend, fort. „Die Frau des Chans nahm eine andere Amme, blieb aber mit meiner Mutter befreundet. Und die Mutter führte uns Kinder nach dem Hause des Chans, und wir spielten mit den Kindern des Chans, und die Frau des Chans war uns allen sehr gewogen.“

„Es waren drei junge Chane: Abununzal-Chan, der Milchbruder meines Bruders Osman, Umma-Chan, mein Blutsbruder, und Bulatsch-Chan, der jüngste, den Schamyl in den Abgrund gestürzt hat. Doch davon später.“

„Ich zählte fünfzehn Jahre, als die Muriden die Dörfer zu durchwandern begannen. Sie schlugen

mit hölzernen Säbeln an die Steine und riefen: „Muselmänner, Chasawat!“*) Die Tschetschenzen gingen alle miteinander zu den Muriden über, und auch die Awaren begannen sich ihnen anzuschließen. Ich lebte damals am Hofe der Chane. Ich war wie ein Bruder des Chans, tat, was ich wollte, und gewann Reichtümer. Ich hatte Pferde und Waffen, und auch Geld hatte ich. Ich lebte in Saus und Braus und machte mir keine Gedanken. So lebte ich bis zu der Zeit, da Rasi-Mullah getötet ward und Hamsat an seine Stelle kam. Hamsat schickte Boten an die Chane, mit der Drohung, daß er Chunsach zerstören würde, wenn sie das Chasawat nicht annähmen. Da hieß es wohl überlegen. Die Chane zögerten aus Furcht vor den Russen, das Chasawat anzunehmen, und die Mutter der Chane sandte mich mit ihrem zweiten Sohne Umma-Chan nach Tiflis zum Oberstkommandierenden, den wir um Hilfe gegen Hamsat bitten sollten. Oberstkommandierender war damals Rosen, der Baron. Er empfing weder mich noch Umma-Chan. Er ließ uns sagen, daß er uns Hilfe senden werde, hat aber in Wirklichkeit nichts getan. Nur ein paar seiner Offiziere suchten uns in Tiflis auf und spielten mit Umma-Chan Karten. Sie gaben ihm Wein zu trinken und führten ihn in die Höhlen des Lasters, und er verlor alles, was er hatte, an sie im Kartenspiel. Er war so stark wie ein Stier und so tapfer wie ein Löwe, an Geist aber so schwach wie das Wasser. Er hätte unser letztes Pferd und unsern letzten Säbel verspielt, wenn ich ihn nicht aus Tiflis weggebracht hätte. Nach diesem Besuche in Tiflis war ich andern Sinnes geworden

*) Der heilige Krieg.

und redete der Mutter der Chane und den jungen Chanen zu, sie sollten das Chasawat annehmen.“

„Warum warst du andern Sinnes geworden?“ fragte Loris-Melikow. „Haben dir die Russen nicht gefallen?“

Chadschi-Murat schwieg ein Weilchen.

„Nein, sie haben mir nicht gefallen,“ sagte er dann mit fester Stimme und schloß dabei die Augen. „Und es lag noch ein besonderer Grund vor, warum ich geneigt war, das Chasawat anzunehmen.“

„Was für ein Grund war das?“

„In der Nähe unseres Dorfes Belmes war ich eines Tages, als ich mit den Chanen zusammen ausritt, auf drei Muriden gestoßen. Zwei von ihnen entflohen, und den dritten tötete ich durch einen Pistolenschuß. Als ich zu ihm hintrat, um ihm die Waffen abzunehmen, sah ich, daß er noch lebte. Er blickte mich an und sprach: ‚Du hast mich getötet, mir ist wohl. Du bist ein Muselmann, bist jung und stark, nimm das Chasawat an. Gott befiehlt es.‘“

„Und da nahmst du es an?“

„Noch nicht, doch begann ich nachzudenken,“ sagte Chadschi-Murat und fuhr dann in seiner Erzählung fort: „Als Hamsat gegen Chunsach angerückt kam, sandten wir alte Männer zu ihm und ließen ihm sagen, wir seien bereit, das Chasawat anzunehmen. Er solle uns nur einen gelehrten Mann senden, der uns darüber aufklären könne, wie man es zu halten habe. Hamsat ließ den Alten die Schnurrbärte abrasieren und Löcher in die Nase bohren, hing ihnen Brezeln hinein und schickte sie so heim. Die Alten sagten, Hamsat sei bereit, uns einen Scheich zu schicken, der uns über das Chasawat belehren würde,

doch stelle er die Bedingung, daß die Mutter der Chane ihm ihren jüngsten Sohn als Geißel schicken solle. Die Mutter der Chane schenkte Hamsat Glauben und entsandte Bulatsch-Chan zu ihm. Hamsat nahm Bulatsch-Chan wohl auf und schickte zu uns, auch die älteren Brüder sollten zu ihm kommen. Er ließ sagen, er wolle den jungen Chanen ebenso dienen, wie sein Vater ihrem Vater gedient habe. Die Mutter der Chane war ein schwaches Weib, dumm und vorlaut, wie alle Weiber, wenn sie nach ihrem eigenen Willen leben. Sie fürchtete sich, beide Söhne auf einmal zu schicken, und entsandte zuerst nur Umma-Chan allein hin. Ich machte mich mit ihm auf den Weg. Eine Werst weit kamen die Muriden uns entgegen, sangen und schossen und tummelten ihre Rosse um uns herum. Als wir zu Hamsat kamen, trat er aus seinem Zelte und hielt Umma-Chan den Steigbügel, womit er ihn als Chan anerkannte. „Ich habe eurem Hause nichts Böses angetan,“ sprach er, „und will ihm auch nichts Böses antun. Verschonet nur mein Leben und hindert mich nicht, die Menschen für das Chasawat anzuwerben. Ich werde euch mit allen meinen Mannen dienen, wie mein Vater eurem Vater gedient hat. Gewährt mir Zutritt zu eurem Hause. Ich werde euch mit meinem Rat zur Seite stehen, ihr aber könnt schalten und walten, wie ihr wollt.“

„Umma-Chan war unbeholfen in Worten, er wußte nicht, was er sagen sollte, und schwieg. Da sagte ich, wenn sich die Dinge so verhielten, dann solle Hamsat nach Chunsach kommen, die Mutter der Chane und der älteste Chan würden ihn mit Ehren empfangen. Sie ließen mich jedoch nicht ausreden — und hier war es, daß ich zum ersten Male

mit Schamyl zusammenstieß. Er stand neben dem Imam und sagte zu mir: ‚Nicht du bist gefragt, sondern der Chan.‘ Ich schwieg darauf, und Hamsat führte Umma in sein Zelt. Dann rief Hamsat auch mich hinein und hieß mich mit seinen Abgesandten nach Chunsach zurückkehren. Ich tat, wie er mich hieß. Die Abgesandten Hamsats suchten die Mutter der Chane zu bereden, sie solle auch den ältesten Chan zu Hamsat entsenden. Ich sah, daß Verrat im Spiel war, und riet der Mutter der Chane, den Sohn nicht hinzuschicken. Aber in solch einem Weiberkopfe sitzt genau so viel Verstand, wie Haare auf einem Ei. Die Mutter der Chane glaubte Hamsats Leuten und befahl dem Sohne hinzugehen. Als Abununzal sich weigerte, sagte sie: ‚Ich sehe, du hast Angst.‘ Gleich der Biene wußte sie, nach welcher Stelle sie den Stachel zu richten habe. Abununzal-Chan entbrannte vor Unwillen, sprach kein Wort mehr mit ihr und ließ sein Roß satteln. Ich ritt mit ihm hin. Hamsat empfing uns noch freundlicher als den jüngeren Bruder Umma-Chan. Er kam uns selbst auf zwei Büchschüsse den Berg hinab entgegen, und hinter ihm her kamen seine Berittenen, sangen und schossen und tummelten keck ihre Rosse. Als wir im Lager ankamen, führte Hamsat den Chan in sein Zelt, während ich draußen bei den Pferden blieb.“

„Ich saß unten am Berge, als ich in Hamsats Zelte Gewehrschüsse vernahm. Ich lief auf das Zelt zu. Umma-Chan lag auf dem Rücken in einer großen Blutlache, während Abununzal mit den Muriden kämpfte. Ein Säbelhieb hatte ihm die Backe vom Gesicht getrennt, daß sie blutend herunterhing. Er suchte sie mit der einen Hand festzuhalten, während

die andere mit dem Dolch nach jedem stach, der ihm nahekam. Ich sah, wie er einen Bruder Gamsats niederstach, und wie er den Dolch schon nach seinem zweiten Bruder zückte — als die Muriden plötzlich auf ihn zu schießen begannen, und ihn zu Falle brachten.“

Chadschi-Murat hielt inne, sein wettergebräuntes Gesicht war ganz rot vor Erregung, und seine Augen waren von Blut unterlaufen.

„Ich ward von Furcht ergriffen und entfloh,“ sagte er.

„Ei sieh doch,“ sprach Loris-Melikow, „ich denke, du hast dich nie vor etwas gefürchtet?“

„Später nicht. Ich habe fortan stets der Schmach jener Stunde gedacht, und wenn ich daran dachte, dann fürchtete ich nichts mehr.“

12.

„Jetzt ist's genug, jetzt ist's Zeit, daß ich bete,“ sagte Chadschi-Murat, nahm aus der inneren Brusttasche seiner Escherkeska die Uhr, die ihm Woronzow geschenkt hatte, drückte vorsichtig gegen die Sprungfeder, neigte den Kopf zu der Uhr hinab und lauschte mit kindlichem Lächeln auf ihre Schläge. Die Uhr schlug zwölf und ein Viertel darüber.

„Von meinem Freunde Woronzow, ein Gastgeschenk,“ sagte er lächelnd.

„Eine sehr schöne Uhr,“ meinte Loris-Melikow. „Bete also jetzt, ich will so lange warten.“

„Wie du willst,“ sagte Chadschi-Murat und begab sich in sein Schlafzimmer.

Als Loris-Melikow allein war, schrieb er das, was Chadschi-Murat ihm erzählt hatte, in den Haupt-

jügen nieder, zündete sich dann eine Zigarette an und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Als er in die Nähe der Tür kam, die der Schlafzimmertür gegenüberlag, hörte er ein paar Stimmen, die sich in tatarischer Sprache lebhaft über irgend etwas unterhielten. Er vermutete, daß es Chadschi-Murats Muriden seien, die da drinnen sprachen, und er öffnete die Tür und ging zu ihnen hinein.

In dem Zimmer verspürte er jenen auffallenden, säuerlichen Ledergeruch, der den Bergbewohnern eigentümlich ist. Am Fenster saß auf einem über den Fußboden gebreiteten Filzmantel in einem zerrissenen, unsauberen Beschemet der einäugige, rot-haarige Gamsalo und flocht an einem ledernen Baumzeug. Er sprach gerade mit seiner heiseren Stimme sehr eifrig über irgend etwas, verstummte jedoch sogleich bei Loris-Melikows Eintritt und fuhr, ohne den Eintretenden irgendeiner Aufmerksamkeit zu würdigen, in seiner Arbeit fort. Ihm gegenüber stand der muntere Chan-Mahoma, zeigte lachend seine weißen Zähne und wiederholte immer wieder irgend etwas, wobei seine wimperlosen schwarzen Augen nur so blitzten. Der schöne Eldar hatte die Ärmel an seinen kräftigen Armen emporgestreift und säuberte eben die Bauchgurte an einem Sattelzeug, das an der Wand von einem Nagel herabhing. Chanefi, der die Wirtschaft zu besorgen hatte, war nicht im Zimmer — er bereitete in der Küche das Mittagmahl.

„Vorüber streitet ihr denn?“ fragte Loris-Melikow den lustigen Chan-Mahoma, nachdem er die drei begrüßt hatte.

„Er weiß immer nur den Schamyl zu loben,“

antwortete Chan-Mahoma und schüttelte dem Adjutanten die Hand. „Er sagt, daß Schamyl ein großer Mann sei. Er sei gelehrt, und heilig, und ein Dschigit.“

„Ja — wie denn? Er hat ihn doch verlassen, und er rühmt ihn noch immer?“

„Er hat ihn verlassen — und rühmt ihn!“ bestätigte Chan-Mahoma mit blitzenden Augen und grinste dabei.

„Du hältst ihn wohl auch für heilig — wie?“ fragte Loris-Melikow den Einäugigen.

„Wenn er nicht heilig wäre, würde das Volk ihm nicht gehorchen,“ versetzte Hamsalo rasch.

„Mansur war heilig, aber Schamyl ist es nicht,“ sprach Chan-Mahoma. „Das war ein wirklicher Heiliger. Als er Imam war, war das ganze Volk ein anderes. Er ritt in den Dörfern umher, und das Volk kam zu ihm heraus, um den Gipfel seiner Tscherkeska zu küssen, und es bereute seine Sünden und schwur, nichts Böses mehr zu tun. Noch jetzt erzählen die alten Leute, wie die Menschen damals lebten — ganz wie die Heiligen, rauchten nicht, tranken nicht, ließen kein Gebet aus, verziehen einander jede Beleidigung, ließen selbst die Blutrache ruhen. Fanden sie Geld oder sonstige Sachen, so banden sie das Gefundene an Stangen, die sie an den Weg stellten. Damals gab Gott dem Volke auch den Erfolg in allen Dingen, nicht so wie jetzt,“ sagte Chan-Mahoma.

„Auch jetzt wird in den Bergen nicht getrunken noch geraucht,“ meinte Hamsalo.

„Dein Schamyl ist ein Lamorej,“ sagte Chan-Mahoma, während er Loris-Melikow listig zublinzelte.

Lamorej war eine verächtliche Bezeichnung der Bergbewohner.

„Nenne ihn meinetwegen einen Lamorej,“ sagte Hamsalo. „Ich weiß jedenfalls, daß in den Bergen die Abler wohnen.“

„Das hat er gut gesagt — ein schlagfertiger Bursche!“ sagte Chan-Mahoma lachend, offenbar erfreut über die treffende Antwort seines Gegners.

Als er in Loris-Melikows Hand das silberne Zigarettenetui erblickte, bekam er plötzlich Lust zu rauchen und bat um eine Zigarette. Loris-Melikow sagte, es sei ihnen doch verboten, zu rauchen. Da blinzelte Chan-Mahoma mit einem Kopfnicken nach Chadschi-Murats Schlafzimmer hin und meinte, solange er es nicht sehe, könne es schon gewagt werden. Und er begann sogleich zu rauchen, wobei er den Rauch nicht tief einzog, sondern sogleich wieder in ungeschickter Weise zwischen den Lippen hervorblies.

„Das ist unrecht von dir,“ sagte Hamsalo mit strafendem Blick und verließ das Zimmer. Chan-Mahoma blinzelte pfiffig hinter ihm her, und als er seine Zigarette zu Ende geraucht hatte, fragte er Loris-Melikow, wo er wohl am besten einen seidenen Beschemet und eine weiße Lammfellmütze kaufen könne.

„Hast du denn so viel Geld?“ fragte der Adjutant.

„Es wird wohl dazu reichen,“ entgegnete Chan-Mahoma.

„Frag' ihn einmal, woher er das Geld hat,“ sagte Eldar, sein lächelndes, hübsches Gesicht nach Loris-Melikow hinwendend.

„Ich habe im Spiel gewonnen,“ sagte Chan-Mahoma rasch.

Und er erzählte, wie er gestern, als er in den

Straßen von Tiflis spazieren ging, auf einen Haufen von Russen und Armeniern gestoßen sei, die „Schrift oder Adler“ spielten. Der Satz sei recht groß gewesen: drei Goldmünzen und eine ganze Menge Silbergeld. Chan-Mahoma hatte das Spiel rasch begriffen, war, mit den Kupfermünzen in seiner Tasche klimpernd, mitten in den Kreis der Spieler getreten und hatte aufs Ganze gehalten.

„Wie denn — aufs Ganze? Hastest du denn so viel Geld?“ fragte Loris-Melikow.

„Zwölf Ropelen hatte ich im ganzen,“ antwortete Chan-Mahoma mit vergnügtem Grinsen.

„Und wenn du verloren hättest?“

„Dann hatte ich diese hier,“ sagte Chan-Mahoma, auf seine Pistole zeigend.

„Die würdest du hingegeben haben?“

„Wozu denn? Weggelaufen wäre ich, und wäre mir einer nahegekommen, dann hätte ich ihn getötet. Abgemacht.“

„Und du hast gewonnen?“

„Aija, ich steckte alles ein und ging davon.“

Über Chan-Mahoma und Eldar war Loris-Melikow sich vollkommen klar. Chan-Mahoma war ein lustiger Bursche, der gern über die Stränge schlug und nicht wußte, was er mit seinem Überschuß an Lebenskraft beginnen sollte — immer vergnügt, leichtsinnig, mit dem eigenen Leben wie mit dem fremden spielend. Diese Lust am Spiel mit dem Leben mochte ihn auch bestimmt haben, zu den Russen überzugehen, wie sie ihn vielleicht morgen bestimmen würde, wieder zu Schamyl zurückzukehren.

Auch in Eldars Wesen war nichts Rätselhaftes: er war ein ruhiger, starker, zuverlässiger Mensch,

seinem Murschid bis in den Tod ergeben. Ein Rätsel blieb Loris-Melikow nur der rothaarige Hamsalo. Er sah, daß dieser Mensch nicht nur im Innern noch zu Schamyl hielt, sondern daß er auch allen Russen gegenüber einen flammenden Haß und Abscheu empfand. Er konnte daher nicht begreifen, warum er eigentlich zu den Russen übergegangen war. Er schöpfte den Verdacht — der auch bereits in einigen anderen russischen Offizieren aufgestiegen war — daß Chadschi-Murats Übertritt und alles, was er von seiner Feindschaft mit Schamyl erzählte, nichts als List und Täuschung sei, daß er nur gekommen sei, um die Schwächen der russischen Stellung auszukundschaften und dann, nachdem er wieder in die Berge geflohen, alle Kräfte gegen die schwachen Punkte zu richten. Hamsalos ganzes Wesen erschien dem Adjutanten als eine Bestätigung dieser Vermutung. „Diese beiden da, und Chadschi-Murat selbst, wissen ihre Absichten zu verbergen,“ dachte Loris-Melikow, „jener Rotkopf aber verrät sich durch seinen unverhohlenen Haß.“

Loris-Melikow versuchte es, auch Hamsalo zum Sprechen zu bringen. Er fragte ihn, ob er sich nicht langweile. Doch jener sah ihn nur mit seinem einen Auge scheel von der Seite an, und ohne auch nur einen Augenblick seine Flechtarbeit zu unterbrechen, brüllte er mit seiner heiseren Stimme drauflos: „Nein, ich langweile mich nicht.“ Und von ähnlicher Art waren auch alle übrigen Antworten, die er gab.

Während Loris-Melikow noch im Zimmer der Muriden Chadschi-Murats weilte, trat auch Chanefi, der Awarer mit dem haarbedeckten Gesicht und Nacken und der zottigen, wie von Moos überwucherten

Brust ins Zimmer. Er war ein Mensch, der nicht viel nachdachte, ein rüstiger Arbeiter, der gehorsam die Arbeit verrichtete, die sein Herr ihm aufgab, und ganz in dieser Arbeit aufging.

Als er jetzt hereinkam, um Reis zum Mahle zu holen, sprach Loris-Melikow ihn an und fragte, woher er sei, und wie lange er Chadschi-Murat schon diene.

„Fünf Jahre,“ antwortete Chanefi. „Ich bin aus demselben Dorfe wie er. Mein Vater hat seinen Oheim getötet, und sie wollten mich dafür töten,“ erzählte er ruhig, während sein Blick unter den zusammengewachsenen Brauen hervor auf Loris-Melikow fiel. „Da bat ich Chadschi-Murat, er solle mich als Bruder annehmen.“

„Was heißt das: als Bruder annehmen?“

„Ich ließ zwei Monate lang meinen Kopf unrasiert und meine Nägel unbeschnitten und kam dann zu ihm. Er ließ mich zu Patimat, seiner Mutter, hinein. Patimat reichte mir die Brust, und so wurde ich sein Bruder.“

Im anstoßenden Zimmer ließ sich Chadschi-Murats Stimme vernehmen. Eldar hörte seinen Ruf, säuberte rasch seine Hände und ging zu seinem Murschid hinein.

„Er bittet einzutreten,“ sagte Eldar, zu Loris-Melikow zurückkehrend. Dieser gab dem lustigen Chan-Mahoma noch eine Zigarette und ging dann zu Chadschi-Murat in das Gastzimmer zurück.

13.

Chadschi-Murat empfing den Adjutanten mit vergnügtem Gesichte.

„Nun, wollen wir fortfahren?“ begann er, auf dem Diwan Platz nehmend.

„Unbedingt,“ sagte Loris-Melikow. „Ich war inzwischen bei deinen Trabanten und habe mich mit ihnen unterhalten. Einer von ihnen ist ein recht lustiger Junge.“

„Du meinst Chan-Mahoma — ja, das ist ein leichter Bursche,“ sagte Chadschi-Murat.

„Recht gut hat mir der hübsche, schlanke Jüngling gefallen.“

„Ah, Eldar! Ja, der ist noch jung, aber treu und zuverlässig, wie von Eisen.“

Sie schwiegen eine Weile.

„Soll ich nun weiter erzählen?“

„Ja, ja.“

„Ich beschrieb dir zuletzt, wie die Chane getötet wurden. Als nun Hamsat sie getötet hatte, hielt er seinen Einzug in Chunsach und nahm im Palaste der Chane Wohnung. Es war jetzt nur noch die Mutter der Chane übriggeblieben. Hamsat ließ sie vor sich kommen, und sie begann ihm Vorwürfe zu machen. Da gab er seinem Muriden Assfelder einen Wink, worauf dieser ihr von hinten einen Schlag über den Kopf versetzte, daß sie tot hinfiel.“

„Warum hat er denn auch die Alte getötet?“ fragte Loris-Melikow.

„War er mit den Vorderbeinen über den Zaun gekrochen, so mußten auch die Hinterbeine nach. Das ganze Geschlecht sollte ausgerottet werden, und so geschah es auch. Den jüngsten der Chane hatte Schamyl beseitigt, er hatte ihn in einen Abgrund gestürzt.“

„Ganz Awarien unterwarf sich nun Hamsat, nur wir zwei, ich und mein Bruder, unterwarfen uns nicht. Wir hatten die Chane an ihm zu rächen und

forderten sein Blut. Zum Scheine zwar unterwarfen wir uns, doch dachten wir immer nur daran, wie wir unser Rachewerk ausführen könnten. Wir beriethen uns mit unserem Großvater, dem Silberschmied, und beschloßen, den Augenblick abzupassen, da Hamsat den Palast verlassen würde, und ihn dann aus dem Hinterhalt zu töten. Unser Gespräch war jedoch belauscht und Hamsat hinterbracht worden. Er ließ den Großvater vor sich kommen und sprach zu ihm: Höre einmal, wenn es wahr ist, daß deine Enkel Böses gegen mich im Schilde führen, dann sollst du mit ihnen zusammen an demselben Galgen hängen! Ich tue Gottes Werk, und niemand soll mich darin behindern. Nun geh und merke es dir, was ich gesagt habe.“

„Der Großvater kam heim und sagte uns alles. Da beschloßen wir, nicht länger zu warten, sondern unsern Plan gleich am nächsten Feiertag in der Moschee zur Ausführung zu bringen. Die Freunde, die wir eingeweiht hatten, weigerten sich mitzugehen, und so blieben wir beide, ich und mein Bruder, ganz allein übrig.“

„Wir nahmen jeder eine Pistole, hingen unsere Filzmäntel um und gingen nach der Moschee. Hamsat erschien, von dreißig Muriden begleitet. Sie hatten alle die blanken Säbel in der Hand. Affelder, sein Liebling — derselbe, der der Mutter der Chane den Kopf abgeschlagen hatte — sah uns und rief, wir sollten die Filzmäntel abtun. Als er auf uns zukam, zückte ich den Dolch nach ihm und erstach ihn. Dann warf ich mich auf Hamsat, aber mein Bruder Osman hatte bereits nach ihm geschossen. Hamsat lebte noch und stürzte sich mit dem Dolch auf den Bruder, doch

ich schoß ihn durch den Kopf, daß er tot niederfiel. Die Muriden waren zu dreißig, und wir nur zwei. Meinen Bruder Osman töteten sie, ich aber konnte mich ihrer erwehren, sprang zum Fenster hinaus und entkam.“

„Als es ruchbar wurde, daß Hamsat getötet sei, erhob sich das ganze Volk, und die Muriden entflohen. Die nicht mehr entfliehen konnten, wurden niedergemacht.“

Chadschi-Murat hielt inne und schöpfte tief Atem.

„So weit war alles gut,“ fuhr er fort — „dann aber ward alles verdorben. Schamyl trat an Hamsats Stelle. Er schickte Boten zu mir und ließ mir sagen, ich solle mit ihm gegen die Russen ziehen — falls ich mich weigerte, drohte er, Chunsach zu zerstören und mich zu töten. Ich ließ ihm antworten, daß ich weder zu ihm kommen noch dulden würde, daß er zu mir käme.“

„Warum bist du nicht zu ihm gegangen?“ fragte Loris-Melikow.

Chadschi-Murat runzelte die Stirn und antwortete nicht sogleich.

„Ich durfte es nicht. An Schamyl klebte das Blut meines Bruders Osman und des jungen Chans Albununzal. Nein, ich ging nicht zu ihm. Rosen, der General, schickte einen Offizier zu mir und befahl mir, den Befehl über Awarien zu übernehmen. Nun wäre das ja recht gut gewesen, aber Rosen hatte vorher den Chan Mahomet-Mirsa von Nasi-Rumytsk und nach diesem Achmet-Chan über Awarien gesetzt. Dieser hatte einen Haß auf mich, er hatte einmal für seinen Sohn um die Schwester der Chane von Chunsach angehalten und schrieb es mir zu, daß seine

Werbung abgewiesen wurde. Er schickte seine Trabanten, die mich töten sollten, doch entfloß ich ihnen. Da verleumdete er mich beim General Klugenau, dem er sagte, ich hätte es den Awaren verboten, den russischen Soldaten Holz zu geben. Auch daß ich diesen Turban hier“ — Chadschi-Murat zeigte nach dem Turban auf seiner Mütze — „aufgesetzt hätte, sagte er dem General, und legte dies dahin aus, daß ich mich damit als Anhänger Schamyls bekenne. Der General aber glaubte ihm nicht und ließ nicht zu, daß mir auch nur ein Haar gekrümmt würde. Doch als der General nach Tiflis gefahren war, rückte Achmet-Chan mit einer Kompagnie Soldaten gegen mich heran und nahm mich gefangen. Er ließ mich in Ketten schmieden und an eine Kanone binden.“

„Sechs Tage und sechs Nächte mußte ich so verharren. Am siebenten Tage wurde ich losgebunden und nach Temir-Chan-Schura abgeführt. Vierzig Soldaten mit geladenen Gewehren brachten mich dahin. Meine Hände waren gefesselt, und es war Befehl erteilt, mich zu töten, wenn ich einen Fluchtversuch machen sollte. Ich wußte das. Als wir uns dem Moksoch näherten, wurde der Weg, auf dem wir marschierten, ganz schmal. Zur Rechten zog sich ein Abgrund hin, wohl fünfzig Klafter tief. Ich entfernte mich von den Soldaten nach rechts hin, nach dem Rande des Abgrunds. Der Soldat, der neben mir herging, wollte mich zurückhalten, doch ich machte einen Sprung nach dem Abgrund hin und zog den Soldaten mit. Er blieb zerschmettert unten liegen, ich aber kam mit dem Leben davon. Die Rippen, der Schädel, die Arme und Beine — alles war ge-

brochen. Ich versuchte zu kriechen, vermochte es jedoch nicht. Ein Schwindel befiel mich, und ich wurde ohnmächtig. Als ich erwachte, war ich ganz durchnäßt von Blut. Ein Hirt fand mich und rief Leute herbei, die mich in ein Dorf brachten. Die Rippen und der Kopf wurden heil, und auch die Gliedmaßen heilten, nur daß das eine Bein kürzer blieb.“

Und Chadschi-Murat streckte das kürzere Bein vor.

„Es tut immer noch gute Dienste,“ fuhr er fort. „Als die Leute hörten, wie ich die Freiheit wiedergewonnen hatte, kamen sie herbei, um mich zu sehen. Sobald ich gesund geworden, begab ich mich nach Belmes. Die Awaren forderten mich auf, wieder über sie zu gebieten, und ich willigte ein,“ sagte er mit ruhigem, selbstbewußtem Stolze.

Chadschi-Murat erhob sich rasch. Er nahm ein Portefeuille aus einem seiner Reisefäcke, zog daraus zwei vergilbte Briefe hervor und reichte den einen davon Loris-Melikow. Es war ein Brief des Generals Klugenau. Loris-Melikow las ihn — er lautete: „An den Fährnich Chadschi-Murat. Du hast mir gedient — und ich war mit Dir zufrieden und hielt Dich für einen guten Menschen. Kürzlich aber hat Achmet-Chan mich benachrichtigt, daß Du ein Verräter bist, daß Du den Turban um Dein Haupt gelegt hast, daß Du zu Schamyl in Beziehungen stehst und dem Volke predigst, es solle der russischen Obrigkeit nicht gehorchen. Ich gab Befehl, Dich festzunehmen und mir vorzuführen, doch Du bist entflohen; ich weiß nicht, ob dies für Dich gut oder schlimm ist, da ich nicht weiß, ob Du schuldig bist oder nicht. Höre nun, was ich Dir sage. Wenn Du vor dem großen Baren

ein reines Gewissen hast und Dich unschuldig fühlst, dann erscheine vor mir. Fürchte Dich vor niemand — ich bin Dein Beschützer. Der Chan kann Dir nichts anhaben; er steht selbst unter meiner Botmäßigkeit. Du hast also nichts zu fürchten.“ Weiter schrieb Klugenau noch, er habe stets sein Wort gehalten und sei stets gerecht gewesen, und zum Schluß ermahnte er Chadschi-Murat nochmals, sich ihm zu stellen.

Als Loris-Melikow den ersten Brief gelesen hatte, wies Chadschi-Murat nach dem zweiten, übergab ihn jedoch nicht sogleich dem Adjutanten, sondern erzählte erst, was er auf jenen ersten Brief geantwortet habe.

„Ich schrieb ihm: ich trage wohl den Turban, jedoch nicht um Schamyls, sondern um meines Seelenheils willen; zu Schamyl könne und wolle ich nicht übergehen, da er schuld sei, daß mein Vater, meine Brüder und viele meiner Verwandten getötet worden seien. Doch auch zu den Russen könne ich nicht übergehen, da ich von ihnen schmähslich beleidigt worden sei. Als ich in Chunsach gefesselt am Boden lag, habe einer von ihnen mich mit seinem Rot besudelt, und ich könne nicht eher zu ihnen übergehen, als bis dieser Mensch getötet sei. Vor allem aber sei ich in Furcht vor dem Lügner Achmet-Chan.

„Da schrieb der General mir diesen zweiten Brief,“ sagte Chadschi-Murat und reichte Loris-Melikow ein zweites vergilbtes Blatt.

„Ich danke Dir für die Antwort, die Du mir auf meinen Brief gesandt hast,“ las Loris-Melikow. „Du schreibst, es geschehe nicht aus Furcht, daß Du nicht zurückkehrst, sondern wegen der Schmach, die

Dir von einem Giauren angetan worden. Ich versichere Dich aber, daß das russische Gesetz gerecht ist, und vor Deinen Augen soll derjenige bestraft werden, der es gewagt hat, Dich so schwer zu beleidigen. Ich habe schon Auftrag gegeben, diese Angelegenheit zu untersuchen. Doch höre nun weiter, Chadschi-Murat. Ich hätte wohl ein Recht, mit Dir unzufrieden zu sein, weil Du mir und meinem Ehrenwort nicht traust, doch verzeihe ich Dir, da ich weiß, daß Ihr Bergbewohner überhaupt sehr mißtrauisch seid. Wenn Dein Gewissen rein ist, wenn Du den Turban nur um Deines Seelenheils willen aufgesetzt hast, dann bist Du im Recht und kannst der russischen Obrigkeit und auch mir offen ins Auge sehen. Jener Mensch, der Dich so schwer beleidigt hat, soll, dessen versichere ich Dich, schwer bestraft werden, auch Dein Vermögen soll Dir zurückgegeben werden, und Du wirst sehen und erkennen, was das russische Gesetz bedeutet. Um so mehr, als die Russen die Dinge anders ansehen, als Ihr, in ihren Augen nämlich bist Du dadurch, daß irgendein Schurke sich so schändlich gegen Dich benommen hat, durchaus nicht entehrt. Ich selbst habe den Simrinzern erlaubt, den Turban zu tragen, und nehme ihre Angelegenheiten wahr, wie es sich gehört; ich wiederhole also, daß Du gar nichts zu befürchten hast. Komm zu mir mit dem Manne, den ich jetzt zu Dir sende; er ist mir treu ergeben, er ist nicht der Sklave Deiner Feinde, sondern der Freund eines Mannes, der bei seiner Regierung großes Gewicht hat.“

Nochmals forderte dann der General Chadschi-Murat auf, zu ihm zu kommen.

„Ich glaubte diesen Worten nicht,“ sagte Chadschi-

Murat, als Loris-Melikow den Brief zu Ende gelesen hatte, „und ich ging nicht zu Klugenau. Ich hatte vor allem an Achmet-Chan Rache zu nehmen, und dazu hätten die Russen mir nicht verholten. Damals umringte gerade Achmet-Chan mit seinen Leuten unser Dorf Belmes und wollte mich gefangen nehmen oder töten. Ich hatte zu wenig Leute und konnte ihn allein nicht zurückschlagen. Um jene Zeit nun kam zu mir ein Bote mit einem Briefe von Schamyl. Er versprach mir Hilfe gegen Achmet-Chan, den er töten wollte, und bot mir die Herrschaft über ganz Awarien an. Ich überlegte lange und ging schließlich zu Schamyl über. Und von dieser Zeit an lag ich beständig mit den Russen in Fehde.“

Chadschi-Murat ließ nun einen Bericht über alle seine kriegerischen Unternehmungen folgen. Es waren ihrer gar viele, und Loris-Melikow kannte sie zum Teil schon. Alle seine Angriffe und Überfälle zeichneten sich durch eine ungewöhnliche Kühnheit und Schlagfertigkeit aus, und der Erfolg war ihm stets treu gewesen.

„Eine Freundschaft hat zwischen mir und Schamyl niemals bestanden,“ sagte Chadschi-Murat zum Schluß seiner Erzählung — „er fürchtete mich vielmehr und bedurfte zugleich meiner. Da geschah es nun, daß jemand mich fragte, wer nach Schamyl Imam werden solle. Ich antwortete, derjenige werde Imam sein, der den schärfsten Säbel habe. Diese Worte wurden Schamyl hinterbracht, und er trachtete fortan, mich loszuwerden. Er schickte mich nach Tabarasan. Ich zog dahin und erbeutete tausend Schafe und dreihundert Pferde. Da erklärte er, ich hätte seinen Befehl nicht richtig ausgeführt, entsetzte mich meines

Amtes als Nahib und befahl mir, ihm alles Geld zu übersenden. Ich schickte ihm tausend Goldstücke, er aber sandte seine Muriden zu mir und beraubte mich meines ganzen Vermögens. Er forderte mich auf, zu ihm zu kommen, doch ich wußte, daß er mich töten wollte, und ging nicht hin. Er wollte mich nun mit Gewalt festnehmen lassen, doch ich schlug seine Leute zurück und ging zu Woronzow. Nur meine Familie konnte ich nicht mit mir nehmen. Meine Mutter, meine Frau und meine Kinder sind in seinen Händen. Sag' dem Gardar, daß, solange meine Familie sich dort befindet, ich nichts zu unternehmen vermag.“

„Ich werde es ihm sagen,“ versetzte Loris-Melikow.

„Nimm dich meiner an, bemühe dich für mich. Was mein ist, soll auch dein sein, nur tritt bei dem Fürsten für mich ein. Ich bin gefesselt und gebunden, und Schamyl hält das Ende des Strickes in der Hand.“

Mit diesen Worten endete Chadschi-Murat seinen Bericht an Loris-Melikow.

14.

Am 20. Dezember schrieb der Statthalter Woronzow an den Kriegsminister Tschernyschew den nachfolgenden, französisch abgefaßten Brief:

„Ich habe Ihnen, lieber Fürst, mit der letzten Post keinen Brief geschickt, da ich mir erst darüber klar werden wollte, was mit Chadschi-Murat geschehen solle. Ich fühlte mich in den letzten zwei, drei Tagen nicht ganz wohl. In meinem letzten Briefe gab ich Ihnen von der Ankunft Chadschi-Murats in Tiflis Nachricht. Er kam am 8. Dezember hier an; am Tage darauf machte ich seine Bekanntschaft und sprach ihn während der folgenden acht

oder neun Tage häufig, wobei ich erwog, welche Dienste er uns in Zukunft wohl leisten könnte, vor allem aber, was jetzt mit ihm geschehen solle. Er ist in großer Sorge um das Schicksal seiner Familie und versichert unter allen Anzeichen echter Aufrichtigkeit, daß, solange seine Familie sich in Schamyls Händen befinde, er gelähmt sei und uns keine Dienste leisten noch auch seine Dankbarkeit für den ihm zuteil gewordenen freundlichen Empfang und die ihm gewährte Verzeihung erweisen könne. Die Ungewißheit, in der er sich betreffs seiner Angehörigen befindet, versetzt ihn in einen fieberhaften Zustand, und die Personen, denen ich Auftrag gegeben habe, sich hier seiner anzunehmen und ihn im Auge zu behalten, versichern mich, daß er die Nächte schlaflos verbringe, fast gar nichts genieße, beständig bete und nur zu seiner Erholung täglich einen Ausritt in Begleitung einiger unserer Kosaken mache, was ihm um so mehr Bedürfnis ist, als er seit vielen Jahren an das Leben im Freien, in steter Bewegung gewohnt war. Jeden Tag erscheint er bei mir, um sich zu erkundigen, ob ich irgendwelche Nachrichten über seine Familie habe, und bittet mich, die Gefangenen, die an den einzelnen Grenzlinien von den Unsrigen gemacht werden, sammeln zu lassen und Schamyl zum Austausch anzubieten, erforderlichenfalls wolle er noch einiges Lösegeld hinzufügen, das er bei seinen Freunden aufzutreiben hoffe. Beständig liegt er mir in den Ohren: ‚Rettet meine Familie, und dann gebt mir Gelegenheit, euch zu dienen‘ — am besten, meint er, auf der Iesghischen Linie — ‚und wenn ich nach Verlauf eines Monats euch dort nicht von ganz besonderem Nutzen gewesen bin, könnt ihr mich nach

Gutdünken bestrafen.' Ich antwortete ihm, daß mir seine Vorschläge ganz annehmbar erschienen, daß aber bei uns verschiedene Persönlichkeiten wären, die ihm nicht trauten, solange seine Familie in den Bergen verweile und nicht vielmehr sich als Geißel in unsern Händen befinde. Ich wolle alles, was in meiner Macht steht, tun, um an unseren Grenzen recht viele Gefangene zusammenzubringen, könne ihm aber für den Loskauf der Seinigen kein Geld bewilligen; ich hoffte jedoch, andere Mittel zu finden, um ihm und den Seinigen zu helfen. Hierauf sagte ich ihm ganz offen meine Meinung, daß Schamyl keinesfalls seine Familie ausliefern werde, daß er es ihm vielleicht versprechen und ihm volle Verzeihung und Wiedereinsetzung in sein früheres Amt zusichern werde, falls er zurückkehre, für den entgegengesetzten Fall aber ihm mit der Ermordung seiner Mutter, seiner Gattin und seiner sechs Kinder drohen werde. Ich fragte ihn, ob er mir offen sagen könne, was er tun würde, wenn er solch eine Nachricht von Schamyl erhielte. Chadschi-Murat hob Augen und Hände zum Himmel empor und sagte, alles liege in Gottes Hand, er würde sich jedoch niemals seinem Feinde überliefern, da er fest davon überzeugt sei, daß Schamyl ihm nicht verzeihen, sondern ihn über kurz oder lang töten würde. Was die Beseitigung seiner Familie anlange, so glaube er nicht, daß Schamyl so leicht darüber denke — erstens könne er nicht wünschen, daß er, Chadschi-Murat, ihm ein noch schlimmerer Feind würde, als er ohnedies schon sei, und zweitens gebe es in Daghestan viele und sogar sehr einflußreiche Leute, die ihm entschieden davon abraten würden. Zum Schluß versicherte er mir nochmals

und abermals, daß, welches auch der Wille Gottes für die Zukunft sei, ihn selbst für den Augenblick nur der Gedanke an den Loskauf der Seinigen beschäftige. Er bitte mich um Gottes willen, ihm zu helfen und ihn in die Tschetschna zurückkehren zu lassen, wo er mit Hilfe unserer Behörden sich mit seiner Familie in Verbindung setzen, Nachrichten über sie erhalten und auf Mittel zu ihrer Befreiung sinnen könne; er habe in jenem Teile des feindlichen Gebietes zahlreiche Freunde, selbst unter den Nahibs, könne in der teils von uns unterworfenen, teils neutralen Bevölkerung mit unserer Hilfe leicht Beziehungen anknüpfen, um das ihm Tag und Nacht vorschwebende Ziel zu erreichen, was ihm erst die nötige Ruhe geben würde, um wirksam für unsere Interessen einzutreten und unseres Vertrauens sich würdig zu machen. Er bittet, ihn mit einer Schar von zwanzig bis dreißig verwegenen Kosaken nach Grosnaja zurückzuschicken — diese Bedeckung würde ihm einerseits Schutz gegen seine Feinde gewähren, andererseits uns die Sicherheit geben, daß seine Absichten aufrichtig gemeint seien. Sie werden begreifen, lieber Fürst, daß alle diese Fragen mir Kopfzerbrechen machen und mir, ob ich sie so oder so entscheide, eine große Verantwortung auferlegen. Es wäre in hohem Maße unvorsichtig, diesem Menschen voll und ganz zu vertrauen; wollten wir ihm aber jede Möglichkeit einer Flucht abschneiden, dann müßten wir ihn einsperren, was nach meiner Meinung wieder ungerecht und politisch unklug wäre. Die Kunde von einer solchen Maßregel würde sich bald in ganz Daghestan verbreiten und uns dort sehr schaden: sie würde alle diejenigen — ihre Zahl ist nicht gering — die mehr oder weniger offen gegen

Schamyl Partei zu nehmen bereit sind, arg entmutigen. Alle diese Leute sind in hohem Maße gespannt, wie sich wohl das Schicksal dieses tapfersten und unternehmendsten Imams, der sich unter dem Zwange der Verhältnisse uns ergeben mußte, bei uns gestalten wird. Würden wir Chadschi-Murat einfach als Gefangenen behandeln, dann würde das in jenen Kreisen entschieden einen schlechten Eindruck machen. Ich glaube unter diesen Umständen so gehandelt zu haben, wie ich handeln mußte, wobei ich allerdings mir nicht verhehle, daß, falls es Chadschi-Murat einfielen, uns wieder zu verlassen, mein Verfahren als ein irrtümliches erscheinen müßte. In solchen heiklen Situationen ist es schwer, wenn nicht gar unmöglich, einen bestimmten, geraden Weg einzuschlagen, ohne daß man dabei einen Fehlgriff und die damit verbundene große Verantwortung riskiert. Glaubt man dagegen, den einzigen richtigen Weg gefunden zu haben, dann soll man ihn auch ohne Zögern einschlagen, komme, was da wolle. Ich bitte Sie, mein lieber Fürst, diese Erwägungen freundlichst dem Urteil Seiner Majestät des Kaisers zu unterbreiten, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn unser erhabener Gebieter mein Verfahren gutheißt. Alles, was ich Ihnen oben schrieb, habe ich auch den Generalen Sawadowskij und Roslowskij mitgeteilt, welcher letzterer unverzüglich sich mit Chadschi-Murat in Verbindung setzen soll; dieser selbst ist davon benachrichtigt, daß er ohne Roslowskij's Erlaubnis nichts unternehmen und sich nirgends hinbegeben darf. Ich habe ihm erklärt, daß sein Vorschlag, ihm eine Anzahl unserer Kosaken beizugeben, mir recht wohl gefalle und ganz in unserem Interesse sei, da sonst

Schamyl das Gerücht verbreiten würde, wir hielten Chadschi-Murat hinter Schloß und Riegel fest. Ich habe ihm jedoch das Versprechen abgenommen, nie nach Wosdwiſchenſkoje zu gehen, da mein Sohn, dem er sich anfänglich ergeben hat, und den er als seinen Freund betrachtet, nicht Kommandant dieses Plazes sei und dort leicht Mißverständnisse entstehen könnten. Zudem liege Wosdwiſchenſkoje allzu nahe an einem Gebiete, das von einer zahlreichen, uns feindlich gesinnten Bevölkerung bewohnt wird, wogegen mir Grosnaja für die Anknüpfung der Beziehungen, die er einzuleiten gedenke, recht günstig gelegen scheine. Außer den zwanzig erlesenen Kosaken, die, wie er selbst wünscht, nicht einen Schritt von ihm weichen sollen, habe ich ihm den Rittmeister Loris-Melikow, einen verdienstvollen, sehr klugen und tüchtigen Offizier, der das Satarische beherrscht, beigegeben; er kennt Chadschi-Murat gut, und dieser scheint Vertrauen zu ihm zu haben. Während der zehn Tage, die Chadschi-Murat hier verbracht hat, wohnte er in einem Hause mit dem Oberstleutnant Fürsten Tarchanow, dem Chef des Schuminskischen Kreises, zusammen, der hier dienstlich zu tun hatte und als höchst ehrenhafter Mann mein volles Vertrauen besitzt. Auch ihm hat Chadschi-Murat sein Vertrauen geschenkt, und da er das Satarische sehr gut beherrscht, so konnte ich durch ihn mit Chadschi-Murat über alle möglichen delikaten und vertraulichen Angelegenheiten verhandeln. Ich habe mit Tarchanow über Chadschi-Murat beraten, und er stimmte mir vollkommen bei, daß ich entweder so verfahren mußte, wie ich es getan, oder daß ich ihn ins Gefängnis sperren und aufs strengste bewachen

mußte, falls er nicht, wenn man schon einmal zu strengeren Maßregeln greifen will, überhaupt aus dem Lande geschafft werden soll. Solche strengere Maßregeln jedoch würden nicht nur den Vorteil, den wir aus dem zwischen Chadschi-Murat und Schamyl entbrannten Streite ziehen können, ganz zunichte machen, sondern auch die Unzufriedenheit, die bereits unter den Bergbewohnern durch Schamyls Auftreten hervorgerufen wurde und leicht zu einer Auflehnung gegen sein Regiment führen kann, im Reime ersticken. Fürst Tarchanow versicherte mir, er sei selbst persönlich von Chadschi-Murats Aufrichtigkeit überzeugt; Chadschi-Murat hege nicht den geringsten Zweifel, daß Schamyl ihm nie verzeihen und ihn trotz aller gegebenen Versprechen beseitigen würde, sobald er sich zu ihm zurückbegebe. Das einzige Bedenken, das Fürst Tarchanow hatte, war, daß Schamyl vielleicht vom religiösen Standpunkte aus auf Chadschi-Murat, der seinem Glauben sehr ergeben sei, zu wirken vermöchte; doch, wie ich bereits sagte: die Überzeugung, daß er bei Schamyl seines Lebens nicht sicher sei, ist bei Chadschi-Murat unausrottbar.

Das ist alles, mein sehr verehrter Fürst, was ich Ihnen über diese Episode mitzuteilen hätte.“

15.

Dieser Bericht wurde am 24. Dezember aus Tiflis abgesandt. Am Vorabend des Neujahrs 1852 überbrachte ein Feldjäger, nachdem er ein Duzend Pferde müde gejagt und ebenso viele Postillone blutig geprügelt hatte, das Schreiben dem damaligen Kriegsminister Fürsten Tschernyschew, und am 1. Ja-

nuar 1852 brachte Tschernyschew, als er sich zum Zaren Nikolaus zur Audienz begab, in seinem Portefeuille unter anderen Schriftstücken auch diesen Bericht Woronzows mit.

Tschernyschew liebte Woronzow nicht, sowohl wegen der allgemeinen Hochschätzung, deren Woronzow sich erfreute, als auch wegen seines Reichthums, sowie endlich darum, weil Woronzow ein echter Grandseigneur, er selbst aber nur ein Parvenu war — hauptsächlich jedoch, weil der Kaiser für Woronzow ein ganz besonderes Wohlwollen hegte. Mit Eifer nahm daher Tschernyschew jede Gelegenheit wahr, Woronzow beim Zaren nach Kräften anzuschwärzen. Bei seinem letzten Vortrag über die kaukasischen Angelegenheiten war es Tschernyschew gelungen, die Unzufriedenheit des Zaren mit Woronzows Maßnahmen zu erregen: infolge mangelnder Voraussicht aufseiten der Heeresleitung war nämlich, wie er zu berichten wußte, eine kleinere Kosakenabteilung von den Bergbewohnern aufgerieben worden. Jetzt hoffte er nun die Anordnungen, die Woronzow betreffs Chadschi-Murats getroffen hatte, in einem schlechten Lichte erscheinen zu lassen. Er hoffte den Kaiser davon überzeugen zu können, daß Woronzow nicht richtig handelte, wenn er, in schwächlicher Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der eingeborenen Bevölkerung und offenbar zum Nachteil der russischen Sache, Chadschi-Murat im Kaukasus beließ; es sei mehr als wahrscheinlich, daß Chadschi-Murat nur gekommen sei, um die Stärke der russischen Streitkräfte zu erkunden. Jedenfalls sei es besser, Chadschi-Murat irgendwo im Centrum des Reiches zu internieren und seine Person erst dann auszuspielen,

wenn seine Familie von russischer Seite ausgelöst wäre und man seines Gehorsams sicher sein könnte. Dieser Plan sollte Tschernyschew jedoch nicht gelingen, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil Nikolaus am Morgen des 1. Januar sich in ganz besonders schlechter Laune befand und aus reinem Widerspruchsgeist jeden ihm unterbreiteten Vorschlag, was er auch enthalte, und von wem er auch ausgehen möchte, unbedingt verworfen hätte. Um so weniger war er geneigt, gerade auf Tschernyschews Plan einzugehen, den er auf seinem Posten nur duldete, weil er ihn vor der Hand für unerseßlich ansah, während er ihn tatsächlich für einen großen Schurken hielt, der, wie ihm wohl bekannt war, im Dekabristenprozeß seinen Schwager Sachar Tschernyschew ins Unglück stürzte, um sich hinterher seines Vermögens zu bemächtigen. Dank der schlechten Laune des Zaren Nikolaus also durfte Chadschi-Murat im Kaukasus bleiben, und sein Schicksal blieb unverändert, während es sicherlich eine andere Wendung genommen hätte, wenn Tschernyschew seinen Bericht zu einer andern Zeit gehalten hätte.

Es war gegen halb zehn Uhr, als Tschernyschews dicker, bärtiger Rutscher in seiner himmelblauen, spitzkantigen Samtmütze im Nebel eines zwanziggradigen Frostes, auf dem Bock des eleganten kleinen Schlittens à la Nikolaus am Eingang des Winterpalais hielt und dem ihm befreundeten Rutscher des Fürsten Dolgoruki zunickte, der seinen Herrn bereits vor einer ganzen Weile hergebracht hatte und nun, die Zügel unter dem dick auswattierten Gesäß, vor der Anfahrt wartend sich die erfrorenen Hände rieb. Tschernyschew trug einen Mantel mit weichem, grauem

Bibertragen über der Uniform und einen Dreispitz mit Hahnenfedern auf dem Kopfe. Er schlug das Schutzleder aus Bärenfell zurück, streckte vorsichtig die erfrorenen Beine aus dem Schlitten, setzte die sporenklingenden Stiefel, die, wie er mit Stolz sich zu rühmen pflegte, noch nie in Galoschen gesteckt hatten, rüstig auf den Läufer und schritt nach der Eingangstür zu, die der Schweizer ehrerbietig vor ihm öffnete. Im Vorzimmer übergab er seinen Mantel dem auf ihn dienstfertig zueilenden alten Kammerdiener, trat vor den Spiegel und nahm vorsichtig den Hut von der gekräuselten Perücke. Als er sein Äußeres im Spiegel gemustert und mit gewohnter Handbewegung seine Frisur an Scheitel und Schläfen geglättet, sowie das Kreuz am Halse, die Achselstücke und die großen Epauletten mit dem Namenszug des Kaisers zurechtgerückt hatte, stieg er, mit den alterssteifen Beinen vorsichtig ausschreitend, die teppichbelegte steile Treppe hinan. An den in Paradeuniform vor den Türen stehenden, sich tief verneigenden Hoflakaien vorüber gelangte Tschernyschew in den Audienzsaal. Der dienstuende Flügeladjutant, der soeben erst zu dieser Würde ernannt worden war, trat ihm, über das ganze noch nicht abgelebte, schnurrbartgezierte Antlitz strahlend, in der funkelnagelneuen, mit Epauletten und Achselstücken geschmückten Uniform ehrerbietig entgegen.

Fürst Wassilij Dolgoruki, der Gehilfe des Kriegsministers, begrüßte diesen mit einem gelangweilten Ausdruck in dem geistlosen Gesichte, dessen Backenbart, Schnurrbart und Schläfenhaar genau nach dem Vorbild des Kaisers zugeschnitten war.

„L'Empereur?“ wandte sich Tschernyschew an

den Flügeladjutanten, während er einen fragenden Blick nach der Thür des Rabinetts warf.

„Sa Majesté vient de rentrer,“ sagte der Flügeladjutant, offenbar mit Wohlgefallen dem Klange seiner eigenen Stimme lauschend. Mit weichem Schritt, so gleichmäßig hinschwebend, daß aus einem auf seinen Kopf gestellten vollen Glase Wasser nicht ein Tropfen verschüttet worden wäre, trat er, in seinem ganzen Wesen die Hochachtung vor dem Raume ausdrückend, den er zu betreten im Begriff stand, auf die Rabinettthür zu, öffnete sie lautlos und verschwand hinter ihr.

Dolgoruki hatte inzwischen sein Portefeuille geöffnet und in den darin befindlichen Schriftstücken geblättert.

Tschernyschew ging mit düsterer Miene im Zimmer auf und ab, streckte seine Beine und faßte in Gedanken noch einmal alles zusammen, was er dem Kaiser vortragen wollte. Er ging gerade an der Thür des Rabinetts vorüber, als diese sich wieder öffnete und der Flügeladjutant, noch strahlender und ehrerbietiger als vorher, aus ihr heraustrat. Mit einer einladenden Handbewegung bedeutete er dem Minister und seinem Gehilfen, daß sie eintreten möchten.

Das Winterpalais war nach dem Brande längst wieder restauriert, doch Zar Nikolaus bewohnte immer noch ausschließlich die obere Etage. Das Rabinett, in dem er die Minister und sonstigen zum Vortrag befohlenen hohen Würdenträger empfing, war ein sehr hoher Raum mit vier großen Fenstern. Ein großes Porträt Kaiser Alexanders I. hing an der Hauptwand. Zwischen den Fenstern befanden sich Pulte, an den Wänden einige Stühle. In der Mitte

des Zimmers stand ein mächtiger Schreibtisch, davor der Sessel des Kaisers und daneben ein paar Stühle für die zum Vortrag Befohlenen.

Bar Nikolaus saß in einem schwarzen Uniformrocke mit dünnen Achselschnüren ohne Epauletten am Tische, streckte die breite, prall eingezwängte Brust über dem starken Embonpoint weit vor und sah die Eintretenden mit seinem leblosen Blicke starr an. Das lange, weiße Gesicht mit der mächtigen, vorspringenden Stirn, die über dem glatt angekämmten Schläfenhaar hoch aufstieg und sich unter der an die Haarreste geschickt angepaßten Perücke in einer Glaze fortsetzte, erschien heute ganz besonders kalt und unbeweglich. Seine auch sonst stets trüb blickenden Augen schauten heute noch trüber drein, und die unter dem spiz nach oben gedrehten Schnurrbart hervortretenden wellen, alten Lippen, die durch den hohen Kragen festgehaltenen frisch rasierten, feisten Wangen mit den übriggelassenen Backenbartstreifen und das in den Kragen eingezwängte Kinn verliehen seinem Gesichte den Ausdruck der Unzufriedenheit, ja sogar des Zornes. Seine schlechte Stimmung hatte in starker Übermüdung ihren Grund. Die Ursache dieser Übermüdung aber war, daß er am Abend vorher an einer Redoute teilgenommen hatte, wo er sich, wie gewöhnlich, in seinem adlergeschmückten Chevaliergardehelm unter das Publikum gemischt hatte, das einerseits nach ihm hindrängte, andererseits vor seiner riesigen, selbstbewußten Gestalt scheu zur Seite auswich. Er war da wieder jener Maske begegnet, die schon bei der letzten Redoute durch ihre elegante Figur und ihre wohlklingende Stimme seine greisenhafte Sinnlichkeit erregt hatte, dann aber, nach-

dem sie versprochen, auch den nächsten Ball wieder zu besuchen, ihm plötzlich ent schlüpft war. Gestern nun war sie wieder an ihn herangetreten, und da hatte er sie nicht mehr losgelassen. Er hatte sie nach der eigens für diesen Zweck bereitgehaltenen Loge geführt, in der er mit ihr allein verweilen konnte. Schweigend war er bis zur Thür der Loge gelangt und sah sich nach dem Logenschließer um, der jedoch unsichtbar blieb. Stirnrunzelnd wartete er einen Augenblick, stieß dann selbst die Thür der Loge auf und ließ seiner Dame den Vortritt.

„Il y a quelqu'un,“ sagte die Dame und blieb stehen.

Die Loge war in der That besetzt: auf dem kleinen Samtdivan saßen dicht nebeneinander ein Manenoffizier und eine hübsche, junge, blondlockige Frau im Domino, ohne Maske. Beim Anblick der in ihrer ganzen Größe vor ihr stehenden, Furcht einflößenden Gestalt des Baren steckte die blonde Frau rasch die Maske vor das Gesicht, während der Manenoffizier, ganz starr vor Entsetzen, den Kaiser mit offenem Munde ansah und das Aufstehen vergaß.

So sehr auch Nikolaus gewöhnt war, das Gefühl der Angst und des Entsetzens in den Menschen zu erregen, so bereitete ihm diese Wirkung seiner Persönlichkeit doch stets von neuem ein besonderes Vergnügen, und er liebte es zuweilen, im Gegensatz zu dieser Wirkung seiner Person, die Erschrocknen durch um so freundlichere Worte in Erstaunen zu setzen. Auch diesmal gefiel er sich darin, diesen Kontrast hervorzurufen.

„Nun, lieber Freund, du bist jünger als ich,“ sagte er zu dem vor Schreck erstarrten Offizier — „du kannst mir deinen Platz für ein Weilchen abtreten.“

Der Offizier sprang auf und verließ, abwechselnd errötend und erbleichend, mit einem tiefen Bückling hinter seiner Maske her die Loge, während Nikolaus mit seiner Dame allein blieb.

Die Maske war, wie sich herausstellte, ein auffallend hübsches, unschuldiges junges Mädchen von zwanzig Jahren, die Tochter einer schwedischen Gouvernante. Sie erzählte dem Zaren, daß sie sich schon als kleines Mädchen in sein Bild verliebt, ihn stets vergöttert und sich vorgenommen habe, um jeden Preis seine Aufmerksamkeit zu erregen. Nun, da sie dieses Ziel erreicht, erklärte sie, keine weiteren Wünsche zu hegen. Das Mädchen wurde nach dem Ort gebracht, der für derartige Zusammenkünfte des Kaisers mit weiblichen Personen bestimmt war, und die hier angeknüpfte Liaison hat ihn wohl über ein Jahr in ihren Fesseln gehalten.

Als er in dieser Nacht in sein Schlafzimmer zurückgekehrt war und sich auf seinem schmalen, harten Feldbett ausgestreckt hatte, konnte er unter dem Soldatenmantel, der ihm als Bettdecke diente, und den er selbst für mindestens so berühmt hielt wie den berühmten Hut Napoleons, lange Zeit keinen Schlaf finden. Er stellte sich bald das halb scheue und halb verzückte Gesichtchen dieses jungen Mädchens, bald die üppigen Schultern seiner ständigen Geliebten, der Nelidowa, vor und verglich beide miteinander. Der Gedanke, daß die Ausschweifungen eines verheirateten Mannes aller Sittlichkeit ins Gesicht schlugen, lag ihm himmelweit fern, und er wäre im höchsten Maße erstaunt gewesen, wenn ihm jemand deshalb ein Wort des Tadelns gesagt hätte. Trotzdem er nun fest davon überzeugt war, daß niemand an

seiner Handlungsweise etwas aussetzen konnte, hatte er doch einen etwas bitteren Nachgeschmack davon, und um diesen loszuwerden, bediente er sich eines Mittels, das ihn stets ganz außerordentlich beruhigte: er begann darüber nachzudenken, was für ein großer Mann er doch im Grunde genommen sei.

Obwohl er erst sehr spät eingeschlafen war, stand er doch bereits in der achten Stunde auf, machte seine gewohnte Toilette, rieb den großen, feisten Körper mit Eis ab und verrichtete seine Morgengebete in der von Kindheit auf gewohnten Zusammenstellung: zuerst das Gebet an die Muttergottes, dann das Glaubensbekenntnis und hierauf das Vaterunser — ohne sich im übrigen bei den Worten, die seine Lippen murmelten, auch nur das geringste zu denken. Nachdem er sich so für den Tag vorbereitet hatte, verließ er durch den kleinen Ausgang das Palais und begab sich nach dem Newaquai, um seinen gewohnten Morgenspaziergang zu machen.

Auf dem Quai war ihm ein junger Hörer der Rechtsschule, in Uniform und Hut, begegnet — ein Mensch von der gleichen Riesengestalt wie er selbst. Als Bar Nikolaus die Uniform des Instituts erblickte, die er wegen der unter den Schülern herrschenden freien Gesinnung gar nicht leiden mochte, runzelte er unzufrieden die Stirn. Aber die stattliche Erscheinung des Rechtsschülers, seine stramme Haltung und das streng vorschriftsmäßige Vorstrecken des Ellbogens beim Honneur besänftigten seine Unzufriedenheit ein wenig.

„Wie heißt du?“ fragte er den jungen Riesen.

„Polossatow, Ew. Majestät.“

„Bist ein strammer Bursche!“

Der Schüler stand mit der Hand am Hute da, ohne sich zu rühren. Der Kaiser trat auf ihn zu.

„Willst du Offizier werden?“

„Zu Befehl — nein, Ew. Majestät.“

„Tölpel!“ sagte Nikolaus und wandte sich ab. Während er weiterging, sprach er das erste, beste Wort, das ihm auf die Lippen kam, laut vor sich hin. „Kopperwein, Kopperwein,“ wiederholte er mehrmals — es war der Name des Mädchens, das er gestern kennengelernt hatte. „Zu dumm, zu dumm,“ sagte er dann weiter, ohne über den Sinn der Worte, die er mechanisch hervorstieß, nachzudenken. „Ja, was wäre Rußland ohne mich!“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort und fühlte, daß in seiner Seele wieder jenes unzufriedene Empfinden aufstieg. „Ja, was wäre Rußland, was wäre Europa ohne mich!“ — und er gedachte seines Schwagers, des Königs von Preußen, und seiner Schwäche und schüttelte den Kopf.

Als er nach dem Palais zurückkehrte, sah er an der Salytkowauffahrt den Wagen der Großfürstin Helena Pawlowna mit dem Lakaien in der roten Livree auf dem Bock.

Helena Pawlowna war für ihn die Verkörperung jener hohlköpfigen, überflüssigen Leute, die nicht nur über Wissenschaft und Dichtkunst, sondern auch über die Kunst des Regierens grübelten und sannten und sich einbildeten, sich selbst besser regieren zu können, als er, Nikolaus, sie regierte. Er wußte, daß diese Leute, so sehr er sich auch bemühte, sie unterzuducken, doch immer und immer wieder an die Oberfläche emportauchten. Er gedachte seines jüngst verstorbenen Bruders Michail Pawlowitsch, und ein Gefühl des

Unwillens und der Niedergeschlagenheit überkam ihn. Er machte ein finsternes Gesicht und begann wieder das erste, beste Wort vor sich hinzuflüstern. Er hörte erst auf zu flüstern, als er das Palais längst betreten hatte. In seinem Schlafgemach glättete er vor dem Spiegel Badenbart, Scheitel und Schläfenhaar, drehte seine Schnurrbartspitzen nach und begab sich darauf in das Kabinett, in dem er die Vorträge der Minister entgegenzunehmen pflegte.

Der Kriegsminister wurde zuerst von ihm empfangen. Tschernyschew sah sogleich am Gesichte und vor allem an den Augen des Zaren, daß dieser heute ganz besonders mißlaunig war. Er wußte von den gestrigen Erlebnissen des Kaisers und erriet daher auch sogleich den Grund der schlechten Stimmung. Der Kaiser begrüßte Tschernyschew kühl, forderte ihn auf, sich zu setzen, und richtete seine leblosen Augen auf ihn. Die erste Angelegenheit, die Tschernyschew vorbrachte, war eine umfangreiche Unterschlagung, die von einigen Intendanturbeamten begangen worden war; dann kam eine Dislozierung der an der preußischen Grenze liegenden Truppenteile zur Sprache, worauf noch eine Anzahl von nachträglichen Neujahrsgratifikationen für solche Leute, die in der ersten Liste übergangen worden waren, zur Genehmigung gelangte. Die nächste Sache war der Bericht Woronzows über die Ankunft Chadschi-Murats in Tiflis, und zu allerlezt kam dann noch die unangenehme Affäre eines Studenten der medizinischen Akademie zur Sprache, der ein Attentat auf einen Professor verübt hatte.

Schweigend, mit zusammengepreßten Lippen, die große, weiße Hand mit dem einen Goldreif am

Ringfinger über die vor ihm liegenden Papierblätter hinführend, hörte Nikolaus den Bericht über die spitzbübischen Intendanturbeamten an, ohne auch nur einen Blick von der Stirn und dem Scheitel Tschernyschews zu verwenden.

Nikolaus war fest davon überzeugt, daß alle Welt in Rußland stehle. Er wußte, daß er diese Intendanturbeamten bestrafen mußte, und er hatte bereits bei sich entschieden, daß sie alle miteinander als gemeine Soldaten in irgendein Regiment einzustellen seien, aber er wußte auch, daß dies ihre Nachfolger durchaus nicht davon abhalten würde, gleichfalls zu stehlen. Es war eben einmal die Eigenart der Beamten zu stehlen, wie es seine Pflicht war, sie dafür zu bestrafen, und so sehr er dessen auch schon überdrüssig war, so erfüllte er doch diese seine Pflicht mit ruhigem Gewissen.

„Es gibt eben bei uns in Rußland nur einen einzigen ehrlichen Menschen,“ sagte er.

Tschernyschew verstand sogleich, daß er mit diesem „einzigen ehrlichen Menschen“ sich selbst meinte, und lächelte beifällig.

„So ist's, Ew. Kaiserliche Majestät,“ sagte er.

„Gib her, ich will meine Resolution daneben schreiben,“ sprach Nikolaus, nahm das Aktenstück und legte es links neben sich auf den Tisch.

Hierauf hielt Tschernyschew über die Gratifikationen und die Verlegung der Truppen Vortrag.

Nikolaus sah die Liste der vom Minister für die Gratifikationen vorgeschlagenen Personen durch, strich einige Namen darin und verfügte dann kurz und resolut die Verlegung zweier Divisionen an die preußische Grenze. Er konnte es dem Könige von

Preußen nicht verzeihen, daß er nach dem Jahre 48 seinem Lande eine Konstitution verliehen hatte, und hielt es trotz aller Freundschaftsversicherungen, die er in seinen Briefen an diesen seinen Schwager zum Ausdruck brachte, doch für geraten, auf jeden Fall an der preußischen Grenze die nötige Truppenzahl zusammen zu haben. Diese Truppen konnten unter Umständen auch Verwendung finden, falls etwa in Preußen ein Volksaufbruch — Nikolaus witterte überall den Aufbruch — stattfinden sollte; seine Krieger würden dann den Thron des Schwagers ebenso beschützen, wie sie seinerzeit den österreichischen Kaiser gegen die Ungarn beschützt hatten. Auch waren diese verstärkten Truppenkontingente vonnöten, um seinen verwandtschaftlichen Ratschlägen beim Könige von Preußen größeres Gewicht zu verleihen.

„Ja, wie stände es wohl jetzt um Rußland, wenn ich nicht wäre!“ dachte er wiederum.

„Nun, was gibt es noch weiter?“ sagte er dann.

„Aus dem Kaukasus ist ein Kurier angekommen,“ begann Tschernyschew und erstattete seinen Bericht darüber, was Woronzow über Chadschi-Murat und seinen Übertritt zu den Russen gemeldet hatte.

„Sieh da!“ sprach Nikolaus — „das ist ja ein ganz hübscher Anfang!“

„Der Kriegsplan, den Ew. Majestät entworfen haben, beginnt seine Früchte zu zeitigen,“ sagte Tschernyschew.

Dieses Lob seiner strategischen Fähigkeiten war Nikolaus ganz besonders angenehm, obschon er im Grunde seiner Seele fühlte, daß sie gar nicht vorhanden waren. Er legte nun einmal Wert darauf, auch als großer Stratege zu gelten, und wollte das ihm gespendete Lob recht ausgiebig genießen.

„Wie denkst du eigentlich über meinen Plan?“ fragte er den Minister.

„Ich denke, daß der Kaukasus längst unterworfen wäre, wenn man den Plan Ew. Majestät, allmählich, wenn auch langsam, vorzudringen, indem man die Wälder niederschlägt und dem Feinde die Möglichkeit der Verproviantierung benimmt, schon früher zur Ausführung gebracht hätte. Daß Chadschi-Murat sich ergeben hat, führe ich nur darauf zurück. Er ist zu der Einsicht gelangt, daß er sich nicht länger halten kann.“

„Ganz richtig,“ sagte Nikolaus.

Der Plan, nur allmählich, unter Ausrodung der Wälder und Abschneidung der Zufuhr, in das Gebiet des Feindes einzudringen, stammte tatsächlich von den Generalen Jermolow und Weljaminow, und er stand zu dem Kriegsplane des Zaren in schroffem Gegensatz, der vielmehr darauf abzielte, Schamyls Residenz durch einen großen Coup in russische Gewalt zu bringen und dieses Räuberneft zu zerstören. Nach diesem Plane des Zaren war auch die im Jahre 1845 ausgerüstete Expedition gegen Dargo unternommen worden, die so viele Menschenleben gekostet hatte. Gleichwohl schrieb Zar Nikolaus auch jenen andern Plan, das Land in langsamem Vordringen, unter allmählicher Niederlegung der Wälder und Aus-hungerung der Bevölkerung, zu erobern, sich selbst zu. Man hätte meinen sollen, daß, wenn er diese letztere Art des Vorgehens zu der seinigen machte, er unbedingt wünschen mußte, sein lebhaftes Eintreten für die auf einem ganz entgegengesetzten Gedanken beruhende Expedition von 1845 vergessen zu machen. Er legte hierauf jedoch nicht den geringsten Wert,

sondern war auf beide Pläne, die nach seiner Meinung ihn persönlich zum Urheber hatten, in gleicher Weise stolz, obschon sie beide miteinander in schroffem Widerspruch standen. Die beständige, den Tatsachen ins Gesicht schlagende, grobe Schmeichelei, deren sich seine Umgebung ihm gegenüber befleißigte, hatte ihn so weit gebracht, daß er die Widersprüche in seinem Handeln nicht mehr sah, daß er nicht merkte, wie seine Worte und Taten aller Logik und alles gesunden Menschenverstandes spotteten, und fest davon überzeugt war, daß alle seine Anordnungen, so unvernünftig, ungerecht und unlogisch sie auch sein mochten, einzig dadurch, daß sie von ihm ausgingen, vernünftig, gerecht und logisch wurden.

Das trat auch jetzt wieder bei seiner Entscheidung in Sachen jenes Studenten der medizinisch-chirurgischen Akademie zutage, über dessen Affäre ihm Tschernyschew nach seinem Bericht über die kaukasischen Angelegenheiten Vortrag hielt.

Der Tatbestand war folgender. Der junge Mensch war bereits zweimal im Examen durchgefallen, und als nun der Examinator ihn zum drittenmal durchfallen ließ, ergriff der krankhaft nervös veranlagte Prüfling, in der Meinung, daß er ungerecht behandelt werde, ein auf dem Tische liegendes Federmesser und brachte damit in einem Anfall von Raserei dem Professor einige unbedeutende Wunden bei.

„Wie heißt der Bursche?“ fragte Nikolaus.

„Brzozowski, Ew. Majestät.“

„Ein Pole, wie?“

„Er ist polnischer Abstammung und Katholik,“ antwortete Tschernyschew.

Nikolaus runzelte die Stirn. Er hatte den Polen

schweres Unrecht zugefügt, und um dieses Unrecht zu rechtfertigen, mußte er in sich die Überzeugung erhalten, daß alle Polen Schurken seien. Und er hielt sie in der Tat dafür und haßte sie: er haßte sie in dem Maße, wie er ihnen unrecht getan hatte.

„Warte ein Weilchen,“ sagte er, schloß die Augen und senkte den Kopf.

Eschernyschew kannte diese Gewohnheit des Zaren, sich, wenn es galt, irgendeine wichtige Angelegenheit zu entscheiden, für einige Augenblicke zu konzentrieren, als wenn eine Erleuchtung über ihn käme und eine innere Stimme ihm sagte, was er zu tun habe. Die so zustande gekommene Entscheidung sollte gleichsam von selbst erwachsen und über jeden Zweifel erhaben scheinen. Auch diesmal sann er in solcher Selbstversunkenheit über eine Entscheidung nach, die seinem durch das Verhalten dieses Studenten neu belebten Hass gegen das Polentum Befriedigung gewährte, und die innere Stimme fand denn auch eine Lösung, die diesen Zweck erfüllte. Er nahm den schriftlichen Bericht des Ministers über die Angelegenheit des Studenten zur Hand und machte dazu in seiner unnatürlich großen Schrift die nachfolgende Marginalbemerkung:

„Er verdient die Todesstrafe. Doch gibt es bei uns, Gott sei Dank, keine Todesstrafe. Und es ist nicht mein Wille, sie einzuführen. Er soll zwölfmal an tausend Mann vorübergeführt werden. Nikolaus.“

Nikolaus wußte, daß zwölftausend Spießrutenhiebe einen qualvollen, sicheren Tod bedeuteten, ja daß die Verhängung einer solchen Strafe geradezu eine wollüstige Grausamkeit dokumentierte, da bereits fünftausend Hiebe genügten, um den stärksten Mann

zu töten. Aber es bereitete ihm eben einen besonderen Genuß, unerbittlich grausam zu sein und sich dabei sagen zu können, daß es „bei uns keine Todesstrafe gebe“.

Nachdem er seine Resolution betreffs des Studenten hingeschrieben hatte, schob er das Schriftstück wieder dem Minister hin.

„Da — lies,“ sagte der Zar.

Tschernyschew las die Randbemerkung und nickte zum Zeichen seines ehrerbietigen Erstaunens über die Weisheit der gefällten Entscheidung mit dem Kopfe.

„Ja — und alle Studenten sollen auf den Platz geführt werden und der Exekution beiwohnen,“ fügte Nikolaus hinzu und dachte dabei im stillen: „Es kann ihnen nicht schaden — ich will diesen revolutionären Geist mit der Wurzel ausrotten.“

„Zu Befehl,“ sagte Tschernyschew, schwieg dann ein Weilchen und kam nochmals auf seinen Bericht über die kaukasischen Vorgänge zurück.

„Was befehlen also Ew. Majestät an den Fürsten Woronzow zu schreiben?“

„Er soll sich streng an mein System halten — soll ihre Wohnstätten zerstören, soll der Tschetschna die Verproviantierung unmöglich machen und sie immer wieder durch Überfälle beunruhigen,“ sagte Nikolaus.

„Und was soll betreffs Chadschi-Murats geschehen?“ fragte Tschernyschew.

„Nun, Woronzow schreibt doch, daß er sich im Kaukasus seiner Person bedienen will.“

„Ist das nicht zu gewagt?“ versetzte Tschernyschew, indem er dem Blicke des Kaisers auszuweichen suchte. „Ich fürchte, daß der Statthalter zu vertrauenselig ist.“

„Und was meinst du denn?“ fragte Nikolaus, der Tschernyschews Absicht, den Vorschlag Woronzows in ungünstigem Lichte darzustellen, sehr wohl durchschaute.

„Ich meine, daß es entschieden ungefährlicher ist, ihn nach Rußland zu senden.“

„So — das meinst du!“ sagte Nikolaus spöttisch. „Ich aber meine das nicht, sondern gebe Woronzow recht. Schreib ihm in diesem Sinne.“

„Zu Befehl,“ sagte Tschernyschew, stand auf und verneigte sich zum Abschied.

Auch Dolgoruki, der während der ganzen Audienz nur, als Antwort auf eine Frage des Zaren, ein paar Worte über die Truppenverschiebungen an der Westgrenze geäußert hatte, verabschiedete sich vom Kaiser.

Nach Tschernyschew kam der Generalgouverneur der Westprovinzen Bibikow zum Wort. Er berichtete über die Maßnahmen, die er gegen die aufrührerischen, der Befehlung zum orthodoxen Glauben widerstrebenden Bauern angewandt hatte, und der Kaiser billigte diese Maßnahmen und befahl ihm, alle diejenigen, die den Gehorsam verweigerten, vor ein Kriegsgericht zu stellen. Das hieß nichts mehr und nichts weniger, als sie zum Spießrutenlaufen verurteilen. Einen Zeitungsredakteur, der in seinem Blatte, den Tatsachen gemäß, berichtet hatte, daß auf Befehl des Kaisers einige Tausend Staatsbauern in Apanagebauern umgeschrieben worden seien, befahl er, als gemeinen Soldaten in ein Regiment zu stecken.

„Wenn ich die Bauern habe umschreiben lassen, so geschah es darum, weil ich diese Maßregel für notwendig hielt,“ sagte der Zar. „Jedenfalls gestatte ich nicht, daß jemand darüber räsontiert.“

Bibikow begriff sehr wohl die ganze Grausamkeit der Anordnung, daß die zur unierten Kirche gehörenden Bauern, falls sie nicht zur russischen Kirche übertraten, vor ein Kriegsgericht kommen sollten. Er begriff auch, welche Ungerechtigkeit darin lag, daß jene Staatsbauern — die einzige Kategorie von freien Bauern, die es zu jener Zeit in Rußland gab — nun plötzlich in Apanagebauern, das heißt in Leibeigene der kaiserlichen Familie, umgewandelt werden sollten. Er durfte es jedoch nicht wagen, gegen diese Anordnungen einen Einwand zu erheben. Dem Kaiser zu widersprechen, hieß für ihn nichts anderes, als sich der glänzenden Position berauben, die er durch so viele Jahre innegehabt und weidlich ausgenützt hatte. Er verneigte daher gehorsam seinen dunklen, graumelierten Kopf, zum Zeichen, daß er bereit sei, die kaiserlichen Befehle, die ebenso grausam wie unvernünftig und eigennützig waren, zur Ausführung zu bringen.

Als Bibikow entlassen war, streckte Nikolaus im Bewußtsein seiner redlich erfüllten Pflicht behaglich seine Glieder, sah auf die Uhr und erhob sich, um sich in den Empfangssaal zu begeben. Er legte seine Uniform mit den Epauletten, den Orden und dem großen Band um und trat in den Saal hinaus, in dem bereits über hundert Menschen, Herren in Uniform und Damen in kostbaren ausgeschnittenen Kleidern, sich in fest bestimmter Ordnung aufgestellt hatten, um zitternd und zagend das Erscheinen des Gewaltigen zu erwarten.

Mit leblosem Blick, die Brust weit vorstreckend und den eingeschnürten feisten Leib nach Möglichkeit einziehend, trat er zu den ihn Erwartenden hinaus.

Er fühlte, daß aller Augen mit dem Ausdruck sklavischer Demut auf ihn gerichtet waren, und nahm eine noch feierlichere Miene an. Da und dort fiel ihm ein bekanntes Gesicht auf, er suchte sich zu erinnern, wen er vor sich habe, blieb stehen, sprach auf russisch oder französisch ein paar Worte und hörte mit einem kalten Ausdruck der leblosen Augen die Erwiderung des Angesprochenen an.

Nachdem der Zar die Glückwünsche zum neuen Jahre empfangen, begab er sich in die Kirche. Wie die Menschen da drinnen im Empfangssaal, so hieß nun auch Gott ihn durch seine Diener willkommen, und er nahm die ihm von den Würdenträgern der Kirche entgegengebrachten Huldigungen, obgleich er sie schon bis zum Überdruße oft vernommen hatte, mit Genugthuung entgegen. Alles das mußte so sein, weil von ihm das Heil und Glück der ganzen Welt abhing, und wenn die Sache ihn auch ein wenig angriff, so wollte er doch der Welt seine guten Dienste nicht vorenthalten.

Als nach Beendigung des Hauptgottesdienstes der prächtig angezogene, glatt gescheitelte Diakon das Zarenlied „Viel Jahre lang“ anstimmte und der Sängerkhor mit seinen herrlichen Stimmen melodisch einfiel, ließ Nikolaus seinen Blick durch das Gotteshaus schweifen und bemerkte an einem der Fenster die Nelidowa mit ihren prächtigen Schultern. Er verglich sie noch einmal mit dem jungen Mädchen von gestern, und der Vergleich fiel nicht zugunsten der kleinen Schwärmerin aus.

Nach dem Gottesdienst begab sich Nikolaus zur Kaiserin und brachte, mit seinen Kindern und seiner Gemahlin scherzend, einige Minuten im Familien-

kreise zu. Dann ging er durch die Eremitage zum Hausminister Wolkonstij und wies ihn unter anderem an, aus seiner Privatschatulle der Mutter des jungen Mädchens von gestern eine Jahrespension zu zahlen. Von dort aus unternahm er seinen gewohnten Spaziergang.

Das Diner wurde an jenem Tage im Pompejanischen Saale eingenommen; außer den jüngeren Söhnen des Zaren und des Großfürsten Michail waren der Baron Lieven, Graf Rzewuski, Dolgorufki, der preußische Gesandte und der Flügeladjutant des Königs von Preußen zur Tafel geladen.

Während die Gäste die Ankunft des Kaiserpaares erwarteten, hatten Baron Lieven und der preußische Gesandte miteinander ein interessantes Gespräch über die letzten alarmierenden Nachrichten, die aus Polen eingegangen waren.

„La Pologne et le Caucase, ce sont les deux cancers de la Russie,“ sagte Lieven. „Il nous faut 100000 hommes à peu près dans chacun de ces deux pays.“

Der Gesandte stellte sich höchst verwundert über diese Mitteilung.

„Vous dites, la Pologne . . .“ sagte er.

„Oui, oui, c'était un coup de maître de Metternich de nous en avoir laissé l'embarras . . .“

In diesem Augenblick trat die Kaiserin mit dem wackelnden Kopfe und dem erstarrten Lächeln im Gesichte ein, und gleich nach ihr kam auch Nikolaus.

Bei Tisch erzählte Nikolaus von der Waffenstreckung Chadschi-Murats. Er fügte hinzu, daß der Krieg im Kaukasus nun wohl bald infolge seines Befehls, die Bergbewohner durch Niederschlagen des Waldes und Errichtung eines Festungsgürtels zurückzudrängen, ein Ende nehmen werde.

Der Gesandte warf dem Flügeladjutanten einen Blick zu; noch an diesem Morgen hatten sie miteinander über die unglückliche Schwäche des Zaren, sich für einen großen Strategen zu halten, gesprochen. Jetzt erging sich der Gesandte in lauten Lobeserhebungen über den Kriegsplan des Zaren, der wieder einmal seine glänzende strategische Begabung ins rechte Licht gesetzt habe.

Nach dem Diner begab sich Nikolaus ins Ballett, wo ein ganzes Hundert nackter, nur mit Trikots bekleideter Frauen an ihm vorübermarschierte. Eine der Ballettdamen gefiel ihm ganz besonders, und er ließ den deutschen Ballettmeister in seine Loge kommen, dankte ihm für den Genuß, den er ihm bereitet, und ließ ihm einen Brillantring als Geschenk überreichen.

Als am nächsten Tage Eschernyschew wieder zum Vortrag erschien, schärfte Nikolaus ihm nochmals ganz besonders ein, er möge Woronzow dahin instruieren, daß er jetzt, nachdem Chadschi-Murat zu den Russen übergegangen, mit verstärktem Nachdruck die Eschetschna beunruhigen und sie durch einen Kordon eng einschließen solle.

Eschernyschew schrieb in diesem Sinne an Woronzow, und der zweite Kurier begab sich, wieder ein Duzend Pferde zuschanden fahrend und ebenso viele Postillone blutig prügelnd, mit seinem Bescheid nach Tiflis zurück.

16.

In Ausführung dieses Befehls des Zaren Nikolaus wurde sogleich im Januar 1852 ein Überfall auf die Eschetschna unternommen.

Die Truppenabteilung, die mit der Ausführung des Unternehmens beauftragt war, bestand aus vier Bataillonen Infanterie, zweihundert Kosaken und acht Geschützen. Die Kolonne marschierte auf der Heerstraße daher. Zu beiden Seiten der Kolonne nahmen in ununterbrochener Kette die Jäger in ihren hohen Stiefeln, Halbpelzen und Lammfellmützen, die Büchse auf dem Rücken und die Patronentasche am Bandelier, über Berg und Thal ihren Weg. Wie immer, bewegte sich die Abteilung unter Beobachtung möglichster Stille im Feindesgebiet vorwärts. Nur von Zeit zu Zeit ließ sich beim Herüberschaffen der Geschütze über einen Graben leises Gepolter vernehmen; ab und zu wieherte oder schnaubte ein Artilleriepferd, das den Befehl, es solle in aller Stille marschirt werden, nicht verstand, oder ein Vorgesetzter rief mit rauher, verhaltener Stimme ärgerlich seinen Untergebenen zu, sie sollten darauf achten, daß die Kette sich nicht zu locker auseinanderziehe oder zu weit von der Kolonne entferne. Nur einmal wurde der stille Marsch unterbrochen, als aus der Dornenhecke, die sich zwischen der Schützenkette und der Hauptkolonne hinzog, plötzlich eine Wildziege mit weißem Bauch und grauem Rücken hervorsprang und ein ebensolcher Bock mit kleinem, nach rückwärts gebogenem Gehörn ihr folgte. Die geängstigten, zierlichen Tiere liefen in großen Sätzen, die Vorderbeine weit vorstreckend, auf die Kolonne zu und kamen ihr so nahe, daß die Soldaten schreiend und lachend hinter ihnen hereilen und sie fast mit den Bajonetten aufspießen konnten. Die Tierchen zogen es jedoch vor, wieder kehrt zu machen, brachen durch die Schützenkette hindurch und entwischten,

von etlichen Berittenen und Kompagniehunden vergeblich verfolgt, glücklich in die Berge.

Es war noch im Winter, doch die Sonne stieg bereits höher, und um die Mittagszeit, als die am frühen Morgen abmarschierte Kolonne schon eine gute Anzahl Werst hinter sich hatte, brannte sie so heiß, daß sie den Soldaten lästig wurde und das Auge, wenn es auf die blinkenden Bajonette oder auf die spiegelblanken, die Sonnenstrahlen grell reflektierenden Geschützrohre schaute, einen Schmerz empfand.

Hinter der Kolonne lag der rasch fließende, klare Fluß, den sie soeben durchschritten hatte, vor ihr breiteten sich in den flachen Tälern die bestellten Felder und Wiesen aus. Noch weiter nach vorn erhoben sich die geheimnisvollen, von dunklen Waldungen bedeckten Bergzüge. Hinter den dunklen Bergen folgten hohe Felsenmassen, und über ihnen ragten ganz hoch am Horizont in ihrer ewigen, unwandelbaren Schönheit, wie im Diamantschmuck schimmernd, die Schneeberge empor.

Vor der fünften Kompagnie schritt in der Fellmütze und dem schwarzen Uniformrock, den Säbel über der Schulter, ein stattlicher, hochgewachsener Offizier namens Butler daher, der erst kürzlich von der Garde zu den kaukasischen Truppen herübergekommen war. Das Gefühl frischer Lebensfreude, verbunden mit der Aufregung, welche die Nähe des Todes und das Bewußtsein, an einem großen, von einem einzigen starken Willen geleiteten Werke teilzunehmen, hervorbringt, erfüllte ihn ganz. Butler kam heute zum zweiten Male in Aktion, und er erwartete jeden Augenblick, daß die feindlichen Kugeln auf ihn niederprasseln würden. Er war überzeugt,

daß er nicht nur den Kopf vor den Geschossen der feindlichen Geschütze nicht beugen noch auf das Pfeifen der Flintenkugeln achten würde, sondern im Gegenteil diesen seinen Kopf, wie er es schon früher getan, noch höher tragen, mit lächelndem Blick die Kameraden und Soldaten betrachten und mit der kaltblütigsten Miene von der Welt über irgend etwas ganz Gleichgültiges plaudern würde.

Die Kolonne war von der gut instand gehaltenen breiten Straße abgelenkt und in einen wenig befahrenen, durch ein Maisfeld führenden Weg eingelenkt. Sie näherte sich eben einem jenseits des Feldes befindlichen Laubwald, als plötzlich irgendwoher mit unheimlichem Zischen eine Kugel geflogen kam, die dicht am Wege — da, wo etwa die Mitte der Kolonne marschierte — in das Maisfeld einschlug.

„Jetzt fängt's an,“ sagte Butler mit heiterem Lächeln zu dem neben ihm herschreitenden Kameraden.

In der Tat zeigte sich gleich darauf am Waldrande ein dichter Trupp von berittenen Eskadren, die einige Feldzeichen mitführten. In der Mitte der Schar sah man deutlich eine große grüne Fahne, und der alte Feldwebel der Kompagnie, der gut und sehr weit sah, meinte zu dem kurzsichtigen Butler, das könne kein anderer als Schamyl selber sein. Die feindliche Schar ritt bergab, erschien dann auf einer Anhöhe zur Rechten und wandte sich wieder talwärts. Der kleine General in dem warm gefütterten schwarzen Uniformrock, mit dem weißen Kreuz am Halse und der Lammfellmütze auf dem Kopfe, ritt auf seinem Paßgänger zu Butlers Kompagnie heran und befahl ihm, die rechts am Bergabhang niederkletternden Reiter anzugreifen. Butler

führte seine Kompagnie rasch nach der angedeuteten Richtung, hatte jedoch kaum den Talgrund erreicht, als in seinem Rücken rasch hintereinander zwei Kanonenschüsse erdröhnten. Er sah sich um: zwei blaue Rauchwolken stiegen über der Artillerieabteilung der Kolonne auf und zogen sich lang durch die Talschlucht hin. Die feindliche Schar hatte offenbar nicht erwartet, auf Artillerie zu stoßen, und ging zurück. Butlers Kompagnie nahm das Feuer gegen die Bergbewohner auf, und die ganze Schlucht ward in Pulverdampf gehüllt. Oberhalb des Tales nur sah man, wie die feindlichen Reiter sich eilig zurückzogen und auf die ihnen nachsetzenden Kosaken Feuer gaben. Die Kolonne nahm die Verfolgung der Feinde auf, und als sie die nächste Talschlucht erreichte, erblickte sie auf dem gegenüberliegenden Abhange ein Tschetschenzendorf. Butler stürmte mit seiner Kompagnie im Lauffschritt, dicht hinter den Kosaken, in das Dorf hinein. Von den Einwohnern war niemand zu sehen. Die Soldaten erhielten Befehl, das Getreide und Heu sowie die Hütten niederzubrennen. Dichter, stickiger Rauch erfüllte das ganze Dorf, und die Soldaten schwirrten darin hin und her, schleppten aus den Hütten heraus, was sie darin fanden, und verlegten sich namentlich darauf, die Hühner zu fangen oder zu schießen, welche die Bergbewohner nicht hatten mitnehmen können. Die Offiziere hatten sich ein wenig abseits an einer Stelle, die durch den Rauch nicht so arg belästigt wurde, niedergesetzt und nahmen ihr Frühstück ein. Der Feldwebel brachte ihnen auf einem Brett eine Anzahl Honigscheiben. Von den Tschetschenzen war nichts zu sehen und zu hören. Bald nach Mittag erging das Kommando zum Antreten, wobei Butlers

Kompagnie die Nachhut bildete. Raum hatte die Kolonne sich in Marsch gesetzt, als auch die Eschetschenzen erschienen und sie mit ihren Schüssen zu beunruhigen begannen.

Sobald die Kolonne das offene Feld erreichte, zogen die Bergbewohner sich zurück. Butler hatte keinen einzigen Verwundeten und kehrte in der besten und heitersten Gemütsverfassung heim. Als die Kolonne jetzt, auf dem Rückmarsch, die Furt des Flusses passiert hatte, die sie bereits am Morgen durchwatet hatte, und nun in langem Zuge über die Maisfelder und Wiesen marschierte, traten die Sängerschöre an die Spitze der einzelnen Kompagnien und ließen laut ihre Lieder erschallen. „Ei, wie schmuck und ei wie munter ist doch solch ein Jägersmann!“ sangen Butlers Leute, und sein Pferd begann unwillkürlich nach dem flotten Takt des Liedes zu marschieren. Der zottige graue Kompagniehund Tresorka lief wie ein besorgter Chef, den Schweif hoch emporhaltend, der Kompagnie voraus. Immer frischer und froher ward Butler zu Mute. Er sah das Wesen des Krieges im Spiel mit der Gefahr, mit der Möglichkeit des Todes, und dieses Spiel brachte ihm, wenn es glücklich ablief, Belohnungen und die Hochachtung der hiesigen Kameraden wie der Freunde in der Heimat ein. Die andere Seite des Krieges — der Tod so vieler Menschen, die Wunden der Soldaten, der Offiziere, der Bergbewohner — kam ihm, so seltsam das scheinen mag, gar nicht zum Bewußtsein. Um seine poetische Auffassung vom Kriege nicht zu beeinträchtigen, blickte er instinktiv niemals nach den Toten und Verwundeten hin. Auch diesmal achtete er ihrer nicht. Die Kolonne hatte drei Tote und zwölf Ver-

wundete. Butler ging an einem der Gefallenen, der auf dem Rücken dalag, vorüber und sah nur gleichsam mit einem Auge die seltsame Haltung der wachsblichen Hand und einen dunkelroten Fleck am Kopfe, nach dem er jedoch nicht weiter hinsah. Die Bergbewohner erschienen ihm lediglich als berittene Dschigits, vor denen man auf der Hut sein mußte.

„So also geht es bei uns zu, Väterchen,“ sagte der Major während einer Pause im Gesange. „Nicht so wie in Ihrem Petersburg: Augen links, Augen rechts! . . . Na, nun haben wir unsere Arbeit getan, nun geht's nach Hause. Maschurka wird uns jetzt eine gute Suppe und eine schöne Pastete dazu auf-tischen. Das soll ein Leben werden — was? Na, nun singt mal: ‚Als das Morgenrot erschien!‘“ rief er den Soldaten zu, die alsbald sein Lieblingslied anstimmten.

Es war windstill, und die Luft war so frisch, so rein und durchsichtig, daß die Schneeberge, die wohl an die hundert Werst entfernt waren, ganz nahe zu sein schienen. Sobald die Sänger schwiegen, ließ sich der gleichmäßige Tritt der Soldaten und das Klirren der Waffen vernehmen, gleichsam als Hintergrund der Lieder, die der Sängerkhor vortrug. Das Lied, das Butlers fünfte Kompagnie sang, war von einem Junker des Regiments zu dessen Ehren gedichtet; die Melodie lehnte sich an ein bekanntes Tanzmotiv an, und der Refrain lautete: „Ei, wir schmucken, ei, wir schmucken Jägersleut', Jägersleut'!“

Butler ritt neben seinem nächsten Vorgesetzten, dem Major Petrow, her, mit dem er zusammenwohnte. Er war von aufrichtigster Freude darüber erfüllt, daß er sich entschlossen hatte, den Dienst in

der Garde aufzugeben und nach dem Kaukasus zu gehen. Der Hauptgrund, weshalb er sein Garderegiment verlassen, war, daß er in Petersburg sein Vermögen im Kartenspiel zugefetzt hatte. Er hatte gefürchtet, daß er, falls er noch bei der Garde verbliebe, immer wieder in dieses Laster zurückfallen würde, und so hatte er, zumal er nichts mehr zu verspielen hatte, der Residenz den Rücken gekehrt. Jetzt lagen alle diese Dinge hinter ihm, ein neues Leben hatte begonnen, ein Leben, so kühn, so abwechslungsreich und schön. Selbst sein zerrüttetes Vermögen und seine unbezahlten Schulden hatte er vergessen. Der Kaukasus, der Krieg, die Soldaten, die Offiziere, diese ewig bezechten, gutmütigen, tapferen Jungen, der Major Petrow — alles dies erschien ihm so herrlich, daß er es zuweilen gar nicht glauben konnte, daß er wirklich nicht mehr in Petersburgs verqualmten Spielsalons die Karten bog und voll Grimm gegen den Bankhalter, mit einem dumpfen, schweren Schmerz im Schädel, pointierte, sondern hier in diesem prächtigen Lande unter den wackeren kaukasischen Helden weilte.

Der Major lebte in wilder Ehe mit der Tochter eines Feldschers zusammen, die zuerst nur seine „Maschka“ gewesen war, nach und nach aber zur Maria Dmitrijewna avanciert war. Maria Dmitrijewna war eine hübsche blonde Person, mit sehr viel Sommersprossen, etwa dreißig Jahre alt und ohne Anhang. Welches auch ihre Vergangenheit gewesen sein mochte, jetzt war sie jedenfalls die treue Gefährtin des Majors, die ihn pflegte wie eine Kinderfrau, und das hatte der Major, der sich nicht selten bis zur Bewußtlosigkeit betrank, sehr nötig.

Als sie in der Festung anlangten, fanden sie alles so vor, wie der Major es vorausgesagt hatte. Maria Dmitrijewna setzte ihm und Butler sowie den beiden Offizieren der Kolonne, die der Major noch eingeladen hatte, ein ebenso nahrhaftes wie schmackhaftes Mittagessen vor, und der Major aß und trank sich so voll, daß er nicht mehr sprechen konnte und sich auf sein Zimmer begab, um ein Schläfchen zu machen.

Auch Butler war müde, doch im übrigen recht zufrieden mit dem Tage. Er hatte von dem trefflichen kaukasischen Rotwein nur ein klein wenig über den Durst getrunken und begab sich nun gleichfalls auf sein Zimmer. Raum hatte er die Kleider abgelegt und sich, die flache Hand unter dem hübschen, lockigen Kopfe, auf dem Bette hingestreckt, als er in einen festen, traumlosen Schlaf verfiel, aus dem ihn nichts so leicht erweckt hätte.

17.

Das Dorf, das bei dem Überfall zerstört worden war, war dasselbe, in dem Chadschi-Murat die Nacht vor seinem Übergange zu den Russen zugebracht hatte. Sado, bei dem Chadschi-Murat damals genächtigt hatte, war beim Herannahen der Russen mit den Seinigen in die Berge geflüchtet. Als er nach dem Dorfe zurückkehrte, fand er seine Hütte zerstört; das Dach war eingestürzt, die Thür und die Säulen des Altars waren verbrannt und das Innere in widerlicher Weise beschmutzt. Sein Sohn, jener hübsche Knabe mit den blitzenden Augen, der so begeistert auf Chadschi-Murat geschaut hatte, war auf einem mit einem Filzmantel bedeckten Pferde tot

nach der Moschee gebracht worden. Er war durch einen Bajonettstich in den Rücken getödet. Sados ehrbare Gattin, die Chadschi-Murat damals bei seinem Besuche aufgewartet hatte, stand jetzt im zerrissenen Hemd, das ihre welken Brüste den Blicken preisgab, mit zerrauftem Haar über der Leiche des Sohnes, kragte sich selbst vor Schmerz das Gesicht blutig und wehklagte voll Verzweiflung. Sado war, mit Hacke und Spaten versehen, in Begleitung der Verwandten fortgegangen, um für den Sohn ein Grab zu graben. Der alte Großvater saß, an die Wand der eingestürzten Hütte gelehnt, da, schnitzte mechanisch an einem Stecken und starrte stumpf vor sich hin. Er war soeben erst aus seinem Bienengarten herübergekommen. Die beiden Heuschaber, die sich dort befunden hatten, waren verbrannt, die Aprikosen- und Kirschbäume, die er selbst gepflanzt und gehegt hatte, waren zerbrochen und halb verkohlt, und auch die Bienenstöcke samt den Bienen waren ein Opfer der Flammen geworden. In das Wehklagen der Weiber klang das Angstgeschrei der Rinder hinein, und das hungrige Vieh, für das es kein Futter gab, brüllte dazwischen. Die größeren Rinder dachten nicht ans Spiel, sondern schauten mit erschrockenen Augen auf die Erwachsenen. Der Dorfbrunnen war, offenbar vorsätzlich, verunreinigt, so daß die Einwohner auch das Wasser entbehren mußten. Auch die Moschee war in gleicher Weise verunreinigt, und der Mullah mußte sie mit Hilfe der Moscheediener erst wieder säubern. Kein Wort des Hasses gegen die Russen wurde laut. Das Gefühl, das alle Tschetschenzen vom jüngsten bis zum ältesten diesem Feinde gegenüber hegten, war stärker als der Haß. Sie sagten sich, daß diese russischen Hunde

keine Menschen seien, und ein solcher Abscheu und Ekel, ein solches Erstaunen über die sinnlose Grausamkeit dieser Kreaturen ergriff sie, daß der Wunsch, sie auszutilgen, wie man Wölfe, Ratten und giftige Spinnen austilgt, ebenso natürlich erschien wie der Trieb der Selbsterhaltung. Die Einwohner des Dorfes hatten nun die Wahl: entweder, in dieser Feindschaft verharrend, am alten Platze zu verbleiben und mit größter Mühe, auf die Gefahr einer Wiederholung dieses wahnwitzigen Zerstörungswerkes hin, die dem starren Felsen abgerungene Heimstätte wieder herzurichten — oder, dem religiösen Gefühl und der tiefen Abneigung gegen alles Russische zum Troß, sich durch Unterwerfung den Frieden zu erkaufen. Die Ältesten des Dorfes suchten Stärkung im Gebet und beschloßen einmütig, Boten zu Schamyl zu senden und ihn um Hilfe zu bitten. Dann machten sie sich sogleich daran, das Zerstörte wiederherzustellen.

18.

Am Tage nach dem Überfall verließ Butler ziemlich spät am Vormittag auf der Hintertreppe das Haus, um bis zum Frühstückstee, den er gewöhnlich mit Petrow zusammen trank, sich auf der Straße zu ergehen und frische Luft zu schöpfen. Die Sonne war bereits über den Bergen emporgestiegen, und die Augen schmerzten ihn, als er nach der rechten Seite der Straße hinübersah, wo die weißgetünchten, grell beleuchteten Häuser sich erhoben. Um so herzerfrischender und wohliger wirkte der Anblick der sich zur Linken hinziehenden, von dunklem Waldesdickicht bedeckten Berge, hinter denen sich die schimmernde Kette der

Schneegipfel erhob, die von weitem dicht geballten weißen Wolkenmassen glichen. Butler schaute nach den Bergen hinüber, sog die frische Luft in vollen Zügen ein und war von Freude darüber erfüllt, daß er — gerade er lebte, noch dazu an einem so herrlichen Orte.

Ein klein wenig freute es ihn auch, daß er sich gestern so trefflich gehalten hatte, beim Hinmarsch sowohl wie namentlich beim Rückmarsch, der sich ziemlich unangenehm gestaltet hatte. Auch die Erinnerung an den gestrigen Abend bereitete ihm Freude — wie er nach dem kühnen Marsche mit den Kameraden von Maria Dmitrijewna, der Freundin Petrows, bewirtet worden war, und wie sie mit allen, namentlich aber, wie ihm schien, mit ihm so lieb und nett gewesen war. Mit ihrem vollen Haar, den breiten Schultern, dem vollen Busen und dem strahlenden Lächeln in dem mit Sommersprossen übersäten, gutmütigen Gesichte übte sie unwillkürlich auf den jugendlichen, kräftigen, ledigen Butler einen starken Eindruck aus, und es schien ihm, daß auch er ihr nicht gleichgültig sei. Er war jedoch der Meinung, daß es eine Schlechtigkeit gegenüber dem gutmütigen, braven Kameraden gewesen wäre, wenn er sich Maria Dmitrijewna genähert hätte, und so verkehrte er mit ihr auf durchaus anständigem, ehrerbietigem Fuße. Und er freute sich darüber, daß er sich in diesem Punkte zu beherrschen wußte.

Eben, wie er auf der Straße daherschritt, dachte er hierüber nach, als seine Gedanken durch deutlich vernehmbares Pferdegetrappel, das auf der staubigen Straße näher und näher kam, abgelenkt wurden. Es mußte ein größerer Reitertrupp sein, der sich da

auf ihn zu bewegte. Er blickte auf und sah am Ende der Straße eine Schar von Reitern: an der Spitze von etwa zwanzig Kosaken ritten zwei Männer, der eine in einer weißen Escherkeska und einer hohen, turbanumschlungenen Lammfellmütze, der andere ein russischer Offizier, brünett, mit einer Adlernase, in reichem Silberschmuck an Kleidern und Waffen. Der Reiter im Turban saß auf einem prächtigen Fuchs mit kleinem Kopfe, schönen, funkelnden Augen, weißer Mähne und ebensolchem Schweife. Der Offizier ritt ein großes, schmuckes karabachisches Pferd. Butler, der sich gut auf Pferde verstand, wußte das treffliche Tier des Turbanträgers sogleich richtig einzuschätzen und blieb stehen, um zu hören, wer diese Leute wären.

Der Offizier wandte sich an Butler und fragte: „Ist dies das Haus des Platzkommandanten?“

Er sprach das Russische mit etwas fremdartiger Betonung, und man hörte ihm sogleich an, daß er nicht von russischer Herkunft war.

Butler bejahte seine Frage.

„Wer ist denn dieser da?“ fragte Butler, an den Offizier herantretend und nach dem Manne im Turban hinüberblinzeln.

„Das ist Chadschi-Murat. Er ist hierher geritten und wird beim Platzkommandanten bleiben,“ sagte der Offizier.

Butler hatte von Chadschi-Murat und seinem Übertritt zu den Russen gehört, doch hätte er nie erwartet, daß er ihn hier, in der kleinen Grenzfestung, zu Gesicht bekommen würde.

Chadschi-Murat warf ihm einen freundlichen Blick zu.

„Sei willkommen — kotkilda,“ sagte Butler, mit seinem bißchen Tatarisch prahlend.

„Sa-ubul,“ antwortete Chadschi-Murat kopfnickend. Er ritt an Butler heran und reichte ihm die Hand, an deren Fingern die Reitpeitsche hing.

„Der Kommandant?“ fragte er.

„Nein, der Kommandant ist im Hause, ich will ihn rufen,“ sagte Butler zu dem Offizier, ging die Treppe hinauf und suchte die Thür zu öffnen. Die auf „die Paradetreppe“, wie Maria Dmitrijewna sie nannte, hinausgehende Thür war indes verschlossen. Butler klopfte dagegen, und als niemand im Hause sich meldete, ging er um das Haus herum und trat von der Hintertreppe aus ein. Er rief seinen Burschen, und als dieser sich nicht meldete und ebensowenig zu finden war wie der Bursche des Majors, begab er sich nach der Küche. Maria Dmitrijewna hantierte hier, ganz rot im Gesichte, mit einem Tuche auf dem Kopfe und die Ärmel über den runden weißen Armen hoch aufgestreift, eifrig herum — sie war gerade dabei, den flachgerollten Teig, der ebenso weiß war wie ihre Arme, in kleine Streifen zu schneiden und daraus Pasteten zu bereiten.

„Wo stecken eigentlich die Burschen?“ fragte Butler.

„Sie werden irgendwo in der Schenke sein,“ sagte Maria Dmitrijewna. „Warum fragen Sie?“

„Sie sollen die Thür aufschließen; eine ganze Schar von Bergbewohnern hält vor dem Hause. Chadschi-Murat ist angekommen.“

„Was für Geschichten erzählen Sie da!“ sagte Maria Dmitrijewna lächelnd.

„Ich scherze nicht, es ist wahr. Er hält draußen an der Treppe.“

„Wirklich?“ fragte Maria Dmitrijewna höchst erstaunt.

„Meinen Sie, ich würde mir das aus den Fingern saugen? Sehen Sie doch selbst nach, er steht draußen.“

„Nun sag' einer! So was!“ sagte Maria Dmitrijewna, streifte ihre Ärmel herunter und steckte die Haarnadeln in dem dicken Zopfe fester.

„Dann will ich doch gleich Iwan Matwjejewitsch wecken. Und du, Bondarenko,“ sprach sie zu dem Burschen des Majors, der soeben auf der Bildfläche erschien, „schließ die Tür auf.“

„Nun, meinetwegen mag er dastehen,“ sagte Maria Dmitrijewna und machte sich wieder an die Arbeit.

Der Major hatte schon davon gehört, daß Chadschi-Murat in Grosnaja angekommen sei. Als nun Butler ihm erzählte, daß er draußen vor dem Hause halte, war er durchaus nicht besonders erstaunt, sondern brummte nur ärgerlich in den Bart hinein, warum ihm die Vorgesetzten diesen Satan auf den Hals schickten. Langsam erhob er sich von seinem Lager, drehte sich eine Zigarette zurecht, zündete sie an und begann, während er abwechselnd sich räusperte und schimpfte, seine Toilette zu machen. Als er angezogen war, befahl er seinem Burschen, ihm die Medizin zu reichen. Der Bursche wußte, daß er unter der Medizin den Branntwein verstand, und reichte ihm die Flasche.

„Nichts ist schlimmer, als wenn man alles durcheinander trinkt,“ brummte er, nachdem er ein großes Glas Branntwein heruntergetrunken und ein Stück Schwarzbrot nachgegessen hatte. „Da hab' ich nun gestern diesen Rotwein versucht, und nun tut mir der

Kopf weh. . . . Na, jetzt bin ich fertig," sagte er und begab sich nach dem Wohnzimmer, wohin Butler inzwischen Chadschi-Murat und den ihn begleitenden Offizier geführt hatte.

Der Offizier, der mit Chadschi-Murat gekommen war, überbrachte dem Major den Befehl des Oberstkommmandierenden des linken Flügels, Chadschi-Murat bei sich unterzubringen und ihm den Verkehr mit den Bergbewohnern durch Sendboten zu gestatten, ihn jedoch nie anders als unter einer Kosakenbedeckung aus der Festung herauszulassen.

Zwan Matwejewitsch las die ihm übergebene Ordre, sah Chadschi-Murat durchdringend an und vertiefte sich dann wieder in die Lektüre des Schriftstückes. Nachdem er in dieser Weise seine Augen mehrmals zwischen dem Schriftstück und Chadschi-Murat hatte hin und her wandern lassen, ließ er sie schließlich auf seinem Gaste ruhen und sagte: „Jakschi, bek, jakschi. Er kann hier bleiben. Sagen Sie ihm, daß ich Ordre habe, ihn nicht hinauszulassen. Und solch eine Ordre ist ein Heiligtum. Was seine Unterbringung anlangt — ja, was meinst du, Butler: vielleicht richten wir ihm die Kanzlei ein?“

Noch hatte Butler keine Zeit zur Antwort gefunden, als Maria Dmitrijewna, die aus der Küche herbeigekommen war und in der offenen Tür stand, sich zum Major wandte: „Warum denn? Er kann doch hier bleiben. Wir richten ihm das Gastzimmer und die kleine Kammer ein. Dann hat man ihn wenigstens unter den Augen," sagte sie und warf dabei einen Blick auf Chadschi-Murat, sah jedoch sogleich wieder fort, als sie seinen Augen begegnete.

„Ich meine, daß Maria Dmitrijewna recht hat,“ sagte Butler.

„Nun, nun, geh schon, das sind hier keine Weibergeschäfte,“ versetzte Iwan Matwejewitsch stirnrundelnd.

Während dieser ganzen Unterhaltung hatte Chadschi-Murat, die Hand auf dem Dolchgriff und ein feines, spöttisches Lächeln um den Mund, dageessen. Er sagte, es sei ihm ganz gleichgültig, wo man ihn unterbringe. Es komme ihm nur darauf an, mit den Bergbewohnern in Beziehungen zu treten, was ihm der Sardar erlaubt habe. Er wünsche daher, daß man ihnen den Zutritt zu ihm nicht verwehre. Der Major sagte, dem stehe nichts entgegen, und bat Butler, den Gast so lange zu unterhalten, bis das Frühstück aufgetragen würde und die Zimmer für Chadschi-Murat in Ordnung wären. Er selbst müsse nach der Kanzlei, um seinen Bericht zu machen und die nötigen Anordnungen zu treffen.

Chadschi-Murats Verhältnis zu seinen neuen Bekannten nahm von vornherein einen ganz bestimmten Charakter an. Gegen Iwan Matwejewitsch hegte er vom ersten Augenblick an eine ausgesprochene Abneigung und Geringschätzung und behandelte ihn von oben herab. An Maria Dmitrijewna, die ihm das Essen bereitete und auftrug, fand er einen ganz besonderen Gefallen. Ihr einfaches Wesen, der eigene Reiz ihrer ihm fremdartigen Schönheit und das Gegengefühl, das ihr offenkundiges Interesse für ihn in ihm hervorrief, machten ihm ihre Erscheinung überaus angenehm. Er bemühte sich, sie nicht anzusehen und nicht mit ihr zu sprechen, unwillkürlich jedoch wandten sich seine Augen ihr zu und verfolgten jede ihrer Bewegungen.

Zu Butler trat er sogleich vom Beginn ihrer gegenseitigen Bekanntschaft an in sehr freundschaftliche Beziehungen. Er unterhielt sich gern mit ihm, fragte ihn über seine Vergangenheit aus, erzählte ihm mancherlei von seiner eignen Person, theilte ihm mit, was die bei ihm erscheinenden Landsleute von dem Schicksal seiner Familie berichteten, und fragte ihn sogar um Rat, was er tun solle. Die Nachrichten, die ihm die Sendboten aus dem Gebirge brachten, waren nicht die besten. Zweimal erhielt er während der ersten vierzehn Tage, die er in der Festung verbrachte, Besuch von drüben, und beide Male war es schlimme Kunde, die sie ihm zutrug.

19.

Chadschi-Murats Familie war bald, nachdem er selbst sich zu den Russen begeben hatte, nach Schamyls Residenz gebracht worden, wo sie unter strenger Bewachung gehalten wurde, bis der Imam ihr Schicksal entschieden hätte. Die Frauen — die alte Mutter Patimat und die beiden Gattinnen Chadschi-Murats — wohnten samt den vier jüngeren Kindern unter strenger Aufsicht in dem Hause des Unteranführers Ibrahim-Raschid, während Chadschi-Murats achtzehnjähriger Sohn Jussuf im Kerker saß. Dieser Kerker bestand aus einem mehrere Ellen tiefen dunklen Loche, in dem Jussuf mit sieben Verbrechern, die gleich ihm der Entscheidung ihres Schicksals harrten, festgehalten wurde.

Die Entscheidung über das Schicksal der Gefangenen verzögerte sich darum, weil Schamyl abwesend war. Er war auf einem Kriegszuge gegen die Russen begriffen.

Am 6. Januar 1852 kehrte Schamyl nach einem Zusammenstoß mit den Russen zurück, bei dem er nach der Meinung der Russen eine Schlappe erlitten und die Flucht ergriffen hatte, während er nach seiner und aller Muriden Auffassung den Sieg davongetragen und die Russen vertrieben hatte. Er hatte in diesem Treffen, was nicht oft geschah, selbst eine Büchse auf die Feinde abgefeuert und war mit geschwungenem Säbel auf sie losgesprengt, daß seine Muriden ihn mit Gewalt zurückhalten mußten. Zwei von ihnen hatten dabei an seiner Seite den Tod erlitten.

Es war um die Mittagsstunde, als Schamyl in Begleitung einer Schar von Muriden, die um ihn herum ihre Rosse tummelten, ihre Büchsen und Pistolen in die Luft abschossen und ohne Aufhören ihr „La illach il allah“ *) sangen, in seinem Hauptorte Dargo erschien.

Die ganze Bevölkerung der großen Ortschaft stand auf der Straße und auf den Hausdächern, um den Gebieter würdig zu empfangen. Man feuerte, um die Feierlichkeit des Einzugs zu erhöhen, gleichfalls aus Büchsen und Pistolen in die Luft. Schamyl ritt auf einem weißen arabischen Rosse, das bei der Annäherung an das Haus seines Herrn lebhaft und munter den Kopf in den Bügeln bewegte. Sattel- und Zaumzeug waren im übrigen von recht schlichter Art, weder Gold noch Silber blinkten daran; der Bügel bestand aus einem in der Mitte mit einem dunklen Streifen verzierten roten Riemen aus feinem Leder, die Steigbügel waren einfache, runde Metallhülsen, und die unter dem Sattel hervorschauende Schabracke war

*) „Es ist nur ein Gott.“

aus einfachem rotem Tuch verfertigt. Der Imam trug einen braun überzogenen, am Halse und an den Ärmeln mit schwarzem Rauchwerk besetzten Schafpelz, der um die schlanken Hüften mit einem Riemen umgürtet war. Ein Dolch steckte in dem einfachen Gürtel. Auf dem Kopfe trug er eine hohe Lammfellmütze mit flachem Deckel, schwarzer Troddel und einem weißen Turban, dessen Ende über den Hals herabhing. Die Füße steckten in grünen Schuhen, und über die Waden hatte er schwarze, mit einfacher Schnur besetzte Lederstrümpfe gezogen.

Nichts Schimmerndes, kein Gold- oder Silberschmuck, war an dem Imam zu sehen. Seine hohe, gerade, stattliche Gestalt in der schmucklosen Kleidung machte inmitten der Muriden, deren Kleider und Waffen reich mit Gold und Silber verziert waren, einen überaus ernsten Eindruck. Und dieser Ernst seiner Erscheinung war es, der auf das Volk jene starke, von Schamyl wohl berechnete Wirkung hervorbrachte. Sein blasses, von dem gestukten roten Vollbart umrahmtes Gesicht mit den stets halb geschlossenen kleinen Augen hatte in seiner Unbeweglichkeit einen starren, steineren Ausdruck. Während er die Straße entlangritt, fühlte er wohl, daß Tausende von Augen auf ihn gerichtet waren, er selbst jedoch würdigte niemanden auch nur eines Blickes.

Chadschi-Murats Frauen waren mit den übrigen Hausbewohnern zusammen auf den Altan hinausgekommen, um den Einzug des Imams mit anzusehen. Nur die alte Patimat, Chadschi-Murats Mutter, war in der Hütte zurückgeblieben — die langen, hageren Arme um die Knie geschlungen, saß sie dort auf dem Fußboden, während das aufgelöste graue Haar

über ihre Schultern herabfiel. Mit den stechenden schwarzen Augen blinzelnd, schaute sie auf die verglimmenden Zweige im Ramin. Gleich ihrem Sohne hatte sie Schamyl stets gehaßt und wollte ihn jetzt so wenig wie früher sehen.

Auch Zussuf, der Sohn Chadschi-Murats, bekam den feierlichen Einzug Schamyls nicht zu sehen. Er hörte nur in seiner finsternen, von üblen Dünsten erfüllten Grube die Freudenschüsse und den Gesang und empfand heftigen Schmerz über seine Einschließung, wie nur ein von Lebenslust und Lebenskraft strogender Jüngling, den man der Freiheit beraubt, sie empfinden kann. Draußen war alles heller Jubel — und er saß in dem düsteren Loche und sah nur immer diese unglücklichen, schmutzigen, verhärmten Gesichter seiner Kerkergenossen, die voll Bosheit waren und zumeist einander gegenseitig haßten. Er beneidete jene Glücklichen, die in Licht, Luft und Freiheit auf ihren schmucken Rossen sich um den Gebieter tummeln, ihre Büchsen losknallen und freudig ihr „La illach il allah“ rufen konnten.

Nachdem Schamyl den Ort passiert hatte, lenkte er in einen großen Hof ein, an den sich ein zweiter, innerer Hof anreihete. In diesem befand sich Schamyls Serail. Zwei bewaffnete Lesghier empfangen Schamyl an dem offenen Tore des ersten Hofes, in dem sich eine große Menge Volkes versammelt hatte. Die einen waren von fernher gekommen, um über ihre Angelegenheiten mit Schamyl zu reden, andere waren einfach Bettler, und noch andere waren erschienen, um sich vor ihm als Richter zu verantworten und sein Urtheil entgegenzunehmen. Als Schamyl auf den Hof geritten kam, erhoben sich alle Anwesenden

und begrüßten den Imam ehrerbietig, indem sie die Hände auf die Brust legten. Einige knieten nieder und verblieben in dieser Haltung, bis Schamyl den Hof vom äußeren bis zum inneren Tore durchmessen hatte. So manches Gesicht, dessen Anblick ihm unangenehm war, und so manchen lästigen Bittsteller erkannte Schamyl unter den Wartenden, doch ritt er an allen mit demselben unbeweglich starren Gesichte vorüber, lenkte in den inneren Hof ein und stieg an der Galerie seiner Behausung links vom Tore ab. Nach den Anstrengungen des Kriegszuges, der zwar von Schamyl und den Seinigen als Sieg gefeiert wurde, aber doch in Wirklichkeit ein Mißerfolg war, sehnte sich Schamyl jetzt nur nach Ruhe. Abgesehen von der Einäscherung und Zerstörung zahlreicher Tschetschenzendörfer, hatte dieser Zug zur Folge, daß das wankelmütige Volk in den Bergen unsicher und der Unterwerfung unter das russische Regiment zugänglich gemacht war, und Schamyl war von der Notwendigkeit von Gegenmaßregeln fest überzeugt. Jetzt aber lagen ihm diese Gedanken fern. Im Schoße der Familie, unter den Liebkosungen der schwarzäugigen, schnellfüßigen Aminet, seiner achtzehnjährigen Lieblingsgattin, wollte er sich zunächst von den überstandenen, mehr geistigen als körperlichen Strapazen erholen.

Doch noch war er weit davon entfernt, die Geliebte in seine Arme schließen zu können. Er konnte es sich wohl denken, daß sie dort hinter dem Baune, der quer durch den inneren Hofe lief und die Wohnung der Frauen von den Räumen für die Männer trennte, seiner erwartungsvoll harrete, ja er war davon überzeugt, daß sie jetzt, im Augenblick, da er aus dem Sattel

stieg, mit den andern Frauen durch eine Spalte im Zaune nach ihm Ausschau hielt. Aber er konnte doch nicht so ohne weiteres zu ihr hineingehen und sich auf dem schwellenden Pfühl an ihrer Seite zur Ruhe legen. Er mußte zunächst, so wenig Lust er dazu auch verspürte, sein Nachmittagsgebet verrichten, das er schon als religiöser Führer und Berater seines Volkes nicht unterlassen durfte, und das als geistige Speise ihm so notwendig geworden war wie das tägliche Brot. So erledigte er denn die Waschungen wie das Gebet und ging dann an den Empfang aller jener, die ihn zu sprechen wünschten.

Zunächst erschien vor ihm sein Lehrer und Schwiegervater Dschemal-Eddin, ein hochgewachsener, stattlicher Greis mit schneeweißem Barte und frischem, rotem Gesichte. Er verrichtete sein Gebet, fragte Schamyl, wie sein Kriegszug verlaufen wäre, und berichtete ihm, was während seiner Abwesenheit in den Bergen sich ereignet hatte.

Allerhand Nachrichten bekam da Schamyl zu hören: von Morden, die auf Grund der Blutrache begangen worden waren, von Viehdiebstählen, von Vergehen gegen die Vorschriften des „Tarikat“ *), die den Genuß des Tabaks und des Weines verboten, und zuletzt teilte Dschemal-Eddin dem Imam auch mit, daß Chadschi-Murat heimlich Leute gesandt habe, die seine Familie zu den Russen bringen sollten. Sein Anschlag sei jedoch entdeckt worden, und man habe Chadschi-Murats Familie hier am Orte untergebracht, wo sie unter strenger Bewachung seines Urteils harre. Im anstoßenden Gastzimmer seien die Ältesten aus den Nachbargauen versammelt, um über diese Dinge

*) Religiöse Lehre der Muriden.

zu beraten. Dschemal-Eddin riet dem Imam, sie noch heute zu entlassen, da sie bereits drei Tage auf ihn gewartet hätten.

Schamyls älteste Gattin, die spitznäsige, schwarze, häßliche Saider, für die der Imam nur wenig übrig hatte, trat ein und trug ihm das Mittagsmahl auf. Nachdem er dieses verzehrt, begab er sich nach dem Beratungszimmer.

Sechs Greise mit weißem, grauem oder rotem Vollbart erhoben sich bei Schamyls Eintritt von ihren Sizen. Es war der hohe Rat, der Schamyl zur Seite stand. Sie trugen alle neue Kleider und den Riemen mit dem Dolche über Beschmet und Tscherkeska. Auf dem Kopfe saß die Lammfellmütze, mit dem Turban*) oder ohne diesen. Schamyl überragte sie alle um Haupteslänge. Seinem Beispiele folgend, hoben sie alle die Arme mit den gegeneinander gefehrten Handflächen empor, schlossen die Augen und beteten, worauf sie mit den Händen sich über das Gesicht fuhren und am unteren Bartende beide Hände vereinigten. Hierauf setzten sich alle rings um Schamyl herum, der auf erhöhtem Pfühl mitten unter ihnen saß, und machten sich an die Beratung der zu entscheidenden Angelegenheiten.

Über die Verbrecher, die zur Aburteilung gelangten, wurde nach den Vorschriften des „Schariat**)“ entschieden: zwei Diebe wurden zum Abschlagen der Hände, ein Mörder zum Tode verurteilt; drei Angeklagte wurden freigesprochen. Hierauf gelangte der Hauptpunkt der Tagesordnung zur Verhandlung — wie

*) Den Turban trägt, wer eine Pilgerfahrt nach Mekka oder einer anderen heiligen Stätte gemacht hat.

**) Lehre des Koran.

am besten der Übergang der Tschetschenen zu den Russen verhindert werden könne. Dschamal-Eddin hatte, um diesem Übel zu steuern, eine Kundgebung entworfen, die also lautete:

„Ich wünsche euch, daß ihr in ewigem Frieden leben möget mit Gott dem Allmächtigen. Ich höre, daß die Russen euch umschmeicheln und zur Unterwerfung auffordern. Glaubet ihnen nicht, sondern duldet. Wenn euch dafür in diesem Leben kein Lohn zuteil wird, dann werdet ihr im Jenseits belohnt werden. Bedenket, wie sie es früher machten, als sie euch die Waffen abnahmen. Wenn euch damals, im Jahre 1840, Gott nicht erleuchtet hätte, würdet ihr jetzt alle in russischen Soldatenkitteln stecken, und eure Frauen würden keine Pumphosen mehr tragen und würden entehrt sein. Beurtheilet die Zukunft nach der Vergangenheit. Es ist besser, in Feindschaft mit den Russen zu sterben, als mit den Ungläubigen zusammen zu leben. Harret aus, und ich werde mit dem Koran und dem Säbel zu euch kommen und euch gegen die Russen führen. Für jetzt befehle ich euch, jede Absicht, ja jeden leisesten Gedanken einer Unterwerfung unter die Russen aus eurer Seele zu verbannen.“

Schamyl billigte diese Bekanntmachung, unterschrieb sie und beschloß, sie überall im Volke zu verbreiten.

Hierauf kam die Angelegenheit Chadschi-Murats zur Verhandlung, die für Schamyl ganz besonders wichtig war. Er wußte sehr wohl — wenn er es auch nicht offen zugab — daß die Schlappe, die er jetzt in der Tschetschna erlitten, ihn nicht betroffen hätte, wenn Chadschi-Murat mit seiner Gewandt-

heit, Kühnheit und Tapferkeit ihm zur Seite gestanden hätte. Es wäre nur vorteilhaft für ihn gewesen, wenn er sich mit Chadschi-Murat versöhnt und ihn wieder seiner Sache dienstbar gemacht hätte. Für den Fall aber, daß dies ausgeschlossen war, durfte er nicht zulassen, daß jener sich auf die Seite der Russen stellte, und daher war es unbedingt notwendig, ihn auf die eine oder andere Weise aus dem Wege zu schaffen. Dies konnte entweder so geschehen, daß ein sicherer Mann nach Tiflis entsandt wurde, der ihn dort tötete, oder daß man ihn herüberlockte und ihm hier den Garaus machte. Das sicherste Mittel, ihn zur Rückkehr zu bewegen, war, ihm die Befreiung seiner Familie in Aussicht zu stellen, insbesondere den Loskauf seines Sohnes, den Chadschi-Murat, wie Schamyl wohl bekannt war, über alles liebte. Dieses Sohnes also mußte man sich bedienen, um den Vater in die Gewalt zu bekommen.

Als die Ratgeber über diese Fragen verhandelten, schloß Schamyl die Augen und schwieg.

Die Ratgeber wußten, was dies zu bedeuten hatte: daß er jetzt auf die Stimme des Propheten lauschte, die ihm eingab, was er zu tun habe.

Nachdem wohl fünf Minuten lang feierliches Schweigen geherrscht hatte, öffnete Schamyl die Augen, kniff sie noch enger als sonst zusammen und sprach:

„Führet mir den Sohn Chadschi-Murats vor.“

„Er ist hier,“ sagte Dschemal-Eddin.

In der That wartete Jussuf, der Sohn Chadschi-Murats, mager, blaß, in Lumpen gekleidet und nach dem dumpfen Kerkerloch riechend, aber immer noch schön an Antlitz und Gestalt, mit den blißenden schwar-

zen Augen, die auch seine Großmutter Patimai bejaß, am Tore des äußeren Hofes, ob man ihn nicht bald rufen würde.

Jussuf teilte die feindseligen Gefühle nicht, die sein Vater gegen Schamyl hegte. Er kannte nicht die ganze Vergangenheit, oder, wenn er sie auch kannte, so hatte er sie doch nicht selbst durchlebt und begriff daher nicht, weshalb sein Vater von solchem Haß gegen Schamyl erfüllt war. Er hatte nur den einen Wunsch: das leichte, lustige Leben, das er als Sohn des Nahib in Chunsach geführt hatte, wieder aufnehmen zu können, und darum schien es ihm ganz überflüssig, diese Feindschaft gegen Schamyl zu nähren. Im Gegensatz zum Vater, ja ihm zum Troß, war er von Begeisterung für Schamyl erfüllt und teilte die Verehrung für ihn, welche die Bergbewohner allgemein für den Imam hegten. Mit einem ganz besonderen Gefühl bebender Ehrfurcht trat er jetzt in das Zimmer, in dem die Ratgeber saßen, blieb an der Thür stehen und begegnete, als er aufsaß, dem grimmigen Blicke, den Schamyl aus den halbgeschlossenen Augen auf ihn richtete. Er stand eine Weile da, trat dann auf Schamyl zu und küßte seine große, weiße Hand mit den langen Fingern.

„Du bist der Sohn Chadschi-Murats?“

„Ich bin es, Imam.“

„Du weißt, was dein Vater getan hat?“

„Ich weiß es, Imam, und ich bedaure es.“

„Kannst du schreiben?“

„Ich sollte ein Mullah werden und wurde unterrichtet.“

„Dann schreibe deinem Vater, daß, wenn er bis zum Beiram zu mir zurückkehrt, ich ihm verzeihe und

alles beim alten bleiben soll; wenn er mir dagegen troßt und bei den Russen bleibt“ — Schamyls Züge nahmen einen drohenden Ausdruck an — „werde ich deine Großmutter, deine Mutter und all die andern auf die Dörfer verteilen, dir aber den Kopf abschlagen lassen.“

Nicht ein Muskel zuckte in Jussufs Gesicht, er neigte nur den Kopf zum Zeichen, daß er Schamyls Worte verstanden habe.

„Schreib ihm dies, und gib den Brief meinem Boten,“ sagte Schamyl und sah dann Jussuf lange schweigend an.

„Oder schreib ihm, daß ich dich begnadigt habe und dich nicht töten, sondern dir nur die Augen ausstechen lassen werde, wie ich es mit allen Verrätern mache. Nun geh.“

Jussuf erschien in Schamyls Gegenwart vollkommen ruhig, als er jedoch das Beratungszimmer verlassen hatte, stürzte er sich auf den Mann, der ihn führte, zog dessen Dolch aus der Scheide und wollte sich damit töten, doch fiel ihm jener in den Arm, und er ward gefesselt und wieder nach dem Kerker zurückgebracht.

Als es dunkel geworden und das Nachtgebet verrichtet war, zog Schamyl seinen besten weißen Pelz an, begab sich hinter den Zaun nach jenem Teile des Hofes, in dem seine Frauen wohnten, und trat in Aminets Zimmer. Doch Aminet war nicht anwesend, sie weilte bei den älteren Frauen. Da trat Schamyl, der nicht wollte, daß man ihn bemerkte, hinter die Zimmertür und erwartete sie da. Aminet aber war böse auf Schamyl, weil er Saider mit einem Stück Seidenstoffes beschenkt hatte, während sie leer aus-

gegangen war. Sie hatte wohl bemerkt, wie er herübergekommen und in ihr Zimmer eingetreten war, doch ging sie absichtlich nicht zu ihm und ließ ihn warten. Lange stand sie in der Thür von Saiders Zimmer und blickte still lächelnd nach der weißen Gestalt des Imams, der unruhig bald aus ihrem Zimmer herauskam, bald wieder eintrat. Nachdem Schamyl eine ganze Weile vergeblich gewartet hatte, begab er sich, als bereits die Zeit zum Nachtgebet herangerückt war, nach seinen Gemächern zurück.

20.

Seit einer Woche bereits verweilte Chadschi-Murat in der Festung, als Gast des Majors Petrow. Maria Dmitrijewna hatte ihren Ärger mit dem zottigen Chanefi, den Chadschi-Murat neben Eldar allein zu seiner Bedienung behalten hatte — ewig stritt sie sich mit dem Awaren herum und mußte ihn einmal sogar aus der Küche hinauswerfen, weil er ihr beinahe den Hals abgeschnitten hätte. Das hinderte sie jedoch nicht, für Chadschi-Murat ein ganz besonderes Gefühl der Hochachtung und Sympathie zu empfinden. Sie bediente ihn jetzt nicht mehr bei Tische, sondern hatte dieses Amt an Eldar abgegeben, doch benutzte sie jede Gelegenheit, ihn zu sehen und ihm gefällig zu sein. Sie interessierte sich auch sehr lebhaft für die Unterhandlungen, die seiner Familie wegen geführt wurden, wußte, wie viel Frauen und Rinder er hatte, und wie alt jedes von ihnen war. Sie erkundigte sich jedesmal, wenn ein Bote aus dem Gebirge bei ihm erschien, bei wem sie nur irgend konnte, wie weit die Verhandlungen gediehen wären.

Butler hatte während dieser Woche mit Chadschi-

Murat die intimste Freundschaft geschlossen. Abwechselnd kam entweder Chadschi-Murat auf sein Zimmer oder er nach dem Zimmer des Gastes. Zuweilen bedienten sie sich bei ihrer Unterhaltung eines Dolmetschers, doch mußte es öfters auch ohne einen solchen gehen, wobei ihnen allerhand Zeichen, und namentlich auch das Lächeln, als Verständigungsmittel diente. Chadschi-Murat hatte offenbar Butler lieb gewonnen, was unter anderem auch aus dem Verhalten Eldars gegen diesen ersichtlich war. Sobald Butler in Chadschi-Murats Zimmer trat, begrüßte Eldar ihn mit einem freudigen Lächeln, das seine blißenden weißen Zähne zeigte, legte ihm eilig die Kissen zurecht, damit er sich setze, und nahm ihm den Säbel ab, wenn er ihn umgeschlallt hatte.

Butler hatte auch die nähere Bekanntschaft des zottigen Chanefi, des Blutsbruders von Chadschi-Murat, gemacht. Chanefi kannte viele Lieder der Bergbewohner auswendig und trug sie sehr gut vor. Um Butler eine Freude zu bereiten, ließ Chadschi-Murat den Awaren öfters ein Lied singen, das er selbst auszuwählen pflegte. Chanefi besaß einen hohen Tenor und sang ungewöhnlich klar und ausdrucksvoll. Eins seiner Lieder gefiel Chadschi-Murat ganz besonders und machte mit seinem feierlich-melancholischen Refrain auch auf Butler einen tiefen Eindruck. Butler ließ sich durch den Dolmetscher den Inhalt des Liedes übersehen.

Das Lied bezog sich auf die Blutrache, die früher zwischen Chanefi und Chadschi-Murat bestanden hatte, und sein Wortlaut war folgender:

„Die Erde wird trocken auf meinem Grabe, und du wirst mein vergessen, geliebte Mutter. Gras

wird wachsen über meiner Gruft, und es wird deinen Schmerz überwuchern, mein alter Vater. Die Tränen werden trocken in den Augen meiner Schwester, und der Gram wird fliehen aus ihrem Herzen.“

„Du aber, mein älterer Bruder, wirst mich nicht vergessen, bevor du nicht meinen Tod gerächt hast. Und auch du, mein zweiter Bruder, wirst mich nicht vergessen, ehe du nicht neben mir im Grabe liegst.“

„Glühend heiß bist du, o Kugel, und bringst den Tod, aber warst du nicht meine gehorsame Sklavin? Du wirst mich bedecken, o schwarze Erde, aber haben dich nicht meines Rosses Hufe zerstampft? Du bist kalt, o Tod, aber ich bin doch einmal dein Herr gewesen! Meinen Leib wird die Erde hinnehmen, meine Seele aber wird der Himmel empfangen.“

Chadschi-Murat lauschte stets mit geschlossenen Augen auf dieses Lied, und wenn seine letzte, langgezogene Note verklungen war, sagte er jedesmal zu Butler auf russisch:

„Schönes Lied, kluges Lied.“

Die eigenartige, kraftvolle Poesie, die in dem Leben der Bergbewohner lag, machte auf Butler, seit er mit Chadschi-Murat und seinen Muriden bekannt geworden, einen ganz besonders starken Eindruck. Er schaffte sich einen Besmet, eine Tscherkeska und Lederstrümpfe an. Er suchte sich hinein-zuleben in das Denken und Fühlen dieser Menschen, in ihre Sitten und Bräuche.

Am Tage vor Chadschi-Murats Aufbruch versammelte der Major einige Offiziere in seiner Wohnung zu einer kleinen Abschiedsfeier. Die Offiziere saßen teils beim Tee, den Maria Dmitrijewna ihnen einschenkte, teils an einem zweiten Tische bei Wein,

Branntwein und einem Imbiß, als Chadschi-Murat, zur Reise gerüstet, mit raschen, weichen Schritten leicht hinkend ins Zimmer trat.

Alle erhoben sich und schüttelten ihm zum Gruße die Hand. Der Major lud ihn ein, auf dem niedrigen Diwan Platz zu nehmen, er dankte jedoch und setzte sich auf einen Stuhl am Fenster. Das Schweigen, das bei seinem Eintritt herrschte, machte ihn nicht im geringsten verlegen. Er musterte mit Aufmerksamkeit die Gesichter der Anwesenden und warf dann einen gleichgültigen Blick auf den Tisch mit dem Samowar und dem Imbiß. Ein redegewandter junger Offizier, Petrowskij mit Namen, der Chadschi-Murat zum erstenmal sah, fragte ihn durch Vermittelung des Dolmetschers, ob ihm Tiflis gefallen habe. — „Alija,“ antwortete Chadschi-Murat. Der Dolmetscher sagte, es habe ihm wohl gefallen.

„Und was hat ihm dort am besten gefallen?“ fragte der Offizier weiter.

Chadschi-Murat gab Antwort, und der Dolmetscher übertrug seine Rede: am besten habe ihm das Theater gefallen.

„Und der Ball beim Oberstkommandierenden — hat ihm der nicht gefallen?“

Chadschi-Murat blickte stirnrunzelnd drein: jedes Volk, meinte er, habe seine eigenen Sitten. „Bei uns kleiden sich die Frauen nicht so wie dort,“ sagte er und sah dabei Maria Dmitrijewna an.

„Das hat ihm also nicht gefallen?“

„Es gibt bei uns ein Sprichwort,“ sagte er zum Dolmetscher — „das lautet: der Hund bewirbt den Maulesel mit Fleisch, und der Maulesel den Hund mit Heu — und so bleiben beide hungrig.“ Er lächelte

bei diesen Worten. „Jedem Volke gefällt eben seine eigne Art.“

Die Unterhaltung kam nicht recht vorwärts. Die Offiziere tranken Tee oder aßen. Chadschi-Murat nahm das ihm angebotene Glas Tee und stellte es vor sich hin.

„Vielleicht etwas Sahne? Oder Semmel?“ fragte Maria Dmitrijewna und reichte ihm beides.

Chadschi-Murat schüttelte den Kopf.

„Nun, so leb' denn wohl!“ sagte Butler und klopfte ihn auf das Knie. „Wann sehen wir uns wieder?“

„Leb' wohl, leb' wohl,“ sagte Chadschi-Murat lächelnd auf russisch. „Bist Freund, ich guter Freund dein. Jetzt fort — schon Zeit!“ Er nickte mit dem Kopfe nach der Richtung hin, nach der er sich nun begeben müsse.

In der Thür des Zimmers erschien Eldar, irgend etwas Großes, Weißes über der Schulter und einen Säbel in der Hand tragend. Chadschi-Murat winkte ihm, und Eldar kam mit seinen langen Schritten auf ihn zu und reichte ihm das weiße Kleidungsstück — es war sein Filzmantel — und den Säbel. Chadschi-Murat stand auf, nahm den Mantel über den Arm, ging damit zu Maria Dmitrijewna und überreichte ihn ihr, während er einige Worte zu dem Dolmetscher sprach. Dieser übersetzte Chadschi-Murats Worte: „Du hast den Mantel gelobt,“ sagte er zu Maria Dmitrijewna — „und er will, daß du ihn als Geschenk behältst.“

„Aber warum denn?“ fragte Maria Dmitrijewna errötend.

„Es muß so, nimm,“ sagte Chadschi-Murat.

„Nun, ich danke,“ sagte Maria Dmitrijewna und

nahm den Mantel. „Gott gebe dir Glück, daß du die Deinigen bald sehen mögest,“ fügte sie hinzu. „Sag' ihm, daß ich ihm wünsche, er möchte seinen Sohn loskaufen.“

Chadschi-Murat sah Maria Dmitrijewna an und nickte beifällig mit dem Kopfe. Dann nahm er aus Eldars Händen den Säbel und reichte ihn dem Major. Dieser nahm den Säbel und sagte zu dem Dolmetscher:

„Sag' ihm, er möchte meinen braunen Wallach nehmen, weiter habe ich nichts, was ich ihm schenken könnte.“

Chadschi-Murat machte eine Handbewegung, die besagen sollte, daß er nichts brauche und nichts annehmen werde. Dann zeigte er nach den Bergen und nach seinem Herzen und ging dem Ausgange zu. Alle folgten ihm bis zur Thür. Die Offiziere, die im Zimmer zurückblieben, zogen den Säbel aus der Scheide, betrachteten die Klinge und meinten, es sei ein echter Gurdasäbel*).

Butler war mit Chadschi-Murat zusammen auf die Vortreppe hinausgetreten. Als sie dort standen, ereignete sich ein Vorfall, der allen ganz unerwartet kam und leicht für Chadschi-Murat verhängnisvoll werden konnte, wenn nicht seine Gewandtheit und Entschlossenheit ihn gerettet hätte.

Die Bewohner des kumykischen Dorfes Sal-Ratschu, die vor Chadschi-Murat große Achtung hegten und mehrmals nach der Festung gekommen waren, um den berühmten Nahib zu sehen, hatten drei Tage vor Chadschi-Murats Ausbruch Boten zu ihm entsandt mit der Bitte, er solle am Freitag in ihrer Moschee erscheinen. Die kumykischen Fürsten aber, die in

*) Besonders feine kaukasische Klingen.

Sal-Ratschu wohnten, waren mit Chadschi-Murat verfeindet und lebten in Blutrache mit ihm. Als sie nun von der Einladung hörten, erklärten sie dem Volke, daß sie Chadschi-Murat nie gestatten würden, die Moschee zu betreten. Darob ward das Volk erregt, und es kam zu heftigen Reibereien zwischen ihm und den Anhängern der Fürsten. Die russischen Behörden mußten schließlich eingreifen, um die Bergbewohner zu beschwichtigen, und sie ließen Chadschi-Murat sagen, daß er nicht nach der Moschee reiten solle.

Chadschi-Murat war auch wirklich nicht hingeritten, und alle dachten, daß die Angelegenheit damit erledigt sei.

Im Augenblick jedoch, da Chadschi-Murat jetzt auf die Treppe hinaustrat und eben daran dachte, sein bereit stehendes Roß zu besteigen, kam der kumykische Fürst Arslan-Chan, der sowohl Butler wie dem Major persönlich bekannt war, auf das Haus zugeritten.

Als er Chadschi-Murat erblickte, zog er die Pistole aus dem Gürtel und richtete sie auf Chadschi-Murat. Kaum aber hatte Arslan-Chan den Arm erhoben, als Chadschi-Murat trotz seines lahmen Beines mit der Behendigkeit einer Kaze von der Treppe niederglitt und sich auf Arslan-Chan warf. Dieser schoß die Pistole ab, traf jedoch nicht. Chadschi-Murat hatte mit der einen Hand den Zügel seines Pferdes gepackt, zog mit der andern seinen Dolch hervor und rief dem Gegner irgendetwas in tatarischer Sprache zu.

Butler und Eldar eilten zugleich auf die beiden Streitenden zu und faßten sie bei den Armen. Auf den Schuß hin war auch der Major erschienen.

„Arslan — was fällt dir ein, in meinem Hause eine solche Schändlichkeit zu begehen?“ rief er, als

er vernahm, um was es sich handelte. „Das ist schlecht von dir, Bruder. Draußen im Freien könnt ihr tun, was ihr wollt, hier aber verbitte ich mir derartige Räuberstücke.“

Arslan-Chan, ein winzig kleines Kerlchen mit schwarzem Schnurrbart, war ganz bleich und zitternd vom Pferde gestiegen, blickte voll Haß auf Chadschi-Murat und ging dann mit dem Major in dessen Zimmer, während Chadschi-Murat, schwer atmend, doch dabei lächelnd, sich zu den Pferden begab.

„Warum wollte er dich töten?“ fragte ihn Butler durch den Dolmetscher.

„Er sagt, es herrsche bei ihnen solch ein Gesetz,“ übersetzte ihm der Dolmetscher Chadschi-Murats Worte. „Arslan hat noch eine Blutschuld an ihm zu rächen und wollte ihn deshalb töten.“

„Und wenn er ihn jetzt unterwegs überfällt?“ fragte Butler.

Chadschi-Murat lächelte.

„Wenn er mich tötet, so war es Allahs Wille. Nun, leb' wohl,“ sagte er wiederum auf russisch, faßte nach dem Riß des Pferdes und ließ noch einmal seinen Blick über alle, die ihm das Geleit gaben, gleiten, wobei er Maria Dmitrijewna besonders freundlich ansah.

„Leb' wohl, Mütterchen,“ sagte er zu ihr — „hab' Dank!“

„Wollte Gott, daß du die Deinigen befreien könntest,“ sprach Maria Dmitrijewna nochmals.

Er verstand ihre Worte nicht, wohl aber fühlte und verstand er ihre Teilnahme und nickte ihr freundlich zu.

„Vergiß deinen Freund hier nicht,“ rief Butler.

„Sag' ihm, daß ich treue Freundschaft zu halten weiß und ihn nie vergessen werde,“ ließ ihm Chadschi-Murat durch den Dolmetscher antworten. Dann schwang er sich trotz seines lahmen Beines rasch und leicht in den hohen Sattel, befühlte nach alter Gewohnheit seine Pistole, schob den Säbel zurecht und ritt mit einem Schwung und Feuer davon, wie sie nur jenen Bewohnern der Berge eigen waren. Chanefi und Eldar hatten gleichfalls ihre Pferde bestiegen und trabten, nachdem sie sich verabschiedet hatten, hinter ihrem Murschid her.

Unter den Zurückbleibenden entspann sich ein Gespräch über den, der soeben davongeritten war.

„Ein ganzer Kerl ist er doch,“ sagte einer der Offiziere — „wie ein Wolf schoß er auf Arslan-Chan los, ganz verwandelt war sein Gesicht.“

„Er wird uns schön anführen,“ meinte Petrowskij — „ich halte ihn für einen großen Schelm.“

„Wollte Gott, daß es unter euch Russen recht viele solcher Schelme gäbe,“ mischte sich plötzlich Maria Dmitrijewna unwillig ins Gespräch. „Eine ganze Woche hat er hier bei uns gelebt, und niemand hat etwas anderes als nur Gutes von ihm erfahren. Ein umgänglicher, kluger, gerechter Mensch ist er.“

„Um — woher wissen Sie denn das?“ fragte Petrowskij.

„Ich weiß es eben.“

„Hast dich wohl in ihn vergafft?“ sagte der Major, der eben ins Zimmer zurückgekehrt war. „Es scheint mir wirklich so!“

„Und wenn ich mich vergafft habe — was geht das jemanden an? Man soll einem guten Menschen nichts Böses nachreden. Wenn er auch ein Satar ist, so ist er darum doch ein guter Mensch.“

„Sehr richtig, Maria Dmitrijewna,“ sagte Butler. „Es ist brav von Ihnen, daß Sie für ihn so tapfer eingetreten sind.“

21.

In den vorgeschobenen Festungen der tschetschenzischen Linie ging das Leben seinen hergebrachten Gang. Zweimal war seit dem letzten Überfall in Wosdwiſchenſkoje die Garnison alarmiert worden, und jedesmal waren die Kompagnien wie auch die Milizen hinausgestürmt, doch waren die Bergbewohner, die sich bis an die Festung herangewagt hatten, beide Male entkommen, das eine Mal unter Mitnahme von acht Kosakenpferden, die sie an der Tränke erbeutet hatten. Auch ein Kosak war bei dieser Gelegenheit gefallen. Neue Überfälle waren, seit jenes Tschetschenzendorf zerstört worden war, nicht mehr unternommen worden. Es wurde jedoch eine umfangreiche Expedition nach der großen Tschetschna geplant, die der neue Befehlshaber des linken Flügels, Fürst Barjatsinskij, leiten sollte. Fürst Barjatsinskij, ein Freund des Thronfolgers, der früher das kabardinische Regiment kommandiert hatte, war sogleich nach seiner Ernennung zum Oberstkommandierenden des gesamten linken Flügels, kaum daß er in Grosnaja angekommen, zur Ausrüstung einer Heeresabteilung geschritten, die den in dem Briefwechsel zwischen Tschernyschew und Woronzow erwähnten Kriegsplan des Kaisers der Verwirklichung näher bringen sollte. Die in Wosdwiſchenſkoje versammelte Abteilung hatte bereits die Festung verlassen und die ihr zugewiesene Position bezogen. Die Truppen standen in der Nähe von Kurinskoje

und waren daselbst mit dem Lichten des Waldes beschäftigt. Der junge Woronzow bewohnte ein prächtiges Tuchzelt, und seine Gattin Maria Wassiljewna kam häufig ins Lager und nächtigte daselbst. Ihre Beziehungen zu Barjatskij waren für niemand ein Geheimnis, und die Offiziere und Soldaten schalten nicht wenig auf sie, weil sie jedesmal, sobald die Fürstin im Lager erschien, auf weit vorgeschobene Nachtposten geschickt wurden. Die Bergbewohner pflegten häufig in der Nacht aus ihren Geschützen das Lager zu beschießen. Die Geschosse blieben zu allermeist wirkungslos, und daher wurde in der Regel auch nichts zur Abwehr unternommen; aber das Geschützfeuer des Feindes konnte Maria Wassiljewna beunruhigen, und das eben sollten die ausgestellten Nachtposten verhindern. Die Soldaten sahen etwas Kränkendes und Unwürdiges in diesem nächtlichen Dienst, der nur den Zweck hatte, die Ruhe einer Dame vor etwaigen Störungen zu bewahren. So manches herbe Wort fiel daher über Maria Wassiljewna aus dem Munde der Soldaten und der nicht zu dem engeren Kreise der Hölflinge zugelassenen Offiziere.

Bei dieser Kolonne nun fand sich eines Tages auch Butler ein, der sich aus seiner Festung hatte beurlauben lassen, um die alten Kameraden vom Pagenkorps zu begrüßen, die jetzt im kurinischen Regiment als Adjutanten und Ordonnanzoffiziere Dienst taten. Er hatte in Poltorazkij's Zelt ein Unterkommen gefunden und dort eine ganze Anzahl von Bekannten angetroffen, die ihn freudig willkommen hießen. Er hatte auch Woronzow seine Aufwartung gemacht, mit dem er kurze Zeit beim Regiment zusammen gestanden hatte. Woronzow hatte ihn sehr freundlich

aufgenommen, machte ihn mit dem Fürsten Barjatinskij bekannt und lud ihn zu dem Abschiedsmahle ein, das er dem Vorgänger Barjatinskij's, General Roslowskij, zu Ehren veranstaltete.

Das Abschiedsmahl gestaltete sich zu einer höchst solennen Feier. Eine ganze Reihe von Zelten war herangebracht und aufgestellt worden. Die mit kostbarem Speisegeschirr und ganzen Flaschenbatterien bedeckte Festtafel zog sich weithin an der Zeltreihe entlang. Alles erinnerte an das opulente Treiben der Petersburger Garde. Um zwei Uhr setzte man sich zu Tisch. In der Mitte der Tafel saßen auf der einen Seite Roslowskij, auf der andern Barjatinskij. Rechts von Roslowskij saß der junge Woronzow, links seine Gattin. Zu beiden Seiten der Tafel waren die Offiziere des kabardinischen und des kurinischen Regiments verteilt. Butler saß neben Poltorazkij, beide plauderten vergnügt und tranken mit den ihnen zunächst sitzenden Offizieren. Als man beim Braten angelangt war, schenkten die Burschen die Champagnerkelche voll. Poltorazkij sagte mit aufrichtiger Angst und Teilnahme zu Butler:

„Jetzt wird unser guter Roslowskij sich einmal gründlich blamieren.“

„Wieso denn?“

„Er soll eine Rede halten. Was kann der arme Mann wohl vorbringen? Ja, Bruder, das ist nicht so leicht wie im Kugelregen die feindlichen Verhaue nehmen! Noch dazu in Gegenwart einer Dame und dieser Herren vom Hofe! Er tut mir wirklich herzlich leid,“ meinte gutmütig der eine Offizier zum andern.

Doch nun kam der feierliche Augenblick. Barjatinskij stand von seinem Plaze auf, erhob den Pokal,

wandte sich zu Koslowskij hin und hielt eine kurze Rede. Als Barjatinskij geendet hatte, erhob sich Koslowskij und begann schwer ächzend: „Nach dem Allerhöchsten Willen Seiner Majestät verlasse ich Sie und nehme von Ihnen, hm, Abschied, meine Herren Offiziere,“ sagte er. „Aber betrachten Sie mich stets als einen der Ihrigen . . . Sie alle, meine Herren, hm, kennen die Wahrheit des Wortes: ‚Im Felde macht’s einer nicht allein, es müssen alle beisammen sein‘. Darum verdanke ich auch alles, womit ich im Dienste belohnt worden bin, hm . . . alle Gnaden, mit denen ich überschüttet worden bin . . . alle Gunstbeweise, hm, meines Kaiserlichen Herrn . . . und meine ganze Stellung . . . und meinen guten Namen, hm . . . und alles, alles mit einem Wort . . . verdanke ich, hm . . .“ — hier begann seine Stimme zu zittern — „verdanke ich einzig und allein Ihnen, meine Freunde!“ Sein runzeliges Gesicht wurde noch runzeliger, er schluchzte auf und die Tränen traten ihm in die Augen. „Von ganzem Herzen, hm, spreche ich Ihnen, meine Herren, meinen aufrichtigen Dank und meine herzliche Anerkennung aus.“

Koslowskij konnte nicht weitersprechen, sondern begann die Offiziere, einen nach dem andern, zu umarmen. Die Fürstin verbarg ihr Gesicht in ihr Taschentuch, und der junge Fürst Woronzow verzog den Mund und plinkerte mit den Augen. Viele von den Offizieren begannen zu weinen. Auch Butler, der den alten Koslowskij im übrigen nur wenig kannte, konnte sich der Tränen nicht enthalten. Alles das gefiel ihm ganz außerordentlich. Dann begannen die Toaste auf Barjatinskij, auf Woronzow, auf die Offiziere, die Soldaten, und die Gäste verließen die

Tafel, trunken vom Wein und von kriegerischer Begeisterung.

Das Wetter war herrlich, so sonnig und still, nur eine ganz leichte, erquickende Brise wehte. Überall knisterten die Lagerfeuer, erklangen fröhliche Lieder. Alles war in festlicher Stimmung. Butler war ganz glücklich, ganz aufgelöst vor Rührung und begab sich in dieser Stimmung in Poltorazkijs Zelt. Hier hatten sich die Offiziere versammelt, der Spieltisch wurde aufgestellt, und der Adjutant legte eine Bank von hundert Rubeln auf. Zweimal verließ Butler, seinen Geldbeutel krampfhaft in der Hosentasche festhaltend, das Zelt; aber, obschon er sich selbst und seinen Brüdern das Wort gegeben hatte, nie wieder zu spielen, hielt er es schließlich nicht mehr aus und begann zu setzen. Noch keine Stunde war vergangen, als er, ganz rot, in Schweiß gebadet und mit Kreide beschmukt, beide Ellbogen auf den Tisch stützend, dasaß und ins Blaue hinein Summen auf Summen setzte, die er nicht besaß. Er notierte jeden Satz, immer größer wurde der Verlust, und er fürchtete sich schon, alles zusammenzuzählen. Er wußte, daß, wenn er selbst den größten zulässigen Vorschuß auf sein Gehalt und das Futterkonto seines Pferdes entnahm, er doch nicht imstande war, seine Spielschuld an den ihm unbekanntem Adjutanten zu bezahlen. Er hätte noch immer weitergespielt, aber der Adjutant legte mit strenger Miene die Karten aus den sauberen weißen Händen und begann die angekreideten Zahlenreihen, die Butlers Verluste angaben, zusammenzuzählen. Butler entschuldigte sich ganz verwirrt, daß er nicht sogleich alles, was er verloren, bezahlen könne, und sagte, er wolle das

Geld von Hause aus schicken. Als er das sagte, merkte er, daß er den anderen leid that, und daß alle, selbst Poltorazkij, seinem Blicke auswichen. Es sollte diesmal wirklich das letztemal sein. Wie schön wäre es doch gewesen, dachte er, wenn er, statt zu spielen, zu Woronzow gegangen wäre, wohin er ja eingeladen war. Jetzt aber war es nicht nur nicht schön, sondern geradezu entsetzlich. Er nahm Abschied von den Freunden und Bekannten und ritt nach Hause. Raum in seinem Quartier angekommen, legte er sich schlafen und schlief achtzehn Stunden hintereinander, so fest und tief, wie man nur nach großen Spielverlusten zu schlafen pflegt. Maria Dmitrijewna hatte es ihm sogleich angesehen, daß er im Spiel verloren hatte: sie sah es an seiner trübseligen Miene, seinen kurzen Antworten und auch daran, daß er sich von ihr einen halben Rubel borgte, den er dem Kosaken, der ihn begleitet hatte, als Trinkgeld gab. Sie schob die ganze Sache auf Iwan Matwejewitsch, dem sie ganz gehörig den Kopf wusch, weil er Butler überhaupt fortgelassen hatte.

Als Butler am nächsten Tage gegen Mittag erwachte und sich seine Lage vergegenwärtigte, wäre er am liebsten wieder in den Zustand des Vergessens zurückgesunken, aus dem er soeben erwacht war. Doch war dies unmöglich, und so mußte er überlegen, wie er die vierhundertundsiebzig Rubel, die er jenem fremden Menschen schuldig war, bezahlen könnte. Er schrieb zunächst an seinen Bruder, beichtete reuig seine Sünden und bat ihn, ihm zum letztenmal fünfhundert Rubel zu schicken — er solle sie auf die Mühle verrechnen, die ihnen noch gemeinsam gehörte. Dann schrieb er an eine Verwandte, eine sehr geizige Dame,

und bat sie, ihm zu jedem beliebigen Zinsfuße die fünfhundert Rubel zu leihen. Und endlich sprach er bei Iwan Matwjejewitsch vor — er wußte, daß dieser, oder vielmehr Maria Dmitrijewna, einiges Geld besaß — und bat ihn, ihm die fünfhundert Rubel vorzuschließen. „Von Herzen gern,“ sagte der Major, „sofort würde ich sie dir geben, aber Mascha rückt damit nicht heraus. Diese Weiber sind ja so habgierig, der Teufel soll sie holen. Aber du mußt dich entschieden aus der Sache herauswickeln, weiß der Teufel! Vielleicht sprichst du mal mit dem Kerl, dem Marketender?“

Doch auch mit dem Marketender war nichts zu machen, und so mußte Butler schon warten, ob ihm von seinem Bruder oder von der geizigen Verwandten Rettung kam.

22.

Chadschi-Murat hatte in der Tschetschna seinen Zweck nicht erreicht. Er war nach Tiflis zurückgekehrt und fand sich nun jeden Tag beim Statthalter Woronzow ein. Nicht immer wurde er zur Audienz zugelassen, geschah es jedoch, dann beschwor er den Statthalter, doch so viel wie möglich von den gefangenen Bergbewohnern zu sammeln und gegen seine in Schamyls Gewalt befindliche Familie einzutauschen. Er sagte, er fühle sich gebunden, solange dies nicht geschehen sei, und könne, so sehr er dies auch wünsche, den Russen nicht eher bei der Vernichtung Schamyls helfen. Woronzow hielt ihn mit unbestimmten Zusagen hin und sagte, er wolle tun, was in seinen Kräften liege, doch schob er die Sache immer wieder hinaus und meinte schließlich, eine endgültige Entscheidung könne er erst treffen, sobald

General Argutinskij nach Tiflis gekommen wäre, mit dem er die Angelegenheit unbedingt besprechen müsse. Da bat Chadschi-Murat den Statthalter, er möchte ihm gestatten, sich nach Nucha, einem kleinen Städtchen in Transkaukasien, zu begeben, von wo aus er die Unterhandlungen mit Schamyl wegen der Befreiung der Seinigen leichter führen könne. Außerdem sei in dem mohammedanischen Nucha eine Moschee vorhanden, in der er die ihm von seiner Religion vorgeschriebenen Gebete bequemer verrichten könne. Woronzow berichtete hierüber nach Petersburg und gestattete vorläufig Chadschi-Murat auf seine eigene Verantwortung, sich nach Nucha zu begeben.

Für Woronzow, für die Petersburger Behörden, für alle Russen überhaupt, soweit sie Chadschi-Murats Geschichte kannten, bedeutete diese ganze Angelegenheit eine glückliche Wendung im Kaukasuskrige oder einfach einen interessanten Zwischenfall. Für Chadschi-Murat dagegen gestaltete sie sich, zumal in der letzten Zeit, zu einer furchtbaren Katastrophe in seinem Leben. Er war aus den Bergen geflohen, theils um sich selbst zu retten, theils aus Haß gegen Schamyl, an dem er sich mit Hilfe der Russen zu rächen hoffte. Welche Schwierigkeiten sich auch seiner Flucht entgegengestellt hatten, sie war doch schließlich gelungen. Anfänglich freute er sich über diesen Erfolg und dachte allen Ernstes daran, im Verein mit den Russen Schamyl zu überfallen und zu vernichten. Bald aber stellte es sich heraus, daß die Befreiung seiner Familie, die sich weit schwieriger gestaltete, als er angenommen hatte, ihn bei der Ausführung seiner Pläne schwer behinderte. Schamyl hatte sich der Seinigen bemächtigt, hielt sie gefangen

und drohte, sie in die Dörfer zu verteilen und seinen Sohn zu blenden oder zu töten. Wenn Chadschi-Murat sich jetzt nach Nucha begab, so geschah es vor allem in der Absicht, unter Beihilfe seiner Anhänger in Daghestan mit List oder mit Gewalt seine Familie dem Todfeind zu entreißen. Der letzte Bote, der bei ihm in Nucha gewesen, hatte ihm berichtet, daß die ihm ergebenen Awaren bereit seien, seine Familie zu entführen und mit ihr zugleich zu den Russen überzugehen, doch sei die Zahl derjenigen, die sich an der Ausführung dieses Planes beteiligen wollten, noch zu gering. Vor allem könnten sie sich nicht entschließen, die Frauen und Kinder Chadschi-Murats aus dem wohlbewachten Orte, an dem sie sich jetzt befänden, zu entführen, sie wollten es erst tun, wenn sie an einen anderen Ort übergeführt würden, und zwar gerade während der Überführung. Chadschi-Murat ließ seinerseits den Freunden sagen, er setze für die Befreiung seiner Familie eine Belohnung von dreitausend Rubeln aus.

In Nucha hatte man Chadschi-Murat ein kleines Haus mit fünf Zimmern angewiesen, das in der Nähe der Moschee und des Palastes der Chane lag. Er wohnte in diesem Hause mit dem ihm beigegebenen Offizier, einem Dolmetscher und seinen Muriden zusammen, zu denen sich noch Bata gesellt hatte. Die Erwartung der kommenden Dinge, die Verhandlung mit den Boten aus dem Gebirge und die ihm gestatteten Spazierritte in der Umgegend füllten Chadschi-Murats Zeit in diesen Wochen aus.

Als er am 8. April von einem Spazierritt heimkehrte, vernahm er, daß in seiner Abwesenheit ein Beamter Woronzows aus Tiflis angekommen sei.

So gespannt er auch war, zu erfahren, was für Nachrichten der Beamte ihm gebracht hatte, so konnte er doch nicht umhin, bevor er ihn sah, in seinem Zimmer das Mittagsgebet zu verrichten. Dann erst begab er sich nach dem zugleich als Wohn- und Empfangszimmer dienenden Raume, in dem der Tifliser Beamte mit dem Kommissar ihn erwartete. Der Beamte, ein Staatsrat Kirillow, überbrachte Chadschi-Murat den Wunsch des Statthalters, er möchte sich am 12. des Monats zu einer Besprechung mit Argutinskij in Tiflis einfinden.

„Jakschi,“ *) sagte Chadschi-Murat unwirsch. Der Beamte Kirillow mißfiel ihm ganz entschieden. „Hast du das Geld mitgebracht?“ fragte er ihn.

„Ich habe es mit,“ sagte Kirillow.

„Es ist jetzt für vierzehn Tage zu zahlen,“ sprach Chadschi-Murat, die Zahl 14 mit den Fingern andeutend. „Gib her!“

„Gleich sollst du es haben,“ sagte der Beamte und holte einen Beutel aus seiner Reisetasche hervor. „Wozu braucht er eigentlich Geld?“ meinte er auf russisch zu dem mitanwesenden Kommissar, in der Meinung, daß Chadschi-Murat ihn nicht verstehe. Chadschi-Murat aber verstand, was er sagte, und warf ihm einen grimmigen Blick zu. Kirillow suchte, während er das Geld aufzählte, ein Gespräch mit Chadschi-Murat anzuknüpfen, um nach seiner Rückkehr dem Statthalter recht viel Neues von ihm erzählen zu können. Er ließ ihn durch den Dolmetscher fragen, ob er sich in Mucha nicht langweile. Chadschi-Murat sah den dicken, kleinen Mann im Beamtenrock, ohne Degen, verächtlich von der Seite an und gab keine

*) Meinetwegen.

Antwort. Der Dolmetscher wiederholte Kirillows Frage.

„Sag' ihm, ich will nicht mit ihm sprechen, er soll nur das Geld bezahlen,“ sprach er und setzte sich an den Tisch, um das Geld nachzuzählen.

Chadschi-Murat erhielt fünf Goldstücke täglich, und Kirillow hatte ihm sieben Rollen zu je zehn Goldstücken hingelegt. Chadschi-Murat schüttete das aus den Rollen genommene Gold in den Ärmel seiner Escherkeska, erhob sich dann plötzlich, gab dem Beamten einen kräftigen Klaps auf die Schulter und wollte in sein Zimmer gehen. Der Staatsrat sprang auf und ließ ihm durch den Dolmetscher sagen, er dürfe sich solche Späße nicht herausnehmen, da er es mit jemandem zu tun habe, der den Rang eines Staatsrats besitze. Der Kommissar beeilte sich, dies zu bestätigen, doch Chadschi-Murat begnügte sich damit, mit dem Kopfe zu nicken, zum Zeichen, daß ihm diese Tatsache wohl bekannt sei, und ging trotzdem hinaus.

„Was soll man mit ihm schon machen,“ sagte der Kommissar. „Ehe man sich's versieht, versetzt er einem eins mit dem Dolche. Mit diesen Burschen ist nicht zu spaßen. Es scheint, daß er schon ungeduldig wird.“

Als es dunkel wurde, kamen aus den Bergen zwei bis an die Augen in ihren Baschliks steckende Boten. Der Kommissar führte sie in Chadschi-Murats Zimmer. Einer der Boten war ein wohlbeleibter, schwarzer Sawliner, der andere ein hagerer alter Mann. Die Nachrichten, die sie Chadschi-Murat brachten, waren nicht erfreulich. Die Freunde, die die Rettung seiner Familie hatten ins Werk setzen wollen, sandten ihm eine runde Absage — sie fürchteten

sich vor Schamyl, der allen denjenigen, die es mit Chadschi-Murat hielten, die furchtbarsten Strafen androhte. Nachdem Chadschi-Murat den Bericht der Boten vernommen, stützte er die Ellbogen auf die untergeschlagenen Beine, ließ den mit der Lammfellmütze bedeckten Kopf sinken und schwieg eine ganze Weile. Er sann und sann, um zu einem Entschlusse zu kommen. Er wußte, daß ihm zum Überlegen keine Zeit mehr blieb, daß er unbedingt jetzt eine Entscheidung treffen mußte. Er hob den Kopf empor, zog zwei Goldstücke heraus, gab jedem der Boten eins und sagte kurz: „Ihr könnt gehen.“

„Welche Antwort sollen wir überbringen?“

„Die Antwort, die Gott gibt. Nun geht.“

Die Boten erhoben sich und gingen, Chadschi-Murat aber blieb, die Ellbogen auf die Knie gestützt, in Nachdenken versunken, sitzen.

„Was soll ich tun? Soll ich Schamyl Glauben schenken und zu ihm zurückkehren?“ dachte Chadschi Murat. „Er ist ein Fuchs, er wird mich betrügen. Und wenn er mich auch nicht betrügt, so kann ich mich doch diesem rothaarigen Betrüger nicht unterwerfen. Ich kann es darum nicht, weil er jetzt, nachdem ich bei den Russen gewesen bin, mir nicht mehr trauen wird.“

Ein tawlinisches Märchen fiel ihm ein — von dem Falken, der gefangen gewesen war, bei den Menschen gelebt hatte und dann wieder in seine Berge zu den Falken zurückkehrte. Wohl war er zurückgekehrt — aber er hatte die Fesseln und die Schellen noch an den Füßen, die er in der Gefangenschaft getragen. Und die Falken wollten nichts von ihm wissen. „Flieg dahin zurück, wo man dir die

silbernen Schellen angelegt hat, bei uns trägt man weder Schellen noch Fesseln.“ Der Falke aber wollte durchaus in der Heimat bleiben. Da fielen die andern Falken über ihn her und hacten so lange mit den Schnäbeln auf ihn ein, bis er tot war.

„So werden sie auch mich tothacken,“ dachte Chadschi-Murat. „Soll ich nicht lieber hier bleiben, nicht lieber dem russischen Baren helfen, den Kaukasus zu unterwerfen, und damit Ruhm, Ehrenstellen und Reichthum erwerben? Das wäre kein übles Ziel,“ sagte er sich, und die freundlichen Worte des Statthalters fielen ihm ein. „Doch dann heißt es einen raschen Entschluß fassen, sonst sind die Meinigen verloren.“

Die ganze Nacht verbrachte Chadschi-Murat schlaflos und sann und sann.

23.

Um die Mitte der Nacht hatte er seinen Entschluß gefaßt. Er hatte sich dahin entschieden, daß er in die Berge fliehen, mit den ihm ergebeneu Awaren in Schamyls Residenz einfallen und entweder untergehen oder die Seinigen befreien müsse. Ob er dann mit ihnen zu den Russen zurückkehren oder nach Chunsach gehen und unter Schamyls Fahnen kämpfen würde, wollte er noch nicht entscheiden. Er wußte nur, daß er jetzt gleich die Russen verlassen und in die Berge fliehen müsse. Und er traf sogleich alle Veranstellungen, um seinen Entschluß zur Ausführung zu bringen. Er zog seinen schwarzen, wattierten Beschmet unter dem Rissen hervor und begab sich nach dem Zimmer, in dem seine Muriden untergebracht waren. Es war durch den Hausflur von seinem Zimmer getrennt. Als er in den Hausflur

trat, verspürte er die Kühle der tauftrischen Mondnacht, die durch die offene Haustür hereinströmte, und vernahm das Trillern und Flöten der Nachtigallen in dem an das Haus anstoßenden Garten.

Er durchschritt den Hausflur und öffnete die Tür nach dem Zimmer der Muriden. Es war kein Licht darin, nur die Sichel des zunehmenden Mondes warf ihren silbernen Schein ins Zimmer. Der Tisch und die beiden Stühle waren zur Seite gerückt, und vier der Muriden lagen auf Teppichen und Filzmänteln hingestreckt da. Chanefi schlief draußen bei den Pferden. Als Hamsalo das Knarren der Tür vernahm, richtete er sich auf, sah Chadschi-Murat groß an und legte sich, als er ihn erkannt hatte, wieder hin. Eldar hingegen, der neben ihm lag, sprang auf und begann in Erwartung eines Befehls seinen Beschmet anzu ziehen. Chan-Mahoma und Bata schliefen. Chadschi-Murat legte seinen Beschmet auf den Tisch. Ein Geräusch, wie wenn ein fester Gegenstand dumpf aufschlüge, ließ sich vernehmen — es rührte von dem Golde her, das in den Beschmet eingenäht war.

„Näh' auch das da noch ein,“ sagte Chadschi-Murat zu Eldar und reichte ihm die Goldstücke, die ihm Kirillow gebracht hatte. Eldar nahm das Gold und den Beschmet, ging an das vom Mondlicht erhellte Fenster, zog sein kleines Messer unter dem Dolch hervor und begann das Futter des Beschmets aufzutrennen. Hamsalo hatte sich gleichfalls wieder erhoben und saß mit gekreuzten Beinen da.

„Und du, Hamsalo, sag' unsern Jungen, sie sollen ihre Gewehre und Pistolen nachsehen und sich Patronen in Vorrat zurecht machen. Morgen treten wir einen langen Marsch an.“

„Kugeln und Pulver sind da, alles wird bereit sein,“ sagte Gamsalo und stieß einen unverständlichen Laut aus. Gamsalo begriff, weshalb Chadschi-Murat alle diese Vorbereitungen treffen ließ. Er hatte von Anfang an nur den einen Wunsch gehabt, der mit der Zeit in ihm immer stärker und stärker geworden war: recht viele von diesen russischen Hunden niederzuschlagen und niederzustechen und dann wieder in die Berge zu fliehen. Jetzt sah er, daß auch Chadschi-Murat nichts anderes wollte, und er war zufrieden.

Als Chadschi-Murat hinausgegangen war, weckte Gamsalo die Gefährten, und alle vier brachten nun den Rest der Nacht damit zu, ihre Büchsen, Pistolen und Feuersteine nachzusehen, die unbrauchbaren gegen neue umzutauschen, frisches Pulver auf die Pfannen zu schütten, die Patronenhülsen, die sie vorn an der Escherkeska befestigt hatten, mit der nötigen Pulvermenge zu füllen und mit den in ölige Lämpchen gewickelten Kugeln zu verstopfen, die Säbel und Dolche zu schleifen und die Klingen einzuölen.

Bevor noch der Tag anbrach, trat Chadschi-Murat wieder in den Hausflur, um Wasser zu seinen Waschungen zu holen. Noch heller und lauter als am Abend klang jetzt, vor Tagesanbruch, das süße Lied der Nachtigallen an sein Ohr. Aus der Stube der Muriden vernahm er den halb zischenden, halb krazenden Laut, den das Wehen der Dolche auf dem Stein hervorbrachte. Chadschi-Murat hatte bereits Wasser aus der Sonne geschöpft und näherte sich wieder der Tür seines Zimmers, als er aus der Stube der Muriden plötzlich leisen Gesang vernahm: Chanefi war es, der ein Chadschi-Murat bekanntes Lied angestimmt hatte. Er blieb stehen und lauschte. In dem Liede

ward erzählt, wie der Dschigit Hamsat mit seinen tapferen Genossen eine Herde weißer Roße bei den Russen geraubt und der Russenfürst sie jenseits des Terek eingeholt und mit seinen Kriegern, die so zahllos waren wie die Bäume des Waldes, umzingelt habe. Das Lied schilderte weiter, wie Hamsat die Pferde getötet, und wie er mit seinen Genossen hinter dem blutigen Wall, den sie aus den Pferdeleibern gebildet, sich so lange gegen die Russen gewehrt hätten, als sie noch eine Kugel im Laufe, den Dolch am Gürtel und Blut in ihren Adern gehabt hätten. Und bevor Hamsat gestorben, habe er eine Vogelschar oben am Himmel erblickt und den gefiederten Boten zugerufen: „Fliegt hin, ihr lieben Vögel, fliegt nach unseren Häusern und sagt unsern Schwestern und Müttern und unsern weißen Mädchen, daß wir alle für das Chasawat gestorben sind. Sagt ihnen, daß unsere Leiber nicht in Gräbern liegen werden, sondern daß gierige Wölfe unsere Glieder verschleppen und benagen und schwarze Raben uns die Augen aus den Höhlen hacken werden.“ Damit endete das Lied, dessen letzte, melancholisch klingende Worte auch der muntere Bata mitgesungen und um ein laut hinausgeschmettertes „La illach il allah“ erweitert hatte. Dann war alles still geworden, und Chadschi-Murat vernahm wieder nur das Flöten der Nachtigallen und das Wehen der Dolche hinter der Tür. Er war so in Gedanken versunken, daß er gar nicht bemerkte, wie der Wasserkrug sich überneigte und das Wasser aus ihm überfloß. Er schüttelte über sich selbst den Kopf und begab sich in sein Zimmer. Nachdem er das Morgengebet verrichtet, untersuchte er seine Waffen und setzte sich dann auf sein Lager. Alle Vor-

bereitungen waren getroffen. Wollte er ausreiten, dann mußte er den Kommissar um Erlaubnis fragen. Es war jedoch noch dunkel, und der Kommissar schlief wohl noch.

Chanefis Lied hatte Chadschi-Murat an jenes andere Lied erinnert, das seine Mutter Patimat dereinst gedichtet hatte, nachdem der Vater sie, die ihn als Säugling an der Brust hielt, mit dem Dolche verwundet hatte. Er stellte sich lebhaft seine Mutter vor, nicht als die alte, runzelige, grauhaarige Patimat mit den schwarzen Zahnstumpfen, als die er sie zuletzt verlassen, sondern als hübsches, junges, kräftiges Weib, wie sie ihn, den fünfjährigen, schweren Jungen, in einem Korbe auf dem Rücken über die Berge zum Großvater getragen. Und er gedachte auch des runzeligen, graubärtigen Großvaters, der mit seinen sehnigen Armen das Silber schmiedete und den Enkel die Gebete lehrte.

Er gedachte des Springbrunnens am Fuße des Berges, zu dem er mit der Mutter, sich an ihren Pumphosen festhaltend, nach Wasser gegangen war. Er gedachte des mageren Hundes, der ihm das Gesicht geleckt hatte, und des rauchigen Dunstes und säuerlichen Milchgeruchs, der die Luft erfüllte, wenn er mit der Mutter beim Melken der Rühe und beim Abkochen der Milch zugegen war. Er gedachte des Tages, da ihm zum ersten Mal der Kopf rasiert worden war: wie er damals seinen runden, bläulich schimmernden Schädel in dem glänzenden Kupferbecken erblickt hatte und über sein Aussehen höchst verwundert war. Und wie er so seiner eigenen Jugend gedachte, trat ihm auch sein geliebter Sohn Jussuf vor die Seele, dem er selbst zum ersten Mal den Kopf rasiert hatte.

Jetzt war dieser Jussuf schon ein stattlicher junger Dschigit. Er sah seinen Sohn so, wie er ihn zum letzten Male geschaut: das war an jenem Tage, da er sein Heimatsdorf Belmes verließ. Der Sohn hatte ihm sein Roß vorgeführt und ihn gebeten, mit ihm ziehen zu dürfen. Er war bereits angezogen und bewaffnet und hielt sein eigenes Roß am Zügel. Jussufs hübsches, rotwangiges Gesicht und seine ganze schlanke, stattliche Gestalt — er war größer als der Vater — strotzte nur so von Lebenslust, Mut und Jugendfrische. Die trotz seiner jungen Jahre bereits gutentwickelten, breiten Schultern, die wohlgebildeten, schlanken Hüften, die kräftigen Arme und die Gewandtheit und Sicherheit, die sich in allen Bewegungen des jugendlichen Körpers ausdrückte, waren stets die Augenweide und Freude des Vaters gewesen.

„Bleib lieber daheim,“ hatte Chadschi-Murat zu ihm gesagt. „Du bist jetzt der einzige Mann im Hause. Beschütze deine Mutter und deine Großmutter.“

Und Chadschi-Murat gedachte jenes kühnen, stolzen Ausdrucks in Jussufs freudig errötendem Gesichte, als er zur Antwort gab, daß, solange er lebe, weder seiner Mutter noch seiner Großmutter ein Leid zugefügt werden solle. Er hatte sich aufs Pferd geschwungen und dem Vater bis zum Bache das Geleit gegeben; dann war er zurückgekehrt, und seither hatte Chadschi-Murat weder Gattin noch Mutter noch Sohn gesehen. Und diesen Sohn wollte Schamyl jetzt des Augenlichts berauben. Daran, was der Schändliche seiner Gattin zgedacht, mochte Chadschi-Murat gar nicht denken.

Diese Gedanken und Erinnerungen hatten Chadschi-Murat so erregt, daß er nicht mehr ruhig dazusitzen

konnte. Er sprang auf, schritt mit seinem hinkenden Gange rasch nach der Tür, öffnete diese und rief Eldar herein. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, doch war es bereits ganz hell. Die Nachtigallen sangen noch immer.

„Geh, sag' dem Kommissar, daß ich einen Spazierritt machen möchte, und sattelt eure Pferde.“

24.

Butlers einziger Trost während dieser ganzen Zeit war die Poesie des Krieges, die er nicht nur im Dienste, sondern auch außerhalb desselben, in seinem Privatleben, suchte und fand. Mit Vorliebe trug er sein tscherkessisches Kostüm, tummelte nach Art der Dschigits sein Roß und legte sich mit dem wegen seiner Tapferkeit berühmten Bogdanowitsch zweimal in den Hinterhalt, um die Feinde zu belauern — beide Male vergeblich, da ihnen niemand ins Garn ging. Die nähere Bekanntschaft und Freundschaft, die er mit Bogdanowitsch schloß, gab ihm in seinen eigenen Augen einen ganz besonderen kriegerischen Nimbus. Seine Spielschuld hatte er bezahlt, ein Jude hatte ihm gegen ungeheure Zinsen das Geld vorgestreckt. Er verhehlte sich nicht, daß dies nur ein Aufschub war, daß die drückende Verpflichtung bestehen blieb, doch bemühte er sich, nicht weiter über seine Lage nachzudenken, und soweit die Poesie des Krieges ihn nicht über die Situation hinwegtäuschte, half er mit kaukasischem Rotwein nach. Er trank immer mehr und mehr und verlor mit jedem Tage mehr seinen sittlichen Halt. Was Maria Dmitrijewna betraf, so war er ihr gegenüber nicht mehr der keusche Josef, sondern machte ihr in ziemlich grober

Weise den Hof, stieß jedoch zu seinem nicht geringen Erstaunen bei ihr auf einen recht energischen Widerstand und mußte beschämt von ihr ablassen.

Gegen Ende April traf in der Festung die Kolonne ein, die Barjatinskij für die neue Expedition nach der für undurchdringlich gehaltenen Tschetschna bestimmt hatte. Zu der Kolonne gehörten auch zwei Kompagnien des kabardinischen Regiments, die nach einer beim kaukasischen Heere eingeführten Sitte von den in Kurinskoje liegenden Kompagnien als Gäste aufgenommen und bewirtet wurden. Die Soldaten der Kolonne begaben sich nach der Kaserne und wurden dort nicht nur mit einem aus Rindfleisch und Grütze bestehenden Abendbrot, sondern auch mit Branntwein regaliert, während die Offiziere bei den Kameraden Quartier nahmen und nach gutem altem Brauch von diesen bewirtet wurden. Das Ende vom Liede war ein großes Bechgelage, bei dem die Kompagniechöre ihre Lieder zum besten gaben. Major Petrow hatte einen so mächtigen Rausch, daß sein Gesicht nicht mehr rot, sondern blaßgrau ausah und er, rittlings auf einem Stuhle sitzend, laut schimpfend und lachend mit dem Säbel nach einem vermeintlichen Feinde schlug, zur Abwechslung die Kameraden umarmte und nach dem Takte seines Lieblingsliedes: „Schamyl war ein schlimmer Mann, machte Rebellion — trairai ratatai, machte Rebellion“ — einen Tanz aufführte. Auch Butler war mit von der Gesellschaft, und er war geneigt, auch in den Streichen des Majors ein Stück lustiger Kriegspoesie zu sehen, wenn ihm dieser nicht andererseits leid getan hätte. Es war mit ihm, sobald er erst so weit war, gar nichts mehr anzufangen, und

so begab sich Butler, der auch selbst schon ein wenig benommen war, in aller Stille allein nach Hause. Der Vollmond schien auf die kleinen weißen Häuser und die steinige Straße herab. Es war so hell, daß jeder Kiesel, jeder Strohalm, jedes Stück Ruhdünger auf der Straße zu erkennen war. Als Butler sich dem Hause des Majors näherte, stieß er plötzlich auf Maria Dmitrijewna, die ein Tuch um Kopf und Hals geschlagen hatte und irgendwohin ging. Nach der Abweisung, die Butler bei ihr erfahren, schämte er sich ein klein wenig und wäre ihr am liebsten aus dem Wege gegangen. Aber der Mondschein und der Wein, den er getrunken, taten das Ihrige, und so trat er, anscheinend sehr erfreut über die Begegnung, auf sie zu.

„Wohin denn so spät?“ fragte er in einschmeichelndem Tone.

„Ich will einmal nach meinem Alten sehen,“ antwortete sie freundlich. So entschieden sie auch Butlers Bewerbungen abgelehnt hatte, so peinlich war es ihr doch wieder, daß er ihr in der letzten Zeit ganz aus dem Wege gegangen war.

„Was ist da groß nachzusehen? Er wird schon von selbst kommen.“

„Meinen Sie?“

„Wenn er nicht kommt, wird man ihn eben bringen.“

„Das ist's ja, was ich nicht möchte. Es ist immer so peinlich. Sie meinen, ich soll nicht hingehen?“ sagte Maria Dmitrijewna.

„Nein, gehen Sie nicht. Kommen Sie lieber mit nach Hause.“

Maria Dmitrijewna machte kehrt und ging mit Butler zurück. Der Mond schien so hell, daß Butler

trotz des beschattenden Luches ihr sympathisches Gesicht deutlich sehen konnte. Er schaute sie an und hätte ihr gern sagen mögen, wie sehr sie ihm noch immer gefalle, doch wußte er nicht, wie er sein Kompliment herausbringen sollte, ohne einen neuen Abfall zu erleben. Sie wartete ihrerseits, was er wohl sagen würde, und so waren sie schweigend bis in die Nähe des Hauses gekommen, als plötzlich eine Abteilung Kosaken mit einem Offizier an der Spitze aus einer Seitengasse nach der Straße einbog.

„Wer kommt denn da noch so spät?“ sagte Maria Dmitrijewna und wick den Reitern zur Seite aus. Der Mond schien diesen auf den Rücken, so daß sie den voranreitenden Offizier erst erkannten, als er ganz dicht neben ihnen war. Es war ein Leutnant Ramenew, der früher mit Major Petrow zusammen gedient hatte und von damals her mit Maria Dmitrijewna bekannt war.

„Peter Nikolajewitsch — sind Sie es?“ sprach sie den Offizier an.

„Ich selbst in eigener Person,“ versetzte Ramenew. „Ah, Butler — guten Abend! Sie schlafen noch nicht, sondern promenieren hier mit Maria Dmitrijewna? Daß Ihnen der Major nur nicht auf den Kopf kommt! Wo steckt er denn?“

„Hören Sie denn nicht?“ sagte Maria Dmitrijewna und zeigte nach der Richtung, aus der sich das Dröhnen einer großen türkischen Trommel und lauter Liederklang vernehmen ließ. „Dort zechen sie wieder mal ganz gehörig.“

„Wer? Die hiesigen Herren?“

„Nicht die allein — es sind Gäste da, Kameraden aus Chissif-Jurta.“

„Ah, da hab' ich's ja gut getroffen. Ich muß den Major sprechen, nur einen Augenblick . . .“

„Was gibt's? Geschäfte?“ fragte Butler.

„Ja, eine kleine Sache.“

„Gut oder schlimm?“

„Wie man's nimmt. Für uns entschieden gut — für andere Leute mag's schlimm sein,“ meinte Ramenew lächelnd.

In diesem Augenblick waren sie ganz dicht am Hause des Majors angekommen.

„Geda, Tschichirew!“ rief Ramenew einem seiner Kosaken zu — „komm doch mal heran!“

Einer der donischen Kosaken ritt aus der Reihe heraus und kam an die Offiziere heran. Er trug die Felduniform seines Truppenteils, hohe Stiefel, den Mantel und den Quersack hinterm Sattel.

„Hol' das Ding mal heraus,“ sagte Ramenew, während er vom Pferde stieg.

Der Kosak stieg gleichfalls ab und holte aus dem Quersack einen zweiten, kleineren Sack hervor, in dem sich ein rundlicher Gegenstand befand. Ramenew nahm den Sack aus der Hand des Kosaken und steckte die Hand hinein.

„Wollen Sie es sehen? Erschrecken Sie aber nicht,“ wandte er sich an Maria Dmitrijewna.

„Warum soll ich denn erschrecken?“ meinte sie.

„Da!“ sagte Ramenew, zog einen menschlichen Kopf aus dem Sack und hielt ihn gerade gegen das Mondlicht.

„Erkennen Sie ihn?“

Es war ein glattrasierter Kopf, mit zwei Wulsten über den Augen und kurz gehaltenem schwarzem Barte. Das eine Auge stand offen, das andere

war halb geschlossen; der blutige Schädel war von Säbelhieben zerhackt, und in den Nasenlöchern befand sich geronnenes schwarzes Blut. Um den Hals war ein blutiges Handtuch gewickelt. Trotz der Wunden, die auch das Gesicht entstellten, lag ein kindlich gutmütiger Ausdruck um die blauen Lippen.

Maria Dmitrijewna sah eine Weile hin, wandte sich dann um und ging, ohne ein Wort zu sagen, mit raschen Schritten in das Haus.

Butler vermochte seine Augen von dem grausigen Bilde nicht abzuwenden: es war der Kopf Chadschi-Murats, mit dem er noch vor ganz kurzer Zeit die Abende in so freundschaftlichen Gesprächen verbracht hatte, was er da sah.

„Wie ist denn das gekommen? Wer hat ihn getötet?“ fragte er.

„Ausrücken wollte er, aber wir haben ihn gekriegt,“ sagte Ramenew und ging mit Butler in das Haus hinein. „Er ist übrigens als ein Held gestorben,“ fügte er hinzu.

„Wie konnte das nur geschehen?“

„Warten Sie, bis Iwan Matwejewitsch kommt, dann will ich alles haarklein erzählen. Das ist ja meine Mission. Ich reite von Festung zu Festung, von Dorf zu Dorf, und zeige ihn herum.“

Man schickte nach Iwan Matwejewitsch. Er kam schwer betrunken an, mit zwei Offizieren, die gleichfalls einen tüchtigen Rausch hatten, und begann Ramenew zu umarmen.

„Ich habe Ihnen Chadschi-Murats Kopf mitgebracht,“ sagte Ramenew.

„Nicht möglich! Habt ihr ihn getötet?“

„Ja, er wollte uns entweichen.“

„Ich hab's ja immer gesagt: er wird uns hinters Licht führen! Wo hast du ihn also, den Kopf? Zeig' mal her!“

Man rief den Kosaken, und er brachte den Sack mit dem Kopfe. Der Kopf wurde herausgenommen, und Jwan Matwojewitsch sah ihn lange mit seinen trunkenen, blöden Augen an.

„Er war doch ein ganzer Kerl,“ sagte er. „Gib her — ich will ihn küssen!“

„Ein pfiffiger Kopf war's — ja, das muß man ihm lassen,“ meinte einer der Offiziere.

Nachdem alle den Kopf zur Genüge betrachtet hatten, wurde er wieder dem Kosaken übergeben. Der legte ihn in den Sack zurück und setzte ihn vorsichtig, damit er kein Geräusch mache, auf den Boden.

„Sag' mal, Ramenew — was erzählst du denn den Leuten, wenn du ihn so herumzeigst?“ fragte einer der Offiziere.

„Nein, gib ihn her, ich muß ihn noch einmal küssen — er hat mir ja einen Säbel geschenkt!“ schrie der Major.

Butler trat auf die Haustreppe hinaus. Maria Dmitrijewna saß dort auf der zweiten Stufe. Sie warf einen Blick auf Butler und wandte sich dann zornig ab.

„Was ist Ihnen denn, Maria Dmitrijewna?“ fragte Butler.

„Ihr seid alle Mörder! Ich kann euch nicht leiden, ihr — Mörder,“ sagte sie und erhob sich.

„So kann es doch jedem von uns gehen,“ meinte Butler, der nicht recht wußte, was er sagen sollte. „Das ist mal nicht anders im Kriege . . .“

„Im Kriege? Ist denn das noch Krieg? Mörder seid ihr, weiter nichts! Statt den Toten der Erde zu übergeben, treibt ihr euren Spott mit ihm — ihr Mörder!“ wiederholte sie immer wieder, ging dann die Treppe hinunter und verschwand um die Hausecke, um durch den hinteren Eingang nach ihrem Zimmer zu gehen.

Butler kehrte in das Zimmer des Majors zurück und bat Ramenew zu erzählen, wie sich alles zugegetragen hatte. Und dieser erzählte, was er wußte.

25.

Es war Chadschi-Murat gestattet worden, in der Nähe der Stadt Spazierritte zu machen, doch nur in Begleitung einer Kosakeneskorte. Es befand sich in Nucha im ganzen ein halbes Hundert Kosaken, von denen zehn Mann beim Kommando Dienst taten, während die andern da und dort Verwendung fanden und für die erforderlichen Dienstleistungen oft kaum genügten. Sollten nun, wie angeordnet war, mit Chadschi-Murat stets zehn Mann ausreiten, so fehlten an andern Stellen die nötigen Mannschaften. Am ersten Tage wurden ihm, wie befohlen, zehn Mann beigegeben, dann aber entschied man, daß immer nur fünf Kosaken mitreiten sollten, und man bedeutete Chadschi-Murat, er solle nicht immer seine sämtlichen Muriden mitnehmen.

An dem verhängnisvollen Tage jedoch ritt er mit allen seinen Getreuen aus. Während er sein Pferd bestieg, bemerkte der Kosakenoffizier, daß alle fünf Muriden sich anschickten, Chadschi-Murat zu begleiten. Der Offizier machte ihn darauf aufmerksam, daß ihm die Mitnahme seiner sämtlichen

Leute untersagt sei, doch Chadschi-Murat tat, als ob er seine Worte nicht höre, und ritt davon, worauf der Offizier ihn gewähren ließ. Der ihm beigegebene Unteroffizier war ein stattlicher, unterseßter, blonder junger Mensch namens Nasarow, die Wangen wie Milch und Blut, das Haar vom Scheitel aus nach vorn und hinten gekämmt und rund herum abgesehnitten. Mit Stolz trug Nasarow das Georgskreuz für Tapferkeit auf der Brust. Er war der älteste Sohn einer armen altgläubigen Familie, der den Vater früh verloren hatte und seine alte Mutter samt fünf jüngeren Geschwistern unterhielt.

„Laß ihn nicht zu weit reiten, Nasarow!“ rief der Offizier ihm nach.

„Zu Befehl, Euer Wohlgeboren,“ antwortete Nasarow und setzte, während er die Büchse auf dem Rücken zurechtshob, seinen großen, stattlichen Fuchswallach in Trab. Die vier Kosaken ritten hinter ihm her. Der eine von ihnen war der als Dieb und Beutemacher bekannte Ferapontow, ein langer, hagerer Mensch, von dem Hamfalo Schießpulver gekauft hatte. Dann war da ein älterer Kosak, Ignatow mit Namen, dessen Dienstzeit eigentlich schon um war — ein stämmiger Bursche, der gern mit seiner Stärke prahlte. Der dritte der Kosaken, Mischkin, war ein noch nicht volljähriges, schwächtiges Kerlchen, über das alle sich lustig machten. Petrakow, der vierte, war ein blonder junger Mann, stets munter und freundlich, der einzige Sohn seiner Mutter.

Der Morgen war nebelig, um die Frühstückszeit jedoch wurde das Wetter klar, und die Sonne schien hell auf das junge Laub, auf das frisch hervorsprießende, jungfräulich grüne Gras, auf die eben aufgegangenen

Saaten und die gekräufelte Oberfläche des rasch hineilenden Flusses, der links vom Wege sichtbar war. Chadschi-Murat ritt im Schritt daher, und die Kosaken sowie seine Muriden hielten sich dicht hinter ihm. So ging es ein ganzes Stück Weges vor die Festung hinaus. Frauen mit Körben auf dem Kopfe, Soldaten auf Fouragewagen, knarrende, mit Büffeln bespannte zweirädrige Karren begegneten ihnen. Als sie etwa zwei Werst von der Festung entfernt waren, brachte Chadschi-Murat seinen kabardinischen Schimmel in eine raschere Gangart, und auch die Muriden und Kosaken setzten sich in Trab.

„Ein prächtiges Pferd hat er doch,“ meinte Fera-pontow. „Das hätte er damals haben sollen, wie er noch gegen uns war — ich hätt's ihm nicht lange gelassen!“

„In Tiflis hat man ihm dreihundert Rubel dafür geboten.“

„Und ich wette, daß ich ihn auf meinem Fuchs überhole,“ sagte Nasarow.

„Das wollen wir doch erst sehen,“ meinte Fera-pontow.

Chadschi-Murat ritt in immer rascherem Tempo.

„Geda, Freund, das geht nicht! Immer langsam!“ rief Nasarow und ritt an Chadschi-Murat heran.

Chadschi-Murat sah sich nach ihm um und ritt, ohne ein Wort zu sagen, in seinem flotten Tempo weiter.

„Ich sag' euch, die Kerle haben etwas im Sinn,“ sagte Ignatow. „Da — wie sie uns anglozen!“

Noch eine Werst legte man so nach den Bergen hin zurück.

„Ich sag's noch einmal: das geht nicht so!“ schrie Nasarow Chadschi-Murat zu.

Chadschi-Murat antwortete nicht und sah sich auch nicht um, sondern beschleunigte nur noch sein Tempo und ging in einen kurzen Galopp über.

„Nein, du entkommst mir nicht!“ rief Nasarow, der sich an der Ehre gepackt fühlte.

Er versetzte seinem großen Fuchswallach einen kräftigen Peitschenhieb, richtete sich in den Steigbügeln auf, neigte sich vor und setzte in gestrecktem Galopp Chadschi-Murat nach.

Der Himmel war so klar, die Luft so frisch, und die Lust und Freude am Leben erfüllte so ganz Nasarows Seele, als er jetzt, mit seinem wackeren guten Tiere gleichsam in eins verwachsen, auf dem ebenen Wege hinter Chadschi-Murat herjagte, daß ihm auch nicht der leiseste Gedanke kam, es könnte etwas Schlimmes, Schreckliches eintreten. Er freute sich nur, daß er mit jedem Satz, jedem Sprunge Chadschi-Murat näherkam. Dieser schloß aus dem immer vernehmlicher klingenden Hufschlag des großen Rosaknpferdes, daß Nasarow ihn über kurz oder lang einholen mußte, und während er mit der rechten Hand nach seiner Pistole griff, suchte er mit der linken seinen in Hitze geratenen, durch die Hufschläge in seinem Rücken beunruhigten Rabardiner zurückzuhalten.

„Das geht nicht, sage ich!“ schrie Nasarow, der nun schon fast Seite an Seite mit Chadschi-Murat ritt und bereits die Hand ausstreckte, um den Bügel seines Pferdes zu fassen. Aber noch hatte er den Bügel nicht berührt, als plötzlich ein Schuß krachte.

„Was fällt dir denn ein?“ rief Nasarow und faßte nach seiner Brust. „Los auf sie, Jungens!“ rief er den Rosaken zu und taumelte im Sattel zurück.

Doch die Muriden griffen noch vor den Rosaken

zu den Waffen, schossen ihre Pistolen auf sie ab und hieben mit den Säbeln auf sie ein. Nasarow hing schlaff auf seinem Pferde, das führerlos mit ihm hinter den andern Pferden herlief. Ignatows Pferd brach zusammen und riß seinen Reiter mit zu Boden; zwei der Bergbewohner hieben, ohne abzustiegen, auf seinen Kopf und seine Arme ein. Petratow wollte dem Kameraden zu Hilfe kommen, aber zwei Schüsse, der eine in den Rücken und der andere in die Seite, machten ihn kampfunfähig, und er fiel wie ein Sack vom Pferde.

Mischkin und Ferapontow hatten kehrt gemacht und waren nach der Festung zurückgejagt. Chanefi und Bata setzten ihnen nach, doch sie hatten schon einen zu großen Vorsprung, als daß sie die Muriden hätten erreichen können. Als diese das Vergebliche ihres Bemühens erkannten, kehrten sie zu den Ihrigen zurück. Gamsalo, der mit seinem Dolche Ignatow den Rest gegeben hatte, versetzte auch Nasarow noch einen letzten Stich und riß ihn vom Pferde. Bata nahm den Getöteten die Patronentaschen ab. Chanefi wollte Nasarows Pferd mitnehmen, doch Chadschi-Murat rief ihm zu, er solle es nur zurücklassen, und ritt im Galopp die Straße entlang weiter. Die Muriden jagten hinter ihm drein, gefolgt von Nasarows Pferde, das sie vergeblich zurückzuscheuchen suchten. Sie sprengten eben mitten durch die Reisfelder, als vom Turme in Nucha ein lauter Alarm-schuß erdröhnte.

Petratow lag mit aufgeschliztem Bauche auf dem Kampfplatz — sein jugendliches Gesicht war dem Himmel zugewandt; wie ein Fisch auf dem Trocknen, schnappte er lautlos nach Luft und starb.

„Herrgott, Kinder, was habt ihr denn da angeordnet?“ rief der Festungskommandant und faßte sich verzweifelt an den Kopf, als er die Nachricht von Chadschi-Murats Flucht erhielt. „Nun geht es mir an Kopf und Krage! Wie konntet ihr den Räuber nur laufen lassen?“ schrie er auf die Kosaken los, die ihm soeben das Vorgefallene gemeldet hatten.

Sogleich wurde überall Alarm geschlagen, und nicht nur die Kosaken, die zur Verfügung standen, sondern auch die Milizen der friedlichen Dörfer wurden, soweit dies in der Kürze der Zeit möglich war, mobil gemacht und den Flüchtlingen nachgesandt. Eine Belohnung von tausend Rubeln wurde für denjenigen ausgesetzt, der Chadschi-Murat, ob tot oder lebendig, zurückbringen würde. Zwei Stunden, nachdem Chadschi-Murat mit seinen Begleitern entflohen war, befanden sich bereits zweihundert Berittene mit dem Kommissar an der Spitze unterwegs, um die Entkommenen wieder einzufangen.

Nachdem Chadschi-Murat noch einige Werst auf der Landstraße weitergeritten war, hielt er seinen schwer keuchenden, ganz in Schweiß gebadeten Schimmel für einen Augenblick an. Rechts vom Wege sah man die Hütten und das Minarett des Dorfes Benerdschik, links dehnten sich weithin die Reisfelder, und hinter ihnen schimmerte von ferne der Fluß. Wiewohl nun der Weg in die Berge nach rechts führte, schlug Chadschi-Murat doch die entgegengesetzte Richtung, nach links hin, ein, da er annahm, daß die Verfolger den Weg nach rechts wählen würden. Er gedachte an der ersten besten Stelle über den Ulasan zu setzen, am andern Ufer, wo ihn niemand vermuten

würde, entlang zu reiten, bis er den Wald erreichte, dann wieder überzusehen, auf die Straße zurückzukehren und nun erst seinen Weg in die Berge zu nehmen. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, nahm er sogleich seinen Weg nach links. Doch es zeigte sich, daß es unmöglich war, an den Fluß zu gelangen. Das Reisfeld, das er passieren mußte, war, wie stets im Frühling, unter Wasser gesetzt und in einen einzigen großen Sumpf umgewandelt, in dem die Beine der Pferde tief versanken. Chadschi-Murat ritt mit seinen Begleitern bald dahin, bald dorthin, in der Hoffnung, einen trockeneren Weg zu finden, aber die Felder, auf die sie gerieten, waren alle in gleicher Weise überschwemmt und unpassierbar. Die Pferde konnten nur mit Mühe die versinkenden Beine aus dem schluckenden Morast ziehen, machten schwer keuchend ein paar Schritte und blieben immer wieder stehen. Eine ganze Zeit lang quälten sie sich auf diese Weise ab, ohne den Fluß zu erreichen. Da erblickten sie ein kleines Gehölz, aus niedrigem Buschwerk bestehend, das sich inselartig aus dem Reisfeld erhob. Dorthin beschloß Chadschi-Murat sich zu wenden, um im Schutze der Sträucher die erschöpften Tiere ausruhen zu lassen und den Anbruch der Nacht abzuwarten. Sie erreichten das Gehölz, stiegen ab, fesselten die Pferde und ließen sie weiden. Sie selbst verzehrten das aus Brot und Käse bestehende Mahl, das sie mitgenommen hatten. Unentdeckt blieben sie hier bis zum Einbruch der Dunkelheit. Der im ersten Viertel stehende Mond, der zuerst erschienen hatte, war hinter die Berge gegangen, und die Nacht war dunkel. Es gab um Nucha herum besonders viele Nachtigallen, und auch in dem Gehölz ließen sich

jetzt einige vernehmen, nachdem sie anfänglich, solange die Reiter mit ihren Pferden sich hin und her bewegten, still geblieben waren. Unwillkürlich lauschte Chadschi-Murat, während er besorgt in die Nacht hinausspähte, ihrem Gesange.

Und er dachte an den Nachtigallensang und das Lied von Hamsat, die ihn heute Nacht, als er im Hausflur sich Wasser holte, so gefesselt hatten. Jeden Augenblick konnte es ihm jetzt ebenso ergehen wie jenem Hamsat. Eine Ahnung beschlich ihn, daß sein Schicksal das gleiche sein würde, und tiefer Ernst senkte sich in seine Seele. Er breitete seinen Filzmantel auf der Erde aus und verrichtete sein Gebet. kaum hatte er es beendet, als sich in der Ferne ein Geräusch vernehmen ließ, das sich dem Gehölz zu nähern schien. Es rührte, wie ihm vorkam, von zahlreichen Hufen her, die durch das feuchte Reisfeld dahergewatet kamen. Der scharfäugige Bata lief an den Rand des Gehölzes und sah im Dunkeln die Schatten von Reitern und Fußgängern. Chanefi, der auf der andern Seite des Gehölzes Ausschau hielt, sah auch dort Reiter und Fußgänger, die näher und näher kamen. Das war Karganow, der Kommissar des Bezirks, mit seinen Milizen.

„Wohlan, so werden wir kämpfen, wie Hamsat,“ dachte Chadschi-Murat.

Nachdem das Alarmzeichen ertönt war, hatte Karganow sich mit etwa hundert Milizen und Kosaken an die Verfolgung Chadschi-Murats gemacht, doch konnte er nirgends eine Spur von ihm entdecken. Schon hatte er enttäuscht und hoffnungslos den Rückweg angetreten, als er kurz vor Anbruch des Abends einem Greise begegnete, den er befragte,

ob er keine Verrittenen gesehen habe. Der Alte erwiderte, er habe wohl welche gesehen — sechs Reiter habe er gesehen, die in den Reisfeldern hin und her geritten und dann in das Gehölz, in dem er Reisig sammelte, gekommen seien. Karganow ließ sogleich kehrt machen, nahm den Alten mit und rückte bis in die Nähe des Gehölzes vor, wo ihm die gefesselten Pferde zu Gesicht kamen und Chadschi-Murats Anwesenheit verrieten. Er wartete, bis die Nacht hereinbrach, verteilte dann seine Mannschaften im Kreise um das Gehölz und sah dem anbrechenden Morgen entgegen, der ihm Chadschi-Murat tot oder lebendig in die Hände liefern sollte.

Als Chadschi-Murat begriffen hatte, daß er vom Gegner eingekreist sei, suchte er einen mitten im Gehölz befindlichen trockenen alten Graben auf: hier wollte er sich mit den Seinigen verschanzen und sich so lange verteidigen, als sein Ruckelvorrat und seine Kräfte reichten. Er teilte seinen Plan den Genossen mit und befahl ihnen, einen Wall um den Graben herum zu errichten. Die Muriden begannen sogleich, Zweige abzuhauen und mit ihren Dolchen, so gut es ging, Erde aufzuschütten. Chadschi-Murat arbeitete selbst eifrig mit. Als der Morgen dämmerte, ritt der Befehlshaber der Milizen vor das Gehölz und rief mit lauter Stimme: „Heda, Chadschi-Murat, ergib dich! Unser sind viele, und ihr seid nur wenige“

Als Antwort fiel ein Schuß aus dem Graben, ein Rauchwölkchen stieg auf, und unter einem der Milizsoldaten brach das Pferd zusammen. Gleich darauf krachten die Büchsen der Milizen, die am Rande des Gehölzes aufgestellt waren, und ihre Kugeln pfffen, Laub und Zweige niederreißend,

durch die Büsche. Sie trafen jedoch keinen der in dem Graben Verschanzten, sondern schlugen wirkungslos in den Verhau, den die Muriden errichtet hatten. Nur Hamsalos Pferd, das zu weit abseits gegangen war, wurde verwundet. Die Kugel hatte es am Kopfe getroffen, es war jedoch nicht zusammengebrochen, sondern hatte die Fessel zerrissen und war, das junge Gras mit seinem Blute färbend und mit lautem Krachen die Büsche durchbrechend, zu den andern Pferden hingestürzt. Chadschi-Murat und seine Leute schossen immer nur dann, wenn einer von den Milizsoldaten sichtbar wurde, und sie verfehlten nur selten ihr Ziel. Drei Mann von den Milizen waren bereits verwundet. Die Milizen verspürten durchaus keine Lust, sich auf Chadschi-Murat und seine Leute zu stürzen, sie entfernten sich im Gegenteil immer weiter von ihnen und schossen ins Gelag hinein aus der Ferne. So verging wohl eine gute Stunde. Die Sonne war bereits über den Horizont getreten, und Chadschi-Murat dachte schon daran, sein Pferd zu besteigen und den Versuch zu machen, sich bis zum Flusse durchzuschlagen, als sich das laute Geschrei einer neu angekommenen großen Milizabteilung vernehmen ließ. Es war Chadschi-Aga von Mechtulinsk, der eben mit seinen Leuten angelangt war. Es waren ihrer wohl an die zweihundert Mann. Chadschi-Aga war dereinst mit Chadschi-Murat befreundet gewesen und hatte mit ihm zusammen in den Bergen gelebt, doch war er dann zu den Russen übergegangen. Mit ihm war auch Achmet-Chan gekommen, dessen Vater mit Chadschi-Murat verfeindet war. Ebenso wie Karganow leitete auch Chadschi-Aga sein Vorgehen damit ein, daß er Chadschi-

Murat aufforderte, sich zu ergeben, was dieser wiederum durch einen Schuß beantwortete.

„Die Säbel heraus, Rinder!“ rief Chadschi-Aga, und die Milizen warfen sich mit lautem Geschrei auf das Gebüsch. Doch hinter dem Wall hervor knallten nach einander ein paar Schüsse, und drei Mann fielen wieder zu Boden. Die Heranstürmenden machten Halt, gingen an den Rand des Gehölzes zurück und schossen von dort aus auf die Verschanzung. Von neuem gingen sie dann, hinter den Büschen Deckung suchend, vor, und während ein Teil von ihnen ganz in die Nähe vordrang, fielen andere unter den Kugeln Chadschi-Murats und seiner Muriden. Chadschi-Murat schoß nicht eine Kugel umsonst ab, und auch Hamsalo traf fast immer und stieß jedesmal einen Freudenschrei aus, wenn er sah, daß er gut geschossen hatte. Chan-Mahoma saß am Rande des Grabens, sang laut sein „Allah il allah“ und schoß ohne Hast, traf jedoch nur selten. Eldar bebte an allen Gliedern vor Ungeduld, sich mit dem Dolche auf die Feinde zu stürzen, schoß häufig und mit wechselndem Erfolge und sah immer wieder auf Chadschi-Murat oder steckte den Kopf aus dem Graben. Der zottige Chanefi hatte die Ärmel aufgestreift und verrichtete auch hier die Arbeit eines Dieners. Er lud die Büchsen, die ihm Chadschi-Murat und Chan-Mahoma reichten, schüttete trockenes Pulver auf die Pfannen und schob die Kugeln samt den eingefetteten Pfropfen mit dem eisernen Ladestock in die Läufe. Bata hielt es in dem Graben nicht aus, er lief zu den Pferden hin und suchte sie an einen sichereren Platz zu treiben, wobei er unaufhörlich kreischte und aus freier Hand, ohne Stütze, schoß. Er wurde zuerst verwundet. Die

Kugel traf ihn in den Hals, und er setzte sich nieder und begann, während er Blut spuckte, laut zu schimpfen. Dann erhielt Chadschi-Murat einen Schuß in die Schulter. Er riß ein Stück Watte aus seinem Beschmet, verstopfte damit die Wunde und fuhr fort zu schießen.

„Greifen wir doch zu den Säbeln!“ rief Eldar schon zum dritten Male. Er schaute hinter dem Wall hervor und wollte sich schon auf die Feinde werfen, da traf ihn eine Kugel, und er wankte und fiel kopfüber gerade auf Chadschi-Murats Bein. Chadschi-Murat sah ihn an: die schönen Widderaugen waren fest und ernst auf ihn gerichtet. Der Mund mit der vorspringenden Oberlippe zuckte, ohne sich zu öffnen. Chadschi-Murat zog sein Bein unter dem leblosen Körper hervor und fuhr fort zu schießen.

Chanefi beugte sich über Eldars Leichnam und nahm die noch nicht abgeschossenen Patronen aus seiner Tscherkaska.

Chan-Mahoma fuhr inzwischen fort zu singen, langsam zu laden und zu zielen. Die Feinde kamen, sprungweise von Busch zu Busch vorgehend, unter Schreien und Kreischen immer näher. Noch eine zweite Kugel traf Chadschi-Murat, diesmal in die Seite. Er legte sich im Graben hin, zog wieder ein Stück Watte aus seinem Beschmet und verstopfte damit die Wunde. Diese zweite Wunde war tödlich, und Chadschi-Murat fühlte, daß er sterben würde. Bilder der Erinnerung traten in rascher Folge vor seine Seele. Er sah den starken Abununzal-Chan vor sich, wie er, mit der einen Hand die abgeschlagene, herunterhängende Backe festhaltend, sich mit dem Dolche auf die Feinde stürzte, und er sah den blutleeren, hinfälligen alten Woronzow mit seinen listigen

Augen und seiner glatten Zunge, und seinen Sohn Jussuf, und seine Gattin Sofiat, und das bleiche Gesicht seines Todfeindes Schamyl mit dem roten Bart und den halbgeschlossenen Lidern. Und alle diese Erinnerungen jagten rasch an seinem Geiste vorüber, ohne irgendeine Empfindung, sei es Mitleid, oder Haß, oder sonst etwas, in ihm hervorzurufen. Alles das erschien so nichtig im Vergleich zu dem, was jetzt für ihn beginnen sollte oder schon begonnen hatte. Er raffte seine letzte Kraft zusammen, richtete sich hinter dem Schutzwalle auf, schoß seine Pistole auf einen vorübereilenden Milizsoldaten ab und traf ihn. Der Getroffene brach zusammen. Nun kroch Chadschi-Murat vollends aus dem Graben heraus und ging, schwerfällig hintend, mit dem Dolche in der Faust, dem Feinde gerade entgegen. Ein paar Schüsse wurden auf ihn abgegeben, und er wankte und stürzte zu Boden. Eine Anzahl Milizen warfen sich unter lautem Siegesgeschrei auf den Körper des Gefallenen. Doch der, den sie für tot hielten, bewegte sich plötzlich. Zuerst erhob sich der blutige Kopf, von dem die Lammfellmütze heruntergefallen war, und dann reckte sich der Rumpf in die Höhe und richtete sich, mit den Armen einen Baumstamm umfassend, langsam empor. So entsetzlich war dieser Anblick, daß alle, die herbeigeeilt waren, wie erstarrt dastanden. Doch plötzlich ging ein Beben durch Chadschi-Murats Körper — er ließ den Baum los, fiel in seiner ganzen Länge, wie eine Distel, die die Sense getroffen, mit dem Gesicht voran auf die Erde und rührte sich nicht mehr. Aber wenn er sich auch nicht mehr regte, so fühlte er doch noch immer. Als Chadschi-Alga, der zuerst auf ihn zugeeilt war, ihn

mit seinem großen Dolche über den Kopf schlug, war ihm, als schlug man ihn mit einem Hammer über den Schädel, und er konnte nicht begreifen, wer das tat, und warum es geschah. Es war die letzte Empfindung, die ihn noch mit seinem Körper verband. Dann fühlte er gar nichts mehr, und das, was da von den Feinden mit Füßen getreten und zerhackt wurde, hatte nichts mehr mit ihm gemein. Chadschi-Aga trat ihm auf den Rücken, schlug ihm mit zwei Hieben den Kopf ab und stieß ihn vorsichtig, um sich die Schuhe nicht blutig zu machen, mit dem Fuße zur Seite. Das hellrote Blut, das der Halsschlagader entströmte, färbte, mit dem schwarzen Blute der Kopfwunden vermischt, das Gras.

Wie der Jäger über dem getöteten Wild, so standen Karganow, Chadschi-Aga und Achmet-Chan über den Leibern Chadschi-Murats und seiner gefallenen Muriden. Chanefi, Chan-Mahoma und Hamsalo waren überwältigt und gefesselt worden. Im Pulverdampf durch die Büsche streifend, unterhielten sich die Sieger höchst vergnügt und freuten sich ihres Triumphes.

Die Nachtigallen, die während des Feuerns geschwiegen hatten, begannen jetzt wieder zu schlagen — zuerst die eine in nächster Nähe und dann die andern weiter im Gehölz.

*

Der Tod dieses Menschen war es, den mir die zertretene Distel auf dem frischgepflügten Acker ins Gedächtnis rief.

1896—1904.

Ein Idyll

1.

Peter Eustratjewitsch ist heute ein bejahrter Mann, er ist Gutsinspektor, hat zwei Güter unter sich und kommandiert auf ihnen wie ein richtiger Herr. Ein Sohn ist Kaufmann, ein zweiter Beamter; seiner Tochter soll er fünftausend Rubel mitgegeben haben, und er selbst lebt einen guten Tag und schickt noch jedes Jahr Geld nach Moskau auf die Bank. Er ist von schlicht bäuerlicher Herkunft, ein Sohn des Eustrat Tregubow. Das heißt, eigentlich ist er gar nicht der Sohn dieses Eustrat, er wird nur so nach gutem Brauche als Eustrats Sohn mitgezählt, in Wirklichkeit aber liegt die Sache ganz anders, und das eben ist es, was wir hier erzählen wollen.

Auf höchst merkwürdige Weise trug diese Sünde sich zu, und die Leute wunderten sich damals nicht wenig darüber. Es war dazumal alles viel einfacher als heute, und darum erregten solche besonderen Geschichten immer große Verwunderung.

Großmutter Malanja, die Mutter von Peter Eustratjewitsch, ist noch heute am Leben, sie wohnt bei ihrem Bruder Romascha. Der Sohn hat sie schon hundertmal gebeten, doch zu ihm zu ziehen, aber sie tut es nicht.

„Ich bin als Bäuerin geboren,“ sagt sie, „und will auch als Bäuerin sterben, die Sünde ist dann geringer. Solange meine Kraft noch zureicht, will ich dem Bruder behilflich sein, will seine Entelchen wiegen und

ein bißchen im Haushalt zugreifen. Mein Petruscha ist ein großer Mann geworden, und wenn man sich unter die Großen mischt, wird auch die Sünde größer.“

So lebt sie denn still für sich, bekommt vom Sohne Unterstüzungen und schickt ihm dafür brieflich ihren Segen. Ihre ganze Freude und Abwechslung besteht darin, daß sie sich am Feiertag ein weißes Kopftuch umbindet, sich hübsch sauber anpußt, ihren Krückstock nimmt und zur Frühmesse geht, und nach dem Mittagessen ruft sie dann irgend jemanden zu sich, der ihr etwas vorliest. Gewöhnlich läßt sie sich aus einem kleinen Büchelchen vorlesen, das ihr einmal eine durchziehende Pilgerin geschenkt hat, und das sich „Der Traum der allerseeligsten Jungfrau“ nennt; noch lieber freilich hat sie es, wenn man etwas aus dem Psalter liest. Mit Almosen kargt sie nicht, und wenn ein müder Wanderer um ein Nachtlager bittet, verweigert sie es nicht. Daher wird sie im Dorfe nicht nur um ihres reichen Sohnes willen, sondern auch ihrer Tugend wegen von alt und jung geachtet.

Was doch so ein bißchen Jugend bedeutet! Wenn Großmutter Malanja sich jetzt selber so sähe, wie sie vor vierzig Jahren gewesen, sie würde sich nicht wiedererkennen. Damals hieß sie natürlich auch nicht Großmutter Malanja, sondern Malanjka Dunaïcha, weil sie nämlich die beste Reigenspielerin und Tänzerin im Dorfe war. Schlimmes konnte ihr auch damals, bis zu dieser Geschichte, niemand nachsagen, sie war eben nur so ein munteres, keckes Weibchen. Sie stammte nicht aus unserem Dorfe, sondern aus Majowka; weshalb Eustrats Vater gerade sie für seinen Sohn auswählte, ob aus Mangel an Bräuten im eigenen Dorfe, oder aus sonstigen Gründen, weiß man nicht,

jedenfalls war sie eine Fremde. Der Alte war selbst noch rüstig und nahm für seinen Sohn ein zweites Stück Land zu; es war eine hübsche Wirtschaft, acht Pferde, die Füllen mitgerechnet, und zwei Rühe im Stalle, und Bienenstöcke, die heute noch auf dem Hofe gehalten werden. Der Frondienst war erträglich, niemand arbeitete sich zu Tode, und die Schwiegermutter war eine richtige Wirtin, die allein für drei schaffte; außerdem war noch eine Soldatenfrau, eine Schwester der Wirtin, zur Aushilfe da, so daß das junge Frauchen nichts auszustehen hatte.

Nach altem Brauch hatte man Malanja schon mit fünfzehn Jahren verheiratet. Sie war noch ein vollkommenes Kind. Wenn sie in der ersten Zeit mit der Soldatenfrau nach Wasser ging, schwankte sie mit den Eimern hin und her wie eine Gerte. Ihren Mann hatte sie nicht ein bißchen lieb, nur Angst hatte sie vor ihm. Wenn er sich ihr näherte, begann sie zu weinen und kniff und biß ihn sogar. Überall an den Schultern und Armen hatte er in der ersten Zeit blaue Flecke. Das dauerte so wohl an die zwei Jahre. Weil sie aber ein hübsches, ruhiges Weibchen und aus gutem Hause war, zwang man sie zu keiner schweren Arbeit, und so gewöhnte sie sich nach und nach ein, wurde größer und stärker, bekam rote Backen, hatte auch keine Angst mehr vor ihrem Manne, sondern wurde immer zutraulicher und vergoß sogar Tränen um ihn, als der Vater ihn auf Arbeit nach der Stadt schickte.

Eines Tages kam der Spaßmacher Petra zu ihnen in die Stube und meinte: „Nun seht bloß, jetzt weint sie gar um den sommersprossigen Teufel!“ Und er versuchte, mit ihr ein bißchen schön zu tun.

„Und wenn er zehnmal sommersprossig ist — hübscher als du ist er immer noch, und du wirst ihn jedenfalls nicht ausstechen,“ sagte sie und machte ihm eine lange Nase.

Sie durfte sich gar nicht mehr zeigen: jeder meinte ein Recht zu haben, mit ihr zu scherzen und zu schäkern, selbst die Alten ließen sie nicht in Ruhe. Sie lachte mit allen, hielt aber ihrem Manne die Treue, wiewohl er nur selten einmal nach Hause kam. Bei der Arbeit war sie allen voran: ob es ans Mähen ging, oder ans Einfahren, überall sah man sie wacker zugreifen, und wenn die andern müde und abgehetzt waren, ging sie singend nach Hause und führte dann noch den Reigen an.

„Es wär' eigentlich Zeit, daß du ein Kindchen bekämst, lange genug hast du herumgeflickt,“ sagte die alte Schwiegermutter zuweilen zu ihr. „Könntest mir wirklich die Freude machen, daß ich noch ein Entelchen wiegen darf.“

„Ich möcht's ja auch selbst ganz gern,“ sagte sie, „ich schäm' mich schon vor den Leuten. Dieser Tage sah ich die jungen Mütter aus der Kirche kommen, vom Aussegnen — im zweiten Jahr sind sie erst verheiratet, und haben schon Kinder. Aber freilich, bei denen lebt der Mann im Hause.“

So oft sie an ihren Mann dachte, weinte und klagte sie. Ein Jahr, oder auch zwei, hat es schließlich nichts auf sich, wenn aber eine stattliche, kräftige Frau keine Kinder bekommt, dann lachen die Leute.

Darum eben war Malanjska so betrübt darüber, daß der Schwiegervater ihren Mann aus dem Hause gab. Der Alte war ein tüchtiger Stellmacher und hatte eine gute Kundschaft. Auch Eustrat hatte dieses Handwerk gelernt, und wie er es erst richtig erlernt

hatte, schickte der Vater ihn fort, auf Verdienst. In jenem Sommer nun, in dem die Sünde geschah, hatte er ihn ganz, ganz weit weggeschickt, über hundert Werst, und sich einen Knecht genommen. Bis zum Fürbittenfest*) sollte Eustrat fortbleiben, und hundertundzwanzig Rubel Lohn bekam er dafür, während der Knecht nur zweiunddreißig und ein Paar Handschuhe dazu kostete. Für den Alten war es jedenfalls ein gutes Geschäft.

Recht lang wurde Malanika die Zeit so ohne ihren Gatten. Jung war sie, recht in Saft und Kraft, lebte gut und aß Fleisch; der macht sich an sie heran, und jener versucht es, doch vergeblich; der Mann aber bleibt ganze sechs Monate weg.

Kommt sie des Abends nach Hause, dann isst sie ihr Abendbrot, nimmt ihr Bettzeug und geht zur Soldatenfrau in die Kammer.

„Schrecklich ist's mir, Nastasjuscha, so allein zu sein,“ sagt sie und bittet die Soldatenfrau, sie an der Wand schlafen zu lassen; „es ist mir nämlich immer, als komme einer heran und fasse mich an die Beine.“

2.

Der Peterpaulstag war vorüber. Die Weiber hatten ihre Kopftücher, Sarafane und gestickten Hemden in die Truhen zurückgelegt und schwangen wieder fleißig am Teiche die Waschbleuel. Die Gäste, die zu Besuch gekommen, waren fort, der Branntweinverkäufer saß allein in seiner Schenke, und die Bauern, die wieder nüchtern geworden, hatten bereits am Abend oder auch erst am Morgen ihre Sensen gedengelt.

*) 1. Oktober.

Jetzt zogen sie, die Schleiffsteine am Gürtel, zum Mähen aufs Feld hinaus, wie die Bienen aus dem Stocke. Überall auf den Wegen und Rainen spiegelte sich die Sonne in dem blanken Stahl der Sensen. Es war ein prächtiges Wetter. Drei Tage vor dem Feste war der Mond als schmale Sichel wieder am Himmel erschienen — er hatte „sich gewaschen“, und nun waren schöne Tage an der Reihe.

Die Zeit der Ernte ist auch heute noch eine lustige Zeit und war es in früheren Tagen noch weit mehr. Die Frauen und Mädchen schmückten sich, gehen singend an die Arbeit und kehren singend wieder heim. Zuweilen wird Branntwein mitgenommen, und unter Jubel und Tanz werden die kurzen Nachtstunden im Freien verbracht.

Um diese Zeit war es, daß der Dorfsälteste die Bauern besuchte, um zu bestimmen, wer zur Arbeit auf die Gutsfelder sollte. Dorfsältester war damals Micheitsch, ein noch junger Bauer, verheiratet zwar, doch ein großer Weiberfreund. Er war ein stattlicher, kräftiger Mann, von frischer Gesichtsfarbe, wohlbeleibt und ein Stutzer, was Stiefel und Hut betraf. Malanjka war ganz allein im Hause, als er die Stube betrat. Sie war barfuß, im schlichten Hausrock, und machte sich gerade am Ofen zu schaffen. Der Alte war mit den Knechten auf dem Hofe, die Alte hatte das Vieh ausgetrieben, und die Soldatenfrau war mit der Wäsche am Teiche.

Micheitsch nahm die Gelegenheit wahr und machte sich an Malanjka heran.

„Ich werde dich nicht zur Arbeit schicken,“ begann er.

„Warum denn nicht?“ sagte sie. „Ich gehe gern

zur Arbeit aufs Gut. Da ist man mit den andern zusammen und kann lustig sein. Und hier zu Hause sitze ich allein, und der Alte läßt mich nicht feiern.“

„Ich werde dir ein schönes Tuch kaufen,“ sagte Micheitsch.

„Mein Mann wird mir eins mitbringen,“ versetzte sie.

„Ich werde mit dem Verwalter sprechen, daß er deinen Mann auf Pacht setzen soll — dann steht er sich doch besser.“

„Wir wollen gar nicht auf Pacht kommen, wir stehen uns so ganz gut.“

„Nun sag' mal, Malanjska — was ist denn das? Wie lange willst du mich noch quälen?“

Er schaute um sich, ob ihn nicht etwa jemand sah, und ging ganz dicht zu ihr hin.

„Gib acht, Micheitsch, daß du nicht anrennst!“ sagte sie, nahm die Topfgabel und hielt sie ihm lachend entgegen. „Das geht doch jetzt nicht — denk nur, wenn der Wirt hereinkommt!“

„Wann geht's denn sonst? Vielleicht, wenn du von der Arbeit heimgehst?“

„Gewiß, dann geht's am besten; sowie die Leute nach Hause gehen, verstecken wir uns beide im Gebüsch, damit deine Frau nichts sieht.“ So spricht sie schelmisch und lacht dabei, daß es in der Stube widerhallt. „Sonst könnte sie am Ende noch böse werden, deine Marfa,“ fügte sie hinzu.

Er wußte nicht, ob sie im Ernst sprach oder sich über ihn lustig machte. Und ehe er noch weiter in sie dringen konnte, kam der Schwiegervater herein, um sich die Stiefel anzuziehen. Da blieb ihm denn nichts weiter übrig, als so zu tun, als sei er nur gekommen,

um die Hofarbeit anzufagen: die Weiber sollten das Heu zusammenrechen und die Männer es einfahren, sagte er, nahm seinen Stock und ging weiter, nach den andern Bauernhäusern. Er schießt zur Arbeit, wen er will — selbst solche, die nicht zu gehen brauchen; auch wer ihn mit Branntwein traktiert, bleibt nicht verschont. Nur Malanjka wollte er ganz auslassen, oder ihr doch möglichst leichte Arbeit geben. Sie aber denkt nicht daran, deshalb freundlicher gegen ihn zu sein, sondern lacht ihn nur aus: „Gewiß, ich komme,“ sagt sie, wenn er sie dahin oder dorthin bestellt, und geht doch nicht hin. Und ebenso macht sie es mit den andern. So oft hatte sie Gelegenheit in diesem Sommer, daß sie selbst schon sagte: „Solch einen Sommer hab’ ich noch nicht erlebt!“ Voll Kraft ist sie, voll blühender Gesundheit, kennt keine Müdigkeit und ist immer munter. Zur Heuernte geht sie, wann es ihr paßt — um die Frühstückszeit, wenn die Sonne schon über dem Walde herauf ist. Mit der Soldatenfrau zusammen geht sie nach der Wiese und singt ihr fröhliches Lied.

So ging sie eines schönen Morgens durch den Hain nach der Wiese in Kalinowo, die gerade gemäht wurde. Es war ein prächtiger Morgen, die Sonne war eben aufgegangen, der Tau hing an den Gräsern, und ein kühler, leichter Hauch wehte durch den Wald. Die Vögel schmetterten ihre Lieder in die Luft, sie aber übertönt sie alle. Im roten Tuch und im gestickten Hemd geht sie daher, barfuß, die Schuhe an der Seite; die weißen Beine schimmern, und über die Schultern zuckt es nur so. Aus dem Haine kam sie aufs herrschaftliche Feld, das die Bauern eben pflügten.

Wohl an die zwanzig Pflüge waren auf dem zehn

Desjatinen großen Felde im Gange. Als letzter am Wege ging Griſchka Bolchin hinter ſeinem Pflug, ein pfiſſiger Bauer, der gern ſeinen Spaß machte. Wie er Malanſka erblickte, band er den Zügel am Pfluge feſt und kam auf ſie zu, um ſeinen Scherz mit ihr zu treiben. Auch die andern liefen herbei, und ſie lachte und ſcherzte ganz vergnügt mit allen. Bis zum Frühſtück hätten ſie ſo ihre Kurzweil getrieben, wenn nicht der Verwalter ihnen auf ſeinem Gaul auf den Hals gekommen wäre.

„Was fällt euch ein, ihr Teufelsterle? Reigenſpiele werden ſie hier am frühen Morgen aufführen! Hol' euch dieſer und jener!“ rief er und ſprengte auf ſie los, daß die ſchwarze Erde nur ſo unter den Hufen ſeines Gauls bebte. Er war nämlich ein großer, ſchwerer Mann, der Verwalter. „Nun ſeh' einer das Weibsbild — um die Frühſtückszeit geht ſie ins Heu! Ich werde dich lehren!“

Sobald er jedoch Malanſka erkannt hatte, verging ſein Zorn, und er lachte ſie an.

„Wart' mal,“ ſagte er, „wenn du mir die Bauern von der Arbeit abhältſt, mußt du ſelber an den Pflug.“

„Warum nicht?“ ſagte ſie, „gib mir nur einen Pflug, ich mach' die Sache beſſer als deine Bauern.“

„Nun, ſchon gut, ſchon gut. Mach', daß du jezt ins Heu kommſt — es iſt Zeit, es umzuwenden. Ach, dieſe Weiber, dieſe Weiber!“ fügte er lächelnd hinzu. Ganz anders war er geworden.

Sowie ſie auf die Wieſe kam und ſich in die Reihe ſtellte, war ſie bald allen voran, daß die andern kaum mitkommen konnten. Der Verwalter hatte ſeine Freude dran, die andern Weiber aber ächzten und ſchimpften, daß ſie ſie ganz in Schweiß bringe. Als aber die

Mittagszeit herankam und sie nach Hause wollten, schickten sie doch keine andere als die Malanjska zum Verwalter, er möchte endlich aufhören lassen, die Weiber seien müde. Und sie wußte es schon so einzurichten, daß er sie laufen ließ.

Einmal spielte sie dem Verwalter einen lustigen Streich. Man war gerade dabei, die Heuschuber aufzurichten, und weil das Wetter unsicher war, hieß es eilen, damit die Arbeit bis zum Abend fertig würde. Ohne Mittagspause wurde durchgearbeitet, auch das Hofgesinde mußte mit heran. Der Verwalter war dageblieben und hatte sich sein Mittagessen hinauskommen lassen. Er saß mit den Weibern zusammen unter den Birken und aß, und wie er fertig war, meinte er zu Malanjska:

„Sag' mal, Sevatterin Malanja“ — sie hatten beide zusammen Sevatter gestanden — „willst du nicht ein kleines Schläfchen machen?“

„Nein — warum denn?“

„Du könntest mir ein bißchen den Kopf krauen, Malanjusčka,“ meinte er.

Er streckte sich neben ihr hin, und sie lachte. Die andern Weiber schlummerten ein bißchen, und auch Malanjska wurde schläfrig. Sie guckt und guckt auf ihn, wie er so rot und schwitzend daliegt, und Müdigkeit überkommt sie. Da sieht sie, wie er aufsteht und sie mit den geröteten Augen groß anstarrt — so breit und plump steht er vor ihr da.

„Du hast mich ganz bezaubert, du Teufelsweib,“ sagt er.

Und so groß und stark, wie er ist, packt er sie mit beiden Armen und will sie ins nahe Gebüsch ziehen.

„Was fällt dir ein, Andrej Glitsch,“ sagte sie, „das

geht doch jetzt nicht — die Schande, wenn die Leute erwachen! Komm lieber dann, nach der Arbeit. Laß sie früher nach Hause gehen, und ich bleibe da.“

Er ließ sich denn auch bereden. Wie er aber die Leute früher als sonst entließ, war sie die erste, die nach Hause lief. Ein Junge, der zurückblieb, erzählte hinterher, Andrej Ilitsch habe sich noch eine ganze Weile hinter dem Heuschuber herumgedrückt.

Das machte ihr überhaupt den größten Spaß — jemandem Hoffnungen zu machen und ihn dann auszulachen. Gerade zu Peter und Paul war's, als der gnädige Herr aufs Land kam und mit ihm sein Kammerdiener — ein ganz verschmitzter Bursche, mit allen Hunden geheßt. Er prahlte förmlich damit, wie er seinen Herrn bestahl und betrog. Doch das wäre nicht weiter schlimm gewesen — hundsgeheim aber war er gegen die Weiber, einfach nicht zu sagen. Die Bauern waren so aufgebracht gegen ihn, daß sie ihn ganz gehörig verprügelt hätten, wenn er noch länger im Dorf geblieben wäre. Ganz besonders hatte er es auf Malanjka abgesehen: auf Schritt und Tritt folgte er ihr, bot ihr einen Silberrubel, dann einen blauen Schein, und endlich gar einen roten.

„Nein,“ sagte sie, „ich will nicht.“

Da versuchte er es mit einer List. Er steckte sich hinter den Dorfältesten und traktierte ihn; gegen Ende des Frühlings war's, und die Leute waren beim Dreschen.

„Hör' mal,“ sagte er zum Ältesten, als es zu dunkeln begann, „ich will auf den Getreideschober klettern, und du schick' eine hin, daß sie die Garben zurechtlege. Die Malanjka kannst du vielleicht schicken.“

„Meinetwegen,“ sagte der Älteste.

Als nun Malanjka auf den Schober geklettert war, machte er sich sogleich an sie heran.

„Wart' mal, so ist's nicht bequem,“ sagte sie, begann die Garben dahin und dorthin zu legen, machte eine Grube und stieß ihn hinein, während sie selbst rasch hinunterkletterte. Unten angekommen, zog sie die Leiter fort und lehnte sie an den Nachbarschober. Dann erzählte sie den andern Weibern, wer da oben sei, und die liefen nach dem Schober und schlugen ein lautes Gelächter an. Wie er herunterkletterte, zogen sie ihm die Hosen ab, stopften sie voll Stroh und zwangen ihn, sie so wieder anzuziehen. Das kühlte sein heißes Blut aber doch nicht ab, und er bat den Ältesten, Malanjka zum Wegereinigen in den Park zu schicken. Hier nun traf sie der gnädige Herr noch vor dem Kammerdiener. Man hatte nie vorher etwas davon gehört, daß der Gutsherr in diesen Dingen sündig wäre, Malanjka aber tat es ihm sogleich an. Muß schon ein schmuckes Weibchen gewesen sein!

„Ich sehe, wie er ankommt,“ erzählte sie dann selbst, „so häßlich und so mager, und alles an ihm so sonderbar. Er geht vorüber, und ich bin fleißig bei der Arbeit, und frage und fege. Wie ich dann einen Augenblick mich verpusten will, seh' ich, wie er wieder auf demselben Wege daherkommt. Dichtes Buschwerk war zu beiden Seiten. Ich denke, er muß wohl hier zu tun haben, wenn er so auf und ab geht — wie ich aber von der Seite nach ihm hinschiele, seh' ich, daß er mich nur so mit den Augen verschlingt. Bis zum Mittagessen ließ er mir keine Ruhe, ging immer auf und ab und guckte mich an. Zu lästig war mir die Sache, beim Heumachen gefiel mir's zehnmal besser. Und dabei kommt er gar nicht heran, sondern guckt und

gußt nur. Ich denke, er hat sonst nichts zu tun und sieht nach meiner Arbeit — und da beeilte ich mich so, daß ich ganz allein den ganzen Parkweg fertig machte.“

Und nun erzählte sie weiter, wie auf einmal der Kammerdiener auf sie zukam.

„Du hast dem gnädigen Herrn sehr gut gefallen,“ sagte er zu ihr, „und er läßt dir sagen, du sollst am Abend in die Orangerie kommen.“

„Wart‘,“ denkt sie, „dir will ich's anstreichen: das ist doch wieder nur eine List von dir!“ Und laut fügte sie hinzu: „Gut, ich werde kommen.“

„Erlaub' dir aber keine Späße mit ihm!“

„Ich komme, wenn ich's sage.“

Am Abend nahm sie ihr Krakeisen und ging nach Hause. Sie erzählte der Soldatenfrau, daß der Gnädige sie nach der Orangerie bestellt habe, und sie beschloßen, hinzugehen und heimlich nachzusehen, ob er wirklich da sei. Hinten herum eilten sie rasch hin und sahen ihn im Dunkeln auf und ab gehen. Da verstellte die Bauernfrau ihre Stimme, daß sie wie eine Männerstimme klang — sie verstand das ausgezeichnet — und rief ganz laut:

„Wer ist da?“

Der gnädige Herr nahm Reißaus. Die Weiber lachten, daß sie sich den Bauch hielten — zu Hause noch schüttelten sie sich vor Lachen und erzählten es allen.

Am nächsten Tage ging Malanjska wieder in den Park auf Arbeit. Diesmal kam der Koch auf sie zu und meinte: „So und so, du hast wohl dem Kammerdiener nicht geglaubt? Jetzt schickt er mich und läßt dir sagen, du habest ihm gefallen und möchtest auf jeden Fall kommen.“

„Ist's auch wahr?“ sagte sie; „ich dachte, der Kammerdiener will mich zum Narren haben, und da hab' ich mir einen Spaß erlaubt. Diesmal aber komm' ich wirklich.“

Als sie die Arbeit beendet hatte, ging sie ohne weiteres zur Herrschaft ins Haus, die Mägdetreppe hinauf.

„Was willst du?“ fragte man sie.

„Der gnädige Herr hat befohlen, daß ich herkommen soll.“

Die gnädige Frau kam heraus.

„Was willst du?“ fragte sie. „Wie hübsch du bist! Warum hat der gnädige Herr dich kommen lassen?“

„Ich weiß es nicht.“

Sie ließ ihren Mann holen, und der kam an, ganz feuerrot im Gesichte.

„Komm dann später — mit deinem Vater,“ sagte er, „ich habe jetzt keine Zeit.“

Ein einziges Mal noch kam er an sie heran und begann solches Zeug zu reden, daß sie kein Wort verstand. Und wie er sie dann bei der Hand nehmen wollte, lief sie rasch davon und ließ ihn stehen.

So suchte sie sich zu helfen, so gut sie konnte, bald mit List und Betrug, bald mit Gewalt.

Einmal waren Soldaten bei ihnen im Quartier. Man brachte sie unter, so gut es ging — auch in der Stube schliefen etliche mit. Ein Junker war dabei, der machte den Schwiegervater betrunken, und wie das Licht ausgelöscht war, wollte er sich an Malanja herannähen. Sie trieb's ihm aber ganz gründlich aus: wie er aufstand, hatte er ein blaugeschlagenes Auge und wollte sich sogar beschweren.

Ein andermal lag ein Offizier im Quartier bei

ihnen. Der redete so lange auf sie ein, bis sie ihm ein Stellbischein gab. Wie dann aber die Nacht hereinbrach, schob sie ihm die Soldatenfrau unter.

3.

So blieb keiner von ihr ungesoppt. Und schließlich fand sie Vergnügen an der Sache, bündelte selbst mit solchen an, die sie in Ruhe ließen, und wenn sie ihnen so recht warm gemacht hatte, lachte sie sie aus.

„Du wirst noch mal ganz gehörig anlaufen, du lockere Fliege!“ sagte ihr der und jener.

„Was kann ich denn dafür, daß sie mich alle so gern haben?“ antwortete sie. „Soll ich darum weinen? Warum soll ich mich nicht über sie lustig machen?“

In jenem Sommer hatten sie einen Knecht, Andrej mit Namen, aus Seljatinki gebürtig, ein Sohn der Matrona Karawaïcha war's. Jetzt ist er ein wohlhabender Mann, damals aber war der Hof seiner Mutter wohl der ärmste in der ganzen Umgegend. Weil sie den Jungen nicht ernähren konnte, hatte sie ihn als Knecht aus dem Hause gegeben und schlug sich recht und schlecht durch.

Andrjuscha war ein Junge von sechzehn, siebzehn Jahren, lang aufgeschossen und mager, wie eine Bohnenstange. Man konnte ihn stoßen, wohin man wollte, nicht ein bißchen Kraft hatte er. Wie er seine Arbeit fertig brachte, wußte nur Gott allein. Dabei war er willig und still und fürchtete sich vor dem Hauswirt schlimmer als vor dem Polizeimeister. Jedem älteren Bauern gegenüber war er voll Respekt, und wenn ihn jemand, sei's auch ein Fremder, am Feiertag nach Branntwein schickte, lief er sogleich hin. Daß er sich mit den Weibern oder Mädchen — ach, was für

Mädchen gab es bei uns! — eingelassen hätte, das kam bei ihm nicht vor. Scherzte einmal ein Weibchen mit ihm, dann wurde er rot wie eine Jungfrau und wußte kein Wort zu antworten. Von Angesicht war er nett und sauber, hatte helle blaue Augen und dunkelblondes Haar; aber so hübsch er auch war, so blieb er doch immer ein Knecht und ein grüner Junge, und seine Tracht war nicht eben weit her: ein geflickter Rock, ein zerrissenes Hemd, dazu ein alter Hut, den ihm irgendein Rutscher angedreht hatte, und selbstgefertigte Basttschuhe, wenn er nicht barfuß ging.

Doch auch dem armen Jungen ließ die böse Malanja keine Ruhe, sondern verdrehte ihm ganz und gar den Kopf.

„Ich kam ins Haus,“ erzählte er selbst darüber, „und hatte solche Angst, solche Angst! Der Wirt war ja gut zu mir, er zeigte mir alles, sagte, was ich zu tun hätte, schickte mich manchmal aufs Gut zur Arbeit, nahm mich mit, wenn er mähte oder sonst was vorhatte, trieb mich nicht an, übte Nachsicht und gab mir zu essen, was er selber aß; auch die Alte behandelte mich gut und gab mir öfter Milch zu trinken; so gewöhnte ich mich nach und nach — nur vor der jungen Frau hatte ich eine Heidenangst. Gott weiß, was sie von mir wollte. Wenn ich den Wagen anspanne, oder in der Scheune Stroh für das Vieh hole, kommt sie gleich gelaufen und reißt mir alles aus der Hand. ‚Nun seht doch,‘ sagt sie, ‚diesen Trottel aus Seljatinki! Nichts faßt er richtig an!‘ Und gleich macht sie sich selbst an die Arbeit, und so rasch und hurtig geht das bei ihr — und ist sie fertig, dann läuft sie lachend davon. Sihen wir beim Mittagessen oder beim Abendbrot, dann hab’ ich solche Angst und wage nicht, die Augen

aufzuheben; sehe ich sie an, blinzelt sie einmal, zweimal und lacht. Geht sie vorüber, dann kneift sie mich und macht dazu ein Gesicht, als ob gar nichts wäre. Geht sie mit der Soldatenfrau auf den Speicher, um sich schlafen zu legen, so rufen sie:

„Andrjuscha — heda, Andrjuscha!“

Ich gehe hin und frage: „Was gibt's?“

„Wer hat dich denn gerufen?“ sagen sie und schütteln sich vor Lachen.

Einmal hatte ich mich im Schlitten auf dem Hofe hingelegt und war eingeschlafen. Auf einmal erwache ich: die beiden Weiber stehen vor mir, gucken mich an und lachen.

„Seht doch,“ rufen sie, „am helllichten Tage schläft er! Lauf rasch, der Wirt hat dich gerufen!“

Ich komme hin.

„Was willst du denn?“ sagt er, „wie siehst du denn aus? Ganz schwarz wie ein Teufel, das Vieh wird vor dir erschrecken. Geh und wasch dich!“

Ich sehe in den Spiegel: ganz schwarz haben sie mir mit Rienruß das Gesicht gemacht.“

So erzählte Andrjuscha.

Ein andermal schickte ihn der Wirt mit den Weibern nach Rotschal, wo er Heu holen sollte. Sie rechten das Heu zusammen und begannen die Schober aufzurichten. Malanja ist allen voran, springt dahin und dorthin mit der Heugabel, nimmt bis zu drei Pud auf einmal hoch, und Andrjuscha bemüht sich, es ihr nachzutun. Ganz in Hitze und Schweiß gerieten sie, und bald ist das letzte Heu aufgeschichtet, und Andrjuscha klettert hinauf, um den Schober festzustampfen.

„Sag' mal — gibst du dich gar nicht mit den Weibern ab?“ fragt ihn Malanja.

„Nein, ich hab' keine Zeit dazu. Laß mich den Schober zurechtmachen.“

„Du weißt wohl mit ihnen nicht umzugehen?“

„Nein.“

„Willst du, daß ich es dich lehre?“

Er schweigt. Da faßte sie ihn, warf ihn nieder ins Heu und begann ihn gehörig zu walken; die Soldatenfrau aber deckte sie beide ganz mit Heu zu und warf sich dann selbst über sie.

„Alle auf den Haufen!“ rief sie laut.

Andrjuscha entwand sich ihnen, packte Malanja beim Kopfe und begann sie zu küssen — so wild und leid war er geworden.

„Nun seht doch den Bengel, den dummen Knecht — nimmt sich heraus, mich zu küssen!“

Sie sprang auf und begann so zu schimpfen, daß Andrjuscha nicht wußte, was er sagen sollte. Ganz kopflos kam er nach Hause, und als der Wirt ihm etwas befahl, verstand er ihn gar nicht. Der Wirt war sonst gut zu ihm, weil er so fleißig und still war, und wunderte sich sehr über ihn.

„Was ist denn mit dem Andrjuscha?“ fragte er, „der sieht ja aus, als wollte er gleich sterben!“

„Der denkt nicht ans Sterben — mit jungen Weibern treibt er seinen Mutwillen,“ meinte Malanja und schimpfte von neuem auf ihn los.

Er wußte nicht, wie ihm war, wenn er gleich ihr Schimpfen nicht ernst nahm. Am liebsten wäre er fortgelaufen vom Hofe, doch fühlte er nicht die Kraft dazu. Wie behext war er seit jenem Tage. Er fürchtete sich, sie anzusehen, und brannte doch nur darauf, es zu tun. In der Nacht fand er keinen Schlaf, und am Tage war er wie benommen und lief nur immer hinter ihr her.

Einmal, wie sie wieder auf den herrschaftlichen Wiesen zum Mähen waren, gingen sie alle an den Fluß, um zu baden — die Männer an dem einen und die Weiber am andern Ufer. Tischa, der Schelm, begann, ob er gleich verheiratet war, seinen Schabernack zu treiben — schwamm zu den Weibern hinüber und tauchte eine nach der andern.

„Was fällt dir ein?“ schrien sie, „laß uns los, du Satan! Willst uns wohl ertränken?“

Mit einem Mal taucht Andruscha neben Tischa auf, wie er eben die Malanja untertauchen will.

„Was tauchst du sie?“ rief Andruscha, und ehe man sich's versah, hatten sich beide an den Köpfen.

Seitdem ging er Malanja immer nach, wenn sie zum Flusse ging, um zu baden: verbarg sich im Schilf und sah ihr zu. Einmal erwischten ihn die Weiber dabei und warfen ihn so, wie er war, in den Kleibern ins Wasser. Danach ward er ruhiger, schämte sich wohl und ging nicht mehr auf ihre Scherze ein, wenn sie ihn ansprach.

Das Wetter blieb während der ganzen Erntezeit ausgezeichnet, und das Heu, das eingebracht wurde, war von der besten Sorte: richtig wie Tee war es. Was heute gemäht war, konnte morgen schon in Schober gebracht werden. Als das Herrschaftliche eingebracht war, gingen die Bauern an ihr eigenes Heu. Sie hatten damals ein ganz hübsches Stück Wiesenland, sechs Fuhren wohl kamen auf jeden, und außerdem schnitten sie das Gras im Walde für sich, was wieder zwei Fuhren auf jeden ergab. Dann mähten sie für den Herbergswirt noch die Kronswiesen, die er gepachtet hatte, um den halben Ertrag.

Für die Gutsarbeit brauchte man gerade viele

Hände, und so wurde es so eingerichtet, daß der Schwiegervater mit der Alten aufs Gut ging, während Andrjuscha, Malanja und die Soldatenfrau sich beim Herbergswirt vermieteten.

Die Kronswiesen lagen wohl an die neun Werst vom Dorfe ab. Die Männer waren zum Teil schon am Abend vorausgegangen und hatten das Gras abgemäht, und am Morgen folgten die Weiber nach. Wohl an die zwanzig Sensen waren im Gange. Die Wagen wurden angespannt, Brot, Kwas, Gurken, Grütze wurden mitgenommen und die Kessel dazu, und nun fuhren sie los, für eine ganze Woche. Bis zu zehn Personen saßen auf einem Wagen, Weiber und Männer durcheinander, und sangen und lachten während der ganzen Fahrt. Andrjuscha hatte den Schecken vorgespannt, das beste Pferd im ganzen Dorfe war es. Die Sensen, auch die der andern, die Harken, Kessel und sonstigen Gerätschaften hatte er hinten im Wagen untergebracht und saß nun neben Malanja zwischen den Weibern, wie ein König neben seiner Königin. Die andern lachten, wie sie ihn so sahen. Als die Wagen auf die Landstraße einlenkten, begannen sie um die Wette drauflos zu jagen, und Malanja sagte zu Andrjuscha:

„Vorwärts, fahr zu!“

„Nein,“ sagte er, „der Wirt hat's verboten.“

„Seht doch den frommen Popen!“ spottete sie.

„Nun, fahr schon zu!“

„Ich bin verantwortlich, und nicht du,“ meinte er.

„So fahr schon,“ drängte sie und nahm ihm die Zügel aus der Hand.

„Fahr doch selbst — mach', was du willst,“ sagte er, kletterte vom Wagen herunter und ging allein zu

Fuß weiter. Und was für ein böses Gesicht er dabei machte!

Als die Bauern an Ort und Stelle waren, wählten sie einen Ältesten aus ihrer Mitte. Der suchte eine Stelle aus, wo sie die Pferde ausspannen konnten, und dann fesselten sie die Pferde, nahmen die Risten von den Wagen, umfriedeten den Lagerplatz, hieben Äste von den Bäumen ab und bauten sich Zelte. Dann wurde Heu darüber gestreut, und der Lagerplatz war fertig.

Als Andrej kam, war seine erste Frage:

„Wo ist der Wallach?“

„Woher soll ich das wissen? Du bist doch der Knecht, du hast dich ums Pferd zu kümmern.“

„Was soll man mit Weibern erst lange reden,“ sagte er, wandte sich ab und ging, um die Bauern zu fragen.

Malanja ward böse auf ihn, sagte jedoch nichts.

„Wart', ich werde dir's schon heimzahlen,“ dachte sie.

Die Arbeit ging rasch vonstatten; die Weiber harken das Heu in Reihen und singen dabei, während die Männer es zu Haufen aufschichten. Der Pächter kommt an und scherzt mit den Arbeitern.

„Immer geht recht ins Zeug, meine Lieben,“ spricht der Alte, „es soll euch nicht leidtun. Wer weiß, ob das Wetter so aushält!“

„Könntest einen halben Eimer Branntwein zum besten geben,“ meinten die Bauern.

„Das soll mir recht sein,“ sagte er.

Es war eine Freude, der Arbeit zuzusehen. Zur Mittagszeit wurde eine halbe Stunde ausgeruht, dann ging es wieder ans Werk. Wären sie auf Fronarbeit gewesen, dann hätten sie das in drei Tagen nicht ge-

schafft, was sie hier in einem fertig brachten. Und so vergnügt sind alle, so lustig miteinander; nur Andruscha ist noch trauriger als sonst.

„Ich verlasse den Dienst,“ dachte er, „ich gehe zu meiner Mutter zurück, oder vermiet' mich anderswo.“

Dabei sucht sein Blick immer wieder die Malanja. Dort, wo die Wiese ansteigt, sieht er sie bergauf gehen, sieht, wie sie mit Fuß und Harke das Heu aufrafft, wohl zwei Ellen lang jeder Schwaden, und er hört sie singen und lachen, daß es im Hain widerhallt. Nicht ein einziges Mal blickt sie zu ihm hin. Immer trüber wird ihm zumute.

„Nein, ich muß hier fort,“ sagt er sich, „ich bin gar kein Mensch mehr.“

Es dunkelte schon, als sie zu den Wagen kamen und sich lagerten, um ihr Abendbrot zu verzehren und ein Glas Branntwein zu trinken. Nicht ein Wort sagte Malanja zu Andruscha. Die älteren Leute legten sich schlafen. Die Weiber aber hatte der Branntwein rebellisch gemacht, und sie dachten nicht an Schlaf, sondern tanzten einen Reigen. Der alte Pächter war mitten unter ihnen, noch einmal schickte er nach Branntwein. Andruscha war es so weh, so weh ums Herz. Alle, die er da sah, waren im Dorfe geboren und kannten sich unter einander — und nur er allein war ein Fremder. Alle waren, wenn nicht reich, so doch auch nicht arm, und nur er war ein Knecht und von Haus aus ein armer Schlucker. Branntwein trank er nicht und wollte sich auch nicht daran gewöhnen. Er nahm seinen alten Rock vom Wagen, holte ein Stück Brot hervor und ging abseits, auf einen Heuhaufen, der unter einer Birke stand. Das Heu war noch nicht fertig, es war nur zusammengeharkt, damit es vom

Tau nicht naß würde. Morgen sollte es, je nach dem Wetter, wieder ausgebreitet werden. Es war noch grün und feucht und duftete nach Gras.

Er warf die Ruppe des Haufens herunter und breitete seinen Rock über das duftende Lager. Dann streckte er sich hin und war so traurig, so traurig. Weiter am Walde tönt das Lachen der Weiber, Kinder jagen kreischend hinter ihnen her. Auch Malanjas Stimme vernimmt er. Der Wind trägt den Rauch von den Lagerfeuern bis zu ihm heran. Der Himmel ist rein und wolkenlos, die Sterne schimmern so hell. Er liegt auf dem Rücken, schaut zu den Sternen auf und findet, so müde er auch ist, keinen Schlaf. Stillter und stiller wird's dort am Walde, und noch immer flieht ihn der Schlummer. Aus Langerweile stimmt er ein Liedchen an. Doch — was ist das? Der Haufen, auf dem er liegt, scheint sich zu bewegen.

„Wer ist da?“ ruft er.

Guck' einer: die Weiber sind es.

„Was gibt's?“ fragt er unwirsch.

Er hat sie erkannt: die Soldatenfrau ist's, die eben mit einem Burschen rasch weiterläuft, nach den Büschen zu. Und noch eine ist da — die Malanja. Ohne ein Wort zu sagen, kommt sie an ihn heran und setzt sich auf das Heu.

„Ich bin es. Warum hast du aufgehört? Sing weiter, Andrjuscha!“

So seltsam wird ihm zumute — er möchte wohl singen, aber die Stimme stockt ihm in der Kehle.

„Was ist dir denn? So sing doch!“ Sie zupfte ihn am Ärmel. „Ich höre dieses Lied so gern. Dort bei den Bauern war's langweilig, ich bin von ihnen weggelaufen. Nun, sing doch!“

„Ach . . . laß mich in Ruhe!“

„Was fehlt dir denn? Hast du einen Kummer?“

Er schweigt.

„Was sollte dir auch Kummer machen? Bei mir ist's was anderes, ich sehne mich nach meinem Manne — aber du? Hast satt zu essen, hast dein Obdach — was fehlt dir noch?“

„Was soll dir dein Mann, du hast auch ohne ihn keine Langeweile.“

„Keiner sonst ist mir lieb, Andrjuscha. Der Gram verzehrt mich, die Sehnsucht. Ich ertrag's nicht mehr. Keinen liebe ich außer meinem Manne. Und du — warum gibst du dich gar nicht mit den Weibern ab?“

„Ich bin ein Fremder, ihr habt genug an euren eignen Jungen.“

„Bist du mir böse?“

„Nein — weshalb?“

„Bist so verlassen, armer Junge, so von keinem geliebt . . . Bist du mir noch gram wegen des Wallachs?“

„Nein, Malanjuscha, ich bin dir nicht gram . . . Aber laß mich in Ruhe, was bin ich dir denn? . . . Ich bin ein Knecht . . . Ich sah dich früher nicht an . . . Und jetzt weiß ich nicht, wie mir ist . . . Ich bin nicht mehr Herr über mich selbst, ganz wirr ist mir im Kopfe . . . Wirklich, Malanja, laß mich . . . Wenn ich Kummer habe, so ist's, weil ich schon lange nicht zu Hause war . . .“

„Wie denn — du sollst wohl bald heiraten?“

„Gott mag's wissen.“

„Wenn ich nicht schon einen Mann hätte, ich würde dich heiraten.“

Andrjuscha schwieg. Im Gebüsch ließ sich ein Geräusch vernehmen, und ein Pfiff ertönte. Andrjuscha lachte hell auf.

„Sieh doch, Nastasja hat ihren Herrn gefunden!“ sagte er.

„Wirklich, ich würde dich heiraten,“ wiederholte Malanja.

Sie stand auf, kniete neben ihm im Heu nieder, nahm sein Gesicht zwischen beide Hände und küßte ihn.

„Keiner liebt mich, keiner hat mich gern,“ flüsterte sie.

Vom Gebüsch her ließ sich wieder das Geräusch vernehmen. Malanja sprang auf, um zu der Soldatenfrau hinzueilen.

„Was machst du nur mit mir, Malanja — was machst du nur mit mir!“ sagte Andrjuscha und faßte sie bei der Hand. Doch sie entriß sich ihm.

„Laß mich — es kann jemand kommen und uns sehen,“ flüsterte sie.

Andrjuscha verbrachte die ganze Nacht ohne Schlaf, sie aber war mit der Soldatenfrau zu den Wagen geeilt, hatte sich dort mitten zwischen den andern Weibern schlafen gelegt und war in einen festen, tiefen Schlaf gesunken. Andrej saß lange auf seinem Heuhaufen und lauschte in die Nacht hinein. Dann schlich er eine ganze Weile um die Wagen herum, doch Malanja zeigte sich nicht. Sie schlief fest und hörte nur im Traume, wie der Hund auf der Poststation bellte, wie die Hähne krächten und die erwachenden Vögel zu zwitschern begannen. Die Bauern, die bei den Pferden Nachtwache hielten, kamen und wurden durch andere abgelöst. Rührer Tau sank herab und bedeckte die Erde und das Heu.

Ganz, ganz spät schlief Andrjuscha endlich ein, er wußte selbst nicht, wie. Als die Sonne aufging, weckte man ihn. Malanja war ganz so, wie sie immer gewesen — als ob nichts geschehen wäre.

Als der Tau getrocknet und das Frühstück verzehrt war, ging alles wieder an die Arbeit. Jetzt kam der lustigste Teil der Heuernte: das Anfahren des Heues und das Aufrichten des Schobers. Die einen waren ins Wäldchen gefahren, um Stangen zur Unterlage für den Schober abzuhauen, die andern spannten die Wagen an oder warfen die Heuhaufen zum Trocknen auseinander.

Es war ein schwüler Tag, und die alten Leute meinten, es sehe ganz danach aus, als wenn das Wetter sich ändern wollte. Der Tau war spärlich gefallen, der Schnupftabak in der Dose des Pächters haftete am Deckel, die Schwalben flogen niedrig, es lag wie ein Nebel in der Luft, und es war so heiß, daß allen der Schweiß auf die Stirn trat.

Bis zur Mittagsstunde war der erste Schober schon beträchtlich vorgeschritten, man mußte das Heu schon von den Wagen hinaufreichen, und andere, längere Heugabeln wurden geholt, weil die mitgebrachten zu kurz waren. Zuerst wurden die Schober des Pächters fertig gemacht, dann wollten die Bauern an die andern gehen. Der Pächter selbst half fleißig mit, er hatte den Gürtel über dem feisten Schmerbauch gelockert, und der Schweiß troff ihm nur so vom Gesichte.

Auch die Weiber mußten beim Anfahren des Heues helfen. Malanja und die Soldatenfrau kommen mit einer Fuhre an, hoch oben im Heu sitzend, und die Bauern beginnen unter lautem Hallo zu ziehen und zu zerrren, um sie mitsamt dem Heu vom Wagen herunterzuholen. Malanja weiß ihnen zu entchlüpfen und springt eben noch hinunter, das eine Mal jedoch gelingt es ihr nicht, und sie purzelt samt dem Heu

unter dem Lachen der Bauern herab. Andruscha reichte mit der Gabel das Heu hinauf, und obwohl seine Seite im Schatten lag, kam er doch so in Hitze, daß er ganz außer Atem war. Er wollte vor den Leuten seinen Mann stehen, namentlich wenn die Weiber hinsahen, aber mehr als einmal geschah es doch, daß er zu viel auf die Gabel nahm und sie nur mit Mühe emporhob, weil die Gewöhnung und die Kraft ihm noch abging. Er schwankt auf den Beinen, und das Heu gleitet herunter von der Gabel und fällt ihm auf das schweißbedeckte Gesicht, auf dem die trockenen Grashalme festkleben. Um die Wette geht's, wo mehr hinaufgereicht wird — ob hüben oder drüben. Und ein Lärmen und Lachen und Getümmel gibt es, und das Heu duftet so kräftig, ganz benommen wird der Kopf. Der Pächter aber treibt und treibt: schon zeigen sich Wölkchen am Himmel. Nun, mag er nur treiben, das ist seine Sache — die Leute tun so schon genug, schöpfen ihre letzte Kraft aus. Gegen Mittag ist der erste Schober fertig, die Kappe ist aufgesetzt, der Strick wird hinuntergelassen, und die Männer, die oben sind, gleiten herab. Andruscha spürt seine Arme kaum vor Anstrengung. Nur ein kurzes Schläfchen wird gemacht, dann geht's an den zweiten Schober. Rasch wächst er auf der aus Ästen gefügten Unterlage empor, höher und höher wird das Heu hinaufgereicht. Aber, o weh — dort ziehen wirklich schon richtige Wolken herauf!

„Immer zugegriffen, Kinder! Einen Eimer noch geb' ich zum besten!“

Da gab's denn ein Hasten und Eilen. Näher und näher kommt die Wolke, der Wind erhebt sich. Der Pächter klettert selbst auf den Schober hinauf, mit

währendem Barte steht er da, und von unten her fliegen die Heubüschel ihm zu, so rasch, daß er sich nicht zu erwehren vermag und darunter verschwindet; kaum hat er sich herausgekrabbel, ist er gleich wieder zugeschüttet.

„Immer her damit! Immer noch mehr!“

„Nimm's ab! Los da, ihr Weiber! Immer höher, höher! Tritt's fest! Zupf' es oben glatt! Ist noch viel übrig?“

„Noch zwei Haufen hinter dem Gebüsch.“

Die Weiber sollen sie holen, wissen aber nicht, wo sie sind. Andruscha steht daneben, ganz außer Atem vor Anstrengung, und bebt wie Espenlaub.

„Andruscha, hol' du die zwei Haufen — du weißt, wo sie sind.“

Der Wind weht stärker und stärker, die Wolke kommt immer näher. Hemd und Bart des Pächters flattern nur so. Andruscha wischt sich den Schweiß von der Stirn und klettert auf den Wagen.

„Eins von den Weibern muß mit!“ ruft er.

Die Soldatenfrau ist am Schober beschäftigt, also muß Malanja mit. Sie besteigt den Wagen, greift in die Bügel und fährt los, daß Beine und Busen nur so erzittern. Andrej sitzt im Wagen wie ein Sack. Über die Hügel geht's hin, und bald sind sie hinter den Büschen. Andruscha klettert vom Wagen, um das Heu heraufzureichen, während sie oben bleibt und es abnimmt. Kein Wort spricht sie, sondern sieht ihn immer nur lachend an und reiht Büschel an Büschel. Da plötzlich, wie er eben mit der Heugabel wieder einen mächtigen Schwaden hinaufreichen will, schwankt er und sinkt ins Heu zurück. Eine Schwäche befällt ihn, und er kann nicht weiter.

„Was ist dir? Willst dich wohl schlafen legen?“
fragt ihn Malanja.

„Ein Ende mach' ich mit mir, du Seelenverderberin
— das ist mir! Dich und mich bring' ich um, du böses
Weib!“

Das Weib lacht — er aber ist so bleich wie ein
Linnen. Sie sprang vom Wagen und lief auf ihn zu.

„Was ist denn mit dir, Andrjuscha — bist du von
Sinnen? Haben sie dich behext?“

Er packte sie bei den Armen.

„Quäle mich nicht, Malanja, ich ertrag's nicht
länger. Jag' mich fort aus deiner Nähe, sag' mir,
ich solle meinem Leben ein Ende machen — oder
erbarm' dich meiner, nur ein klein wenig erbarm'
dich! Ich weiß ja, daß ich deiner nicht wert bin,
daß du einen braven Bauern zum Manne hast —
aber ich bin meiner selbst nicht mehr mächtig, ich ver-
gehe vor Liebe zu dir, du mein Ein und Alles!“

Und er hält sie und läßt sie nicht los, und die
Tränen stürzen ihm nur so aus den Augen.

„Nun seht doch!“ sagt sie, „zum Heuausladen hat
er nicht mehr Kraft genug — und hier hängt er sich
an mich so fest wie eine Klette! Was fällt dir denn
ein? Laß mich los, oder ich sag's zu Hause dem
Wirt!“

„Aber du hast mich doch selbst . . . geküßt hast du
mich gestern, warum?“

„Weil es mir gestern Spaß machte, und heute
heißt es: an die Arbeit! Nun, so laß mich schon los
und steh auf — diese Nacht soll unser sein.“

„Ist's auch wahr, Malanjuscha?“

„Warum soll sie's nicht sein? Sieh, da fängt's
schon an zu regnen!“

Es bleibt ihm nichts weiter übrig, als aufzustehen, den Wagen vollzuladen, den Strick darüber festzubinden und loszufahren. Er geht nebenher.

„Wirst du mich auch nicht anführen?“ fragt er.

„Ganz gewiß nicht,“ sagt sie und lacht.

Raum hatten sie das Heu abgeladen, als es auch schon zu gießen begann. Alles suchte unter den Wagen Schutz. Das Heu des Pächters war glücklich eingebracht, das der Bauern aber lag noch auf der Wiese. Es war heute nichts mehr zu machen, und alles ging nach Hause. Malanja lief neben der Soldatenfrau voraus, und Andrej blieb mit dem Wagen zurück. Wie sie ein Stück Weges gegangen waren, kam Nikifor, der Liebste der Soldatenfrau, hinter ihnen her und rief dieser zu, sie solle nicht so eilen. Die beiden gingen nun langsam, und Malanja, die rasch nach Hause kommen wollte, lief ganz allein weiter.

Der Regen hatte aufgehört, und die Sonne guckte wieder hervor. Der Weg führte durch den Wald. Malanja hatte die Schuhe ausgezogen und den Rock über den Kopf genommen — das rosige Gesicht guckte heraus, und die schlanken weißen Beine blinkten nur so. Wie sie sich auch anzog: immer war und blieb sie die hübsche Malanja.

Und da sandte nun der Herrgott die Strafe auf sie herab, für Andruscha und all die andern, die sie schon gefoppt hatte.

Der Pächter hatte das Heu an einen Großhändler in der Stadt verkauft und ihn an eben diesem Tage eingeladen, sich den Schnitt auf der Wiese anzusehen. Malanja kommt des Weges daher, gerade über eine Lichtung, und denkt an alles Mögliche — an die Soldatenfrau und Nikifor, an Andruscha, dem sie

nun wieder entwischt ist, und der ihr eigentlich leid tut. Und plötzlich, sieh: kommt ihr ein Reiter entgegen, in Rock und Raftan, wie sie die Kaufleute tragen, und aus dem Raftan guckt ein Hemd aus rotgemustertem Baumwollstoff hervor. Die hohen Stiefel sind von feinem Ziegenleder, das Pferd ist ein schmuckes Tier aus der Wolgasteppe, und schmuck ist auch der Reiter. Ein Adler, mit einem Wort: unterseht von Gestalt, die Wangen frisch und rot, die Brauen schwarz wie das lockige Haar und das Bärtchen, das kaum hervorgesproßt ist. Die kupferbeschlagene Peise rauchend, kommt er dahergeritten und schwingt seine Peitsche. Ein hübscher Bursche, weiß der Teufel, dieser Großkaufmann Matwej Romanowitsch, und, so jung er war, im ganzen Gouvernement als großer Schelm bekannt. Malanja hatte ihn noch nie gesehen, sonst aber wußten wohl alle, wie er mit den Weibern umsprang, wie vortrefflich er sich darauf verstand, krankes Vieh an den Mann zu bringen, jemandem ein Pferd aufzuschwätzen, die Preise für die Waldbestände zu drücken und Abstandsgelder einzuheimsen. Ein durchtriebener Junge, wie gesagt, trotz seiner zwanzig und etlichen Jahre: ein Schelm und Schalk wie sein Vater.

„Guten Tag, liebes Tantchen — woher und wohin des Weges?“ ruft er Malanja zu und pflanzt sich auf seinem Gaul vor ihr hin.

„Nach Hause geh' ich — so laß mich doch vorüber!“ sagt sie und will zur Seite ausweichen.

Er wendet das Pferd und reitet hinter ihr her. Sie wirft ihm einen Blick zu: „Das ist ein Adler,“ denkt sie, „das ist kein Andruscha!“

„Wie heißt du denn, mein Schätzchen?“

„Was geht dich das an?“

„Ich möcht' gern wissen, wer hier in der Gegend ein so hübsches Weibchen hat.“

„Wem ich auch gehören mag — für dich bin ich jedenfalls nicht zu haben.“

„Für solch ein Weibchen wär' mir nichts zu teuer. Wie heißt du denn?“

„Malanja heiß' ich. Willst du sonst noch was wissen?“

Er reitet ihr wieder in den Weg und schickt sich an, vom Pferde zu steigen.

„Nimm dich in acht,“ sagt sie und hebt ihren Rechen hoch empor.

„Und wie heißt du mit Vatersnamen?“ fährt er unbekümmert fort.

„Rodiwonowna.“

Er war abgestiegen und ging nun neben ihr her.

„Ach, Malanja Rodiwonowna,“ begann er zu schmeicheln, „du glaubst nicht, wie lieb ich dich habe! So eil' doch nicht so!“

Malanja ahnt wohl, daß ein Unheil im Anzug ist, und so schmeichelhaft und lieb ihr seine Worte auch sind, so wird ihr doch bang ums Herz, und sie läuft schneller und schneller.

„Geh deinen Weg und laß mich den meinigen gehen,“ sagt sie. „Die Bauern kommen hinter uns hergefahren. Mach', daß du fortkommst, laß mich nach Hause gehen.“

„Aber, Malanja Rodiwonowna,“ sagt er, „es ist mir doch so angenehm, mit dir zusammen zu sein!“ Und er zieht ein rotes Tüchlein aus der Tasche und reicht es ihr.

„Laß mich — ich will nichts von dir haben,“ meint sie.

„Meine Liebe, Gute, Schöne,“ sagt er, „verlange, was

du willst: du sollst es haben, aber sei mir ein bißchen gut! Ich weiß nicht, wie mir wurde, als ich dich sah. Hab' mich doch lieb, mein hübsches kleines Frauchen!“

Und weiß Gott, wie es zuging: sie, die allen andern so gern einen Streich spielte — sie war plötzlich wie umgewandelt. Sie läßt den Kopf sinken, schweigt und weiß nicht, was sie sagen soll. Und er nimmt sie bei der Hand.

„Meine herrliche, süße, schöne Malanja Rodiwonowna,“ sagt er, „ich habe dich so von Herzen lieb, daß ich ganz bezaubert bin.“

Und er bittet und fleht, und wird dabei bleich wie ein Linnen, während seine Augen nur so glühen.

„Malanja Rodiwonowna,“ bittet er und faltet dabei die Hände, „ich bitte dich um alles in der Welt: erhör' mich, nur ein Stündchen laß mich bei dir weilen — tu's, mein Herzchen! Gönn' meinem Leibe die Freude, ich bin ein Fremder und nehme die Schande mit fort!“

Sie wußte nicht, wie ihr ward, und sagte nur:

„Eben, weil du ein Fremder bist . . . ich kenne dich doch nicht . . .“

Doch da nahm er sie schon in seine starken Arme und trug sie in den Wald.

Sie sagte ihm alles, wo der Hof lag, und wo sie dort schlief, und er zog seinen Beutel hervor, nahm einen Rubel heraus und gab ihr den. Da schluchzte sie auf und sagte in flehendem Tone:

„Nur hab' Erbarmen und bring' mich nicht in die Schande!“

„Fürcht' dich nicht, Herzchen,“ sprach er, — „nimm das hier zum Andenken, und morgen, sobald es dunkel geworden, komm' ich zu euch auf den Hof und pfeife.“

Er geleitete sie bis an den Waldbrand, bestieg sein Pferd und ritt auf und davon.

5.

Sie kam nach Hause. Der Schwiegervater ahnt nichts, und auch die Alte weiß von nichts — nur so viel sehen sie, daß sie eine ganz andere geworden ist. Zu nichts hat sie Lust, und ewig läuft sie irgendwohin und guckt und späht. Andruscha aber war noch betrübter als sonst. Einmal kam er zu ihr auf die Tenne, da schrie sie ihn an wie einen Dieb, ganz rasend wurde sie und weinte sogar vor Wut.

„Daß du nicht wagst, auch nur den Mund aufzutun! Was willst du hier, du Unverschämter? Nicht mal 'nen Scherz wird man machen dürfen!“ sagte sie und schluchzte laut auf, „von dir ist mir aller Kummer gekommen!“

Andruscha wußte nicht, was ihre Worte zu bedeuten hatten — er fühlte nur den Schmerz, den sie ihm bereiteten. Doch hatte er nicht die Kraft in sich, von dannen zu gehen. Als seine Mutter ihm sagen ließ, sie habe eine bessere Stelle für ihn, wo es mehr Lohn gäbe, meinte er, er wolle lieber umsonst bleiben, wo er sei, als unter Fremde gehen.

Das Wetter war seit jenem Erntetage ganz umgeschlagen. Es regnete ununterbrochen, und die Bauern konnten die auf sie entfallende Hälfte des Heues nicht trocken bekommen. Es verfaulte auf den Wiesen, nur da und dort konnte ein Eckchen abgeerntet werden. Vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein goß es in Strömen, die Felder verwandelten sich in Sümpfe, und wenn die Bauern pflügen wollten, blieb der Pflug im Moraste stecken.

Eines Tages ging Andruscha auf Hofarbeit, nach der Getreidedarre. Wie er mühsam und immer wieder ausgleitend zwischen den Pflügen hinschreitet, sieht er, wie eine Frau in einem Kopftuche, eine Serte in der Hand, mit nackten Beinen durch den Rot wadet: Malanja ist es, die die Rübe heimholt. Den ganzen Tag hatte es wie aus Eimern gegossen, daß die Hirten das Vieh nicht auf dem Felde halten konnten. Plötzlich sieht er den Großhändler daherkommen und sich ihr nähern.

„Heute also,“ sagt er leise zu ihr, und Malanja neigt den Kopf.

„Der also ist es!“ denkt Andrej.

Als er nach Hause kam, ging er nicht gleich schlafen, sondern horchte in die Nacht hinaus. Und plötzlich hört er, wie jemand hinter der Tenne pfeift. Gleich darauf läuft Malanja über den Hof. Andrej kommt in die Scheune und sieht einen fremden Mann.

„Wer bist du?“ fragt ihn dieser.

„Ich bin der Knecht.“

„Hier hast du einen Zwanziger — aber sag' nichts.“

Was sollte er machen? Nun war er aber nicht der einzige, der dahinter kam — auch sonst war es im Dorfe aufgefallen, daß der Großhändler so oft kam. Es gab mancherlei Gerede, aber was reden die Leute nicht alles! Etwas Zuverlässiges war nicht in Erfahrung zu bringen.

Einstmals zur Nachtzeit erschien plötzlich Eustrat auf dem Hofe. Er fragt nach seiner Frau, und man sagt ihm, sie sei auf der Tenne. Wie er nach der Scheune kommt, ist's ihm, als höre er Stimmen: am ganzen Leibe erbebt er. Er guckt in den Schuppen: ein Paar Stiefel stehen da.

„Heda, wer ist da?“ fragt er und schlägt auch schon

mit dem Knüttel drauf los. Der Großhändler schlüpft zum Thor hinaus und nimmt Reißaus.

Malanja springt heraus, im bloßen Hemd, und will fliehen.

„Wem gehören die Stiefel?“

„Verzeih mir!“

„Gut, komm mit in die Stube.“

Er selbst trug die Stiefel nach der Stube. Er legte sich allein zu Bett. Am Morgen nahm er den Einspannriemen und rief Malanja in die Kumpelkammer. Andrjuscha hört, wie er ihr den Text liest, und wie er mit dem Riemen auf sie losschlägt — immer hitziger wird er, je mehr er schlägt.

„Sei nicht liederlich! Sei nicht liederlich!“ ruft er.

Dann schleift er sie an den Haaren über den Boden. Ein Auge schlägt er ihr blau, sie aber denkt: „Was einmal im Bauche sitzt, schlägst du nicht mehr heraus.“

Die Schwiegermutter beginnt für sie zu bitten, er aber schreit: „Wer will mich belehren, wie ich mit meiner Frau umgehen soll?“ Da schämte sich die Mutter und bat ihn um Verzeihung.

Dann spannt er an und fährt mit Andrej aufs Feld, um zu pflügen. Er fragt Andrjuscha aus, doch der sagt kurz: „Ich weiß von nichts.“

Wie er am Abend heimkommt und ausgespannt hat, findet er das Abendbrot schon bereit auf dem Tische.

Malanja fliegt nur so, um ihn zu bedienen. Sie hat sich hübsch sauber gewaschen und angezogen; das Auge ist noch ganz blau, und sie wagt nicht, ihn anzusehen. Sie essen zu Abend, und die Alten gehen in die Kammer. Eustrat legt sich auf die Pritsche unterhalb der Stubendecke nieder. Ganz am Rande legt er sich hin und sagt kein Wort.

„Lösch' den Rienspan aus,“ spricht er nach einer Weile.

Sie tut, wie er geheißt, und denkt: „Was wird nun weiter sein?“

Sie hört, wie er die Stiefel auszieht. „Es scheint, daß alles wieder gut ist,“ denkt sie, wie sie am Fenster vorübergeht. Sechs Monate lang war er nicht zu Hause gewesen, und hatte sie doch noch geprügelt: so lieb war sie ihm! Schweigend kroch sie zu ihm hin und legte sich neben ihm nieder. Sie hob den Raftan auf, mit dem er sich zugedeckt hatte, schmiegte sich im bloßen Hemd, wie eine Rake, an ihn und begann ihn zu umarmen und zu küssen, daß ihm der Atem verging.

„Wirst du es noch einmal tun?“ fragte er.

„Sprich nicht mehr davon.“

Seit dieser Zeit vergaß sie den Großhändler ganz und gar. Die Stiefel verkaufte Eustrat für fünf Rubel. Lachend sagte er oft: „Hätt' ich ihn nur erwischt, ich hätte ihm auch den Raftan ausgezogen.“

Andrjuscha blieb noch bis zum Fürbittenfest da und ging dann zu seiner Mutter heim. Lange noch dachte er an das zurück, was er auf dem Hofe erlebt hatte. Die Mutter ließ sich Land für ihn zuteilen und verheiratete ihn.

Als der Frühling kam, gebar Malanja einen Sohn, der dem Großhändler wie aus dem Gesicht geschnitten war. Dieser ihr ältester Sohn war eben der Petruschka, von dem wir am Anfang unserer Geschichte gesprochen.

Vor 1862.

Sichon und Malanja

Feiertägliche Stille lag über dem Dorfe. Alles Volk war in der Kirche. Nur die kleinen Kinder, die alten Weiber und ein paar Bauern, die zu faul waren, um zur Messe zu gehen, waren zu Hause geblieben. Die Weiber standen am Herd und kochten das Mittagessen, die Kinder krochen an den Hauschwellen herum, und die Bauern sahen da und dort im Hofe zum Rechten. Die Straße war menschenleer. Es war das Fest der Apostel Petrus und Paulus. Am Ende der Dorfstraße ließ sich Schellengeläut vernehmen, und ein mit drei Pferden bespannter Postwagen wurde sichtbar.

Einer der Bauern, der nicht zur Kirche gegangen war, Anissim Schidkow, hörte das Schellengeläut. Er ließ sogleich die Hand von dem Wagenkasten, an dem er sich zu schaffen gemacht hatte, und trat durch das knarrende Tor auf die Straße, um zu sehen, wer da käme. Den schmucken Beipferden waren bunte Färbeln in die Mähnen geflochten, und das gesprenkelte Mittelpferd, das Anissim bekannt vorkam, hob den vom Zügel angezogenen Kopf hoch im Krummholz empor. Raun den Kopf bewegend, jagte es in raschem Trab die steile Straße herauf, während der Fuhrmann, der halb kniend im Wagen stand, es mit lautem Anruf anfeuerte.

Die Pferde waren glatt und wohlgenährt und schwitzten nicht, obschon die Sonne von dem völlig wolkenlosen Himmel heiß niederbrannte. Der Fuhr-

mann war ein schmucker Bursche, er trug einen neuen Rock und einen ebensolchen Hut.

„Der Tichon Jermilin ist's also!“ murmelte Anissim vor sich hin, als er den Fuhrmann erkannt hatte, und trat in seinen neuen Basttschuhen mitten auf die Straße.

Als Tichon an Anissim vorüberfuhr, lüftete er schweigend den Hut. Man sah es an dem Ausdruck seines Gesichtes, wie glücklich er war, und wie sehr er davon überzeugt war, daß alle Welt ihn um sein Dreigespann beneiden mußte, das er so geschickt zusammengestellt und so hübsch ausgeputzt hatte. Er gab sich alle Mühe, nicht gar zu selbstzufrieden zu erscheinen, damit sich nicht etwa jemand durch seinen Stolz beleidigt fühlte. Er schrie, nachdem er seinen neuen Hut wieder aufgesetzt hatte, nicht auf die Pferde los und setzte den Hut auch nicht keck aufs Ohr, sondern schlug nur leicht mit der Leine auf den Rücken des Handpferds, wendete, nachdem er noch ein Stückchen weitergefahren, den Wagen um und rief den Tieren, die sich ohnedies schon in recht gemächlichem Schritt dem bekannten Toreingang näherten, ein langsames, gemessenes „Pr!“ zu. Anissim, dem es in diesem Sommer nicht besonders gut gegangen war, kam nicht ohne Neid, doch immerhin mit gebührender Achtung auf Tichon zu, um mit ihm ein klein wenig zu plaudern.

Tichons alte Mutter, die allein zu Hause geblieben war, trat vor das Haus.

„Ich hörte die Schellen,“ begann sie freudig erregt, „und ich dachte bei mir: was für ein Fuhrmann kommt denn da angefahren? Aber ich machte mich gleich wieder an meine Töpfe und hörte nicht

weiter hin. Doch mit einemmal hör' ich die Schellen wieder ganz in nächster Nähe . . .“

„Guten Tag, liebes Mütterchen!“ rief der Sohn ihr zu, während er mit den schweren Stiefeln dicht neben dem Vorderrad auf den Boden sprang.

„Guten Tag, mein lieber Sohn Sichon — wie geht's dir denn, mein Junge?“

Und sie fuhr fort zu reden und redete von allem Möglichen, in einförmig melancholischem Tonfall, als wenn sie von längst vergangenen Dingen spräche.

„Ich sag' zu mir: wenn so unser Sichon jetzt käme — kein Mensch ist zu Hause, der Vater ist weg, und die Frau ist weg, zur Messe sind alle gegangen . . .“

Sichon hörte nicht zu Ende an, was sie sprach, sondern nahm aus dem Wagenkasten ein Bündel und trug es in die Stube, wo er sich vor den Heiligenbildern verneigte. Dann trat er wieder aus dem Flur in den Hof und öffnete das Tor.

Er steckte die Fausthandschuhe und die Peitsche in den Gurt, machte das Tor ganz weit auf, damit er nicht dagegen käme, führte die Beispferde am Zaume herein, nahm die Schleifen der Zugstränge ab, warf diese den Pferden über den Rücken, machte die Lenkseile los, nahm den Pferden die Kumte ab und führte sie, ohne irgendwo anzustoßen oder hängen zu bleiben, nacheinander vom Wagen fort. Nichts fiel oder glitt ihm aus der Hand, alles ging so glatt und flink wie am Schnürchen.

Wenn er nichts in der Hand hatte, spreizten sich seine Finger ganz weit auseinander, als wollten sie noch irgendwo zufassen, noch irgend eine Arbeit verrichten.

Während er die Pferde ausspannte, plauderte er

in einem fort mit Anissim, der ihm gefolgt war und nun breit und träg in seinen Basttschuhen dastand und sich unterhalb des Gurtes den Bauch krakte. Beide hatten, bevor sie ins Gespräch kamen, wieder ihre Hüte gelüftet.

„Hast wohl Sehnsucht gehabt nach deinem jungen Frauchen?“ begann Anissim mit spöttischem Lächeln, obschon er eigentlich etwas ganz anderes fragen wollte.

„Daß ich nicht wüßte,“ versetzte Tichon.

„Wie geht's denn den Ansrigen in der Stadt? Den Mitroschins zum Beispiel?“ fragte Anissim weiter und krakte sich den Kopf. Diesmal hatte seine Frage schon einen ernsteren Klang.

„Wie soll's ihnen gehen? Bald gut, bald schlecht. Bei uns auf der Station kommt's darauf an, wie sich einer aufführt,“ sagte Tichon in überlegenem Tone und dachte dabei nicht ohne Stolz an sich selbst.

„Den Braunen hast du umgetauscht, wie?“ fragte Anissim weiter. Jetzt war er bei dem Thema angelangt, das ihn recht eigentlich interessierte. „Und den Falben da hast du neu gekauft?“

„Der Braune taugte längst nichts mehr, das war nur so ein Einfall vom Vater, ihn immer noch zu behalten.“

Mit Behagen erzählte nun Tichon, wie es beim Umtausch und Kauf der Pferde zugegangen, was er dabei verdient, und was die andern zugesetzt hätten. Anissim machte ihm, halb im Scherz und halb im Ernst, den Vorschlag, er solle ein Viertelchen Branntwein zum besten geben, doch Tichon wies sein Ansuchen mit Bestimmtheit ab.

Während sie so sprachen, ruhte Tichon auch nicht einen Augenblick. Die Pferde waren ausgespannt,

das Geschirr hing an seinem Platz, und die Pferde standen im Schuppen.

Anissim hatte glücklich alles herausgekriegt, was er wissen wollte, stand noch ein Weilchen, sich mit beiden Händen kratzend, da und ging schweigend von dannen.

Sichon nahm ein Bündel Heu aus dem Wagenkasten und legte es den Pferden vor, worauf er den Hut tiefer in die Stirn drückte und, die Finger beider Hände noch weiter auseinanderspreizend, sich in die Stube begab. Es gab weiter keine Arbeit für ihn, aber die Hände verblieben nun einmal in der gespreizten, arbeitswilligen Haltung. Er schwenkte seinen Hut und hing ihn an den Nagel, zog seinen Rock aus, legte ihn sorgsam an einen Platz, den er vorher abgestäubt hatte, und nahm in dem neuen, rotgemusterten Baumwollhemd, das die Mutter noch nicht an ihm gesehen hatte, auf der Bank Platz. Die gleichfalls neuen Hosen, die er trug, waren aus Hausmachertuch gefertigt, das die Mutter gewebt hatte; an den Füßen trug er hohe, mit Nägeln beschlagene Fuhrmannsstiefel. Er hatte sie draußen im Dorfe mit Heu gesäubert und mit Teer eingeschmiert. Er fand nun buchstäblich nichts mehr zu tun, um jedoch seine Hände irgendwie zu beschäftigen, strich und zog er die Ärmel seines Baumwollhemds zurecht, die sich unter dem Rocke zerknüllt hatten, und entnahm dem Bündel, das er vorher in die Stube getragen, die mitgebrachten Geschenke. Für seine Frau hatte er ein Stück großgeblümten Rattuns bestimmt, für die Mutter ein weißes Tuch mit schönem bunten Rande und für alle Hausgenossen zusammen ein Bund Kringeln aus feinstem Weizenmehl.

„Ich dank' dir auch schön, mein lieber Sohn Si-

chon. Was hast du dir nur für Kosten gemacht?“ sagte die Alte, während sie das ihr geschenkte Tuch auf dem Tische ausbreitete und mit dem Nagel darüber hinfuhr. „Wie schade, daß du niemanden weiter angetroffen hast. Der Vater war mit mir zusammen in der Frühmesse, er ist dann noch auf ein Schnäpschen im Dorfe geblieben, und ich machte, daß ich nach Hause kam. Die jungen Weiber beeilten sich, um noch zum Hochamt zurecht zu kommen, sie hatten die Töpfe aufgesetzt und gingen dann, ich aber bin dageblieben.“

Die Alte faltete ihr Tuch zusammen, legte es in den Kasten und machte sich wieder an die Arbeit, wobei sie in einem fort weitersprach.

„Bei uns sind alle Gott sei Dank gesund,“ erzählte sie — „nur mein Alterchen kommt mit den Beinen nicht mehr recht fort; sowie schlechtes Wetter ist, schreit er förmlich vor Schmerz. Zur Hofarbeit kann er auch nicht mehr gehen, da muß ihn für gewöhnlich der Grischka vertreten.“ Grischka war der jüngere, unverheiratete Bruder Tichons. „Ein Glück noch, daß die Dorfobrigkeit ein Einsehen hat. Micheitsch ist immer noch Dorfältester bei uns. Wir können über ihn nicht klagen, er weiß hübsch Ordnung zu halten. Schickt mir den Grischka nur nicht zum Mähen, sagt er, das hält er nicht aus, ist noch viel zu jung. Dieser Tage mähten sie das Gras im herrschaftlichen Garten, da schickte der Vater auch wieder den Grischka hin. Die Sense hat er ihm selbst zurecht gemacht, weil er aber darüber müde wurde, bat er den Schwager Gerassim, sie fertig zu dengeln. Es ist dem armen Grischka aber doch zu viel geworden. Ich halte das Mähen nicht aus, sagte er, die Arme und Beine knicken mir dabei ein. Wie soll er das auch aushalten, der

liebe Junge? Seine Glieder sind doch noch so jung und so zart. Nun weiß der Vater sich gar keinen Rat, wie er's machen soll — ob er einen Knecht nehmen soll, oder ob du vielleicht dableibst und mähen gehst?“

„Na, und was hört man denn von der Herrschaft?“ fragte Tichon, der es offenbar unter seiner Würde hielt, mit einem Weibe, und wenn es gleich seine Mutter war, von einer so wichtigen Angelegenheit zu reden.

„Es hieß neulich, daß in diesem Sommer alle hier auf dem Gute leben würden, aber jetzt ist es davon wieder still geworden. Der junge Herr lebt wohl hier, aber man merkt nichts davon, daß er da ist. Um alles bekümmert sich Andrej Ilitsch, der Verwalter. Die Bauern kommen ganz gut mit ihm aus, nur wegen des Mähens gab es da etwas zwischen ihnen. Doch das wird dir der Vater erzählen, er war bei der Bauernversammlung. Den Dünger haben wir glücklich aufs Feld gebracht, und alles ist fertig gepflügt, nur ein Schlag oder zwei sind übrig geblieben. Der Vater wird's dir sagen. Mit der Hofarbeit ging es ganz gut, die Bauern haben für sich Zeit genug behalten. Nur die Weiber hatten es recht sauer und mußten alle dran. Mit dem Jäten hatten sie ihre liebe Not. Sie haben dort Zuckerrüben gepflanzt, oder wie das Zeug heißt, und da gab's mächtig viel Gras auszujäten. Die Wirtschaft hier zu Hause hab' ich ganz allein auf dem Halse. Deine Frau muß mit der Soldatenfrau alle Tage zur Hofarbeit. Alle Hände voll hab' ich zu tun — da heißt es Brot backen, und die Röhre melken, und die Leinwand bleichen. Solange man auf den Beinen ist, geht es ja, aber Gott weiß, wie es weiter wird. Dein junges Frauchen arbeitet sich alle Tage todmüde, aber das macht ihr nichts aus — wenn

sie abends nach Hause geht, singt sie ihr lustiges Lied. Gar zu schön singt sie, führt immer den Reigen an. Wie soll man's ihr auch verdienen, wo sie doch jung und lebenslustig ist. Man lobt sie allgemein, sie ist flink bei der Arbeit, und man kann ihr nichts Schlimmes nachsagen. Mit der Soldatenfrau zusammen hecken sie wohl mal einen dummen Streich aus, aber das hat nichts zu besagen. Der Vater schreit sie dafür an, und es ist wieder gut. Wie wird sie sich freuen, daß du da bist! Wir haben dich gar nicht erwartet. Gestern habe ich Kuchen gebacken, und da dachte ich bei mir: wer wird wohl meinen Kuchen essen? Hätte ich's geahnt, daß du kommst, dann hätte ich für meinen lieben Sohn ein Hähnchen geschlachtet. Die Glucke hat, Gott sei Dank, die Hühnchen glücklich ausgebrütet, drei Hühner haben wir verkauft . . .“

Das alles und noch vieles andere erzählte die Alte dem Sohne — von der Leinwand, die sie gewebt hätte, von der Tenne, vom Viehstall, von den Nachbarsleuten und den Soldaten, die durch's Dorf gekommen. Und bei alledem verrichtete sie immer ihre Arbeit, bald am Herd, bald am Tische oder in der Vorratskammer.

Sichon aber saß auf der Bank, stellte ab und zu eine Frage oder erzählte selbst etwas, holte sich den Ramm von dem ihm bekannten Plaze, kämmtete sein dichtes, krauses Haar und sein kleines, rötliches Bärtchen und ließ seinen Blick mit zufriedener Miene durch die Stube schweifen. Sein Auge ruhte bald auf dem bunt karierten wollenen Wams der Wirtin, das auf der Schlafpritsche lag, bald auf der Kage, die auf dem Ofen saß und sich, wohl des Feiertags wegen, das Fell putzte, bald auf einer in der Ecke lie-

genden Spindel, oder auf der Gluckhenne, die mit den Röchlein in die Stube gekommen war, oder endlich auf der Knute, die er selbst immer mitgenommen hatte, wenn er bei den Pferden die Nachtwache hielt, und die jetzt sein Bruder Grischa unbenuzt im Winkel stehen ließ. Nicht nur seine auseinandergespreizten Finger, sondern auch seine überall aufmerksam umher-spähenden Augen schienen nach Arbeit zu verlangen; es war ihm nicht wohl zumute, wenn er unbeschäftigt war. Er hätte am liebsten die Sense genommen und drauflos gedengelt, oder das locker gewordene Brett an der Schlafpritsche festgenagelt, oder sonst etwas vorgenommen — aber während des Gottesdienstes durfte keine Arbeit verrichtet werden.

Nachdem er sich mit der Mutter sattgeplaudert hatte, nahm er die abgenutzte Knute aus dem Winkel, griff nach einem Bündel Hanf, ging damit vor die Thür, befestigte den Hanf an einem Nagel im Türpfosten und schickte sich an, mit den kräftigen Armen, die förmlich zum Spielen mit Bentnergewichten gemacht schienen, auf den Hanf loszuklopfen. Dabei warf er immer wieder einen Blick die Straße hinunter, nach der Richtung, aus der die Kirchgänger kommen mußten. Doch zeigte sich noch niemand, nur die kleinen Kinder in den feiertäglich sauberen Hemdchen tummelten sich vor den Hauseingängen. Ein fünfjähriges kleines Bürschchen, das noch sein schmutziges Hemd anhatte, kam auf Tichon zu und sah ihn groß an. Es war Tichons Neffe, der Sohn der Soldatenfrau.

„Na, Semka, wessen Sohn bist du denn?“ fragte Tichon den Kleinen und lächelte dabei gutmütig über sich selbst, weil er sich beikommen ließ, mit einem so kleinen Bürschchen ein Gespräch zu beginnen.

„Dem Soldaten seiner,“ antwortete der Kleine.

„Und wo ist denn deine Mutter?“

„In der Kirche, und auch Großväterchen ist in der Kirche,“ versetzte das kleine Büßchchen, offenbar stolz auf seine Sprachfertigkeit.

„Mich kennst du wohl nicht?“ fragte Sichon weiter, während er eine Kringel aus der Tasche zog und dem Kleinen reichte.

„Dort ist die Kirche,“ sagte Semka, die Straße hinunterzeigend und hastig nach der Kringel greifend, ohne Sichons Frage zu beachten.

„Sag' mal — wer bin ich?“ fragte Sichon nochmals.

„Wer du bist? . . . Ein Onkel.“

„Was für ein Onkel?“

„Von der Tante Malanjka.“

„Kennst du die Tante Malanjka.“

„Semka, wo steckst du denn?“ rief die Alte aus der Stube, als sie die Stimme des Büßchens hörte. „Komm her, du kleiner Teufel, ich will dich waschen und dir ein reines Hemd anziehen.“

Der Kleine kroch über die Schwelle, um zur Großmutter zu gelangen, während Sichon die Knute ausprobirte, indem er ein paar Lusthiebe mit ihr führte.

Der Kleine war von der Alten ganz nackt ausgezogen worden und bekam von ihr einen Wasserguß über den ganzen Körper, daß er aus Leibeskraften zu schreien begann. Sichon stand vor der Haustür und sah die Straße hinunter.

Es war ein herrlicher Tag, die Lerchen schwebten trillernd über den Roggenfeldern, und die Roggenfelder schimmerten nur so in der Sonne. Im nahen Hain war der Tau auf der Sonnenseite schon getrocknet, und die Vögel zwitscherten munter. Das

Volk kam aus der Kirche. Die Alten schritten, einzeln oder paarweise, in der schweren, breiten Gangart arbeitgewohnter Leute daher, die Füße in sauber gewaschenen weißen Fußlappen und neuen Bastschuhen, die einen mit Stöcken in der Hand, die andern ohne Stöcke. Die jungen Männer trugen hohe Stiefel. Der Dorfvälteste Micheitsch hatte einen schwarzen Rock aus Fabrikttuch an. Dort schritt der lange, magere Risunow mit dem lahmen Fokanytsch und dem bärtigen Ossip Naumytsch*) daher. Die Handwerksleute vom Hofe kamen in ihren Ritteln, die herrschaftlichen Diener in deutschen Kleidern, die Frauen und Mägde vom Hofgesinde mit bunten Sonnenschirmen. Die Hunde liefen von den Bauernhöfen herbei und bellten die Vorübergehenden an. Die kleinen Mädchen trippelten in ihren gelben und roten Sarafanen gruppenweise daher, und in ebensolchen Gruppen kamen die Bauernjungen in den umgürteten, langen Röcken. Die gebückten alten Mütterchen hatten saubere weiße Tücher um den Kopf und gingen mit oder ohne Krückstock. Die unverheirateten Weiber trugen rote Kopftücher und blaue, mit goldener Borte besetzte Röcke. Alle waren fröhlich gestimmt, plauderten miteinander, holten sich gegenseitig ein, begrüßten einander, beguckten ihre neuen Tücher, Perlen und gestickten Schuhe. Sichon kannte sie alle miteinander: sowie sie näherkamen, wußte er gleich, wer sie waren.

„Das sind die Weiber von Iljuschas Hofe — wie sie sich ausgepußt haben!“ dachte Sichon. „Und mit keiner andern sprechen sie! Da kommt auch Iljuscha selbst — die Kinder gehen hinter ihm her und lachen über ihn.“

*) Spr.: Na-umytsch.

„Dort dieses magere, bunt ausgeputzte Weibsbild kenn' ich doch — fast könnte man meinen, sie sei reich.“ Aber Sichon weiß, daß es mit ihrer Herrlichkeit recht zweifelhaft bestellt ist, daß sie lieberlich ist und ihr Mann sie schon längst nicht mehr prügelt, weil er sie für unverbesserlich hält.

„Dort kommt die Verwaltersfrau mit einem Sonnenschirm, höchst vornehm gekleidet, und ihre Dienstmagd Wassilissa mit einer roten Lackschürze.“

„Hier schreitet der Hofknecht Matroschkin daher — er hat sich gestern in der Stadt ein neues rotes Baumwollhemd gekauft und ist förmlich verlegen darüber, daß sein Hemd so viel Aufsehen macht. Dort naht die Magd von Fokantsch, sie kommt mit den Hofmägden zusammen und unterhält sich mit der Wirtschaftlerin Mawra Andrejewna; sie kann lesen und will in ein Kloster eintreten. Hinter ihnen her kommen die Minajews; die Frau weint in einem fort, sie muß wohl jemanden von den Ihrigen begraben haben. Da kommt Risunows junge Frau — die war heute nach ihrer Niederkunft zum erstenmal wieder in der Kirche.“

„Hier humpelt die alte Bolchina an der Krücke daher, jetzt ist sie müde geworden und setzt sich. Die lebt also noch immer — und ist doch bald hundert Jahre alt! Und da kommen auch meine Leute: voran mit großen Schritten der Vater, gebückt, wie er immer gewesen — und da ist auch sie . . .“

Sichon hatte seine Frau gleich erkannt, als sie noch ganz unten am Ende der Dorfstraße war. Malanja kam mit der Soldatenfrau und zwei anderen Weibern daher. Der Schloßsoldat, der einen neuen Mantel trug, hatte sich ihnen angeschlossen — er erzählte allerhand, fuchtelte mit den Händen und schien bereits

betrunknen zu sein. Malanja erschien Sichon weit schöner gepuht als die andern. Und dabei war sie durchaus nicht auffallender angezogen als jene. Sie trug einen gewürfelten wollenen Rock, der mit einer goldenen Borte verziert war, ein weißes Hemd mit roter Stickerei, eine ebensolche Lackschürze, ein rotseidenes Kopftuch und einfache neue Schuhe über den Wollstrümpfen. Andere Frauen trugen weit reichere Kleidung, trugen Gürtel und Wämser und bunt ausgenähte Schuhe. Gleich den andern schritt Malanja in gleichmäßig kräftiger Gangart daher, schwenkte die Arme und warf feste, rasche Blicke nach rechts und links. Sie lachte und scherzte mit dem Soldaten und dachte nicht im geringsten an ihren Mann.

„Ich will mich, bei Gott, zum Gehilfen des Schulzen wählen lassen,“ sagte der Soldat — „in diesem Amt kann ich nämlich die Weiber besser kommandieren. Dann soll's dir aber schlecht gehen, Malanja!“

„Ich hab' große Furcht vor dir!“ versetzte Malanja. „Daß es dir nur nicht geht wie damals, im vorigen Jahr, dem Gemeindefchreiber! Der kam zu uns nach der Getreidedarre, wo wir gerade Flachs draschen, und wollte auch so recht streng mit uns herumkommandieren. Wir haben es ihm gründlich besorgt — mitten zwischen die Flachsbündel warfen wir ihn und zogen ihm die Hosen herunter, daß er schließlich froh war, als er fortkam. Was haben wir damals gelacht!“

Die Weiber mußten stehen bleiben, so stark kam sie wieder das Lachen an, und die Soldatenfrau setzte sich sogar, schlug mit der flachen Hand auf ihr Knie und kreischte vor Vergnügen.

„Nanu, was fällt dir ein?“ sagte Malanja, stieß

sie mit dem Ellbogen an und hörte allmählich selbst auf zu lachen.

„Nein, wirklich — komm!“ sagte der Soldat zu Malanja. „Ich kauf’ euch süßen Branntwein und bewirte dich.“

„Ihr Mann ist ihr lieber als dein Branntwein,“ sagte die Soldatenfrau — „er wollte heut’ zu Besuch kommen.“

„Mag sein, aber wenn er nicht kommt, muß sie zusehen, wie sie sich sonst am Feiertag belustigt,“ meinte der Soldat.

„Du gönnst mir wohl mein Glück nicht?“ sagte Malanja schelmisch zur Soldatenfrau. „Immer kauf’ du recht viel Branntwein, Bartschew, wir kommen ganz bestimmt zu dir.“

Und plötzlich fiel ihr ein, daß ihr Mann ihr nun schon zum zweitenmal versprochen hatte, sie „am nächsten Feiertag“ zu besuchen, ohne daß er kam, und ein Wölkchen huschte über ihr Gesicht. Doch im nächsten Augenblick lachte sie schon wieder mit dem Soldaten. Der Soldat flüsterte ihr ins Ohr, sie möchte doch allein zu ihm kommen.

„Ja doch, Bartschew, ich komme,“ rief Malanja laut und plakte wieder mit einer lauten Lachsalbe heraus.

Der Soldat wurde böse und schwieg.

Anissim Schidkow, der Sichon bei seiner Ankunft im Dorfe gesehen hatte, stand vor seinem Hause, und die Weiber gingen ganz dicht an ihm vorüber. Als Malanja an ihm vorbeikam, stieß er sie mit dem Finger in die Seite, und ein Laut, ähnlich dem Quaken der Frösche, kam zwischen seinen Lippen hervor. Malanja lachte und verfeßte ihm einen Klaps.

„Ei, seht doch die Reigenführerin — da spaßt sie nun mit dem Soldaten, und ihr Mann guckt sich die Augen nach ihr aus!“ sagte Anissim lachend. Und als er sah, daß Malanja bei Erwähnung ihres Mannes ganz rot wurde, fügte er höchst ernsthaft, damit sie seine Worte nur ja für keinen Scherz ansähe, hinzu: „Bei Gott, es ist wahr: während des Hochamts ist er mit seinem Dreigespann angekommen.“

Malanja trennte sich sogleich von den andern Weibern und lief rasch quer über die Straße. Während sie die Straße überschritt, wandte sie sich um und sagte lachend zu dem Soldaten:

„Kauf' nur recht viel süßen Branntwein, ich werde auch Sichon mitbringen, er trinkt ihn gern.“ Die Soldatenfrau und die anderen Weiber lachten, während der Soldat seine Stirn in Falten zog.

„Wart' nur, du Teufelsweib!“ sagte er.

Malanja lief rasch nach Hause; ihr neues Kleid raußte dabei, und die Absätze der Schuhe verursachten ein Klappern. Die Nachbarin rief ihr lachend zu, der Mann habe ihr als Geschenk eine Knute mitgebracht, doch Malanja antwortete ihr nicht und ging rasch ins Haus hinein.

Sichon hatte sie vor der Tür erwartet, lächelnd hatte er sie angeschaut und die Knute durch die Luft geschwungen. Malanja war eine ganz andere geworden, seit sie erfahren hatte, daß ihr Mann angekommen sei, und namentlich, seit sie ihn gesehen. Ihre Wangen erschienen röter, der Ausdruck der Augen wie die Bewegungen lebhafter, und ihre Stimme klang heller.

„Die Peitsche da hast du mir wohl als Geschenk mitgebracht?“ sagte sie lachend.

„Na, die taugt wohl nicht mehr viel,“ meinte Tichon, auf die Knute weisend.

„Warum denn nicht? Ich möcht' sie nicht zu kosten bekommen!“ versetzte sie, und beide gingen in die Stube.

Bald nach Malanja kam auch der Vater nach Hause und ging mit Tichon zu den Pferden, um sie zu besichtigen. Malanja legte die Feiertagschürze mit dem Brustflak ab und half der Schwiegermutter beim Anrichten des Mittagessens, ihre Augen aber waren stets nach der Tür gerichtet. Der Alte kam in die Stube zurück, und die Mutter half ihm die Stiefel ausziehen. Malanja eilte zu Tichon auf den Hof, schlang ihre beiden Arme um ihn und drückte ihn so fest an sich, daß er fast aufächzen mußte. Lachend küßte er sie auf Mund und Wangen.

„Ich wollte immer schon zu dir kommen, bei Gott,“ sagte Malanja. „Ich sehnte mich so sehr, so sehr, kann gar nicht mehr ohne dich leben,“ und schmiegte sich wieder an ihn.

„Wart' noch ein Weilchen, dann nehme ich dich zu mir auf die Station,“ sprach Tichon zu ihr. „Auch ich habe Sehnsucht nach dir gehabt.“

Grischka kam aus der Stube auf den Hof und rief die beiden lachend zum Mittagessen. Es wurde gebetet, und dann setzten sich die Alten, Tichon, Grischka und der kleine Soldatenjunge an den Tisch, während die jungen Frauen die Essenden bedienten und selbst stehend aßen.

Tichon hatte die Geschenke noch nicht verteilt und auch dem Vater das verdiente Geld noch nicht übergeben. Alles das wollte er nach dem Mittagessen erledigen. Der Vater hatte gegen das, was Tichon berichtete, nichts einzuwenden und war mit dem Sohne

zufrieden, zeigte jedoch ein mürrisches Gesicht — wie immer an den Feiertagen, wenn er noch nicht getrunken hatte. Sichon nahm Geld aus dem Beutel und schickte die Soldatenfrau nach Branntwein. Der Alte sagte kein Wort, aß schweigend seine Kohlsuppe weiter und gab der Soldatenfrau nur durch ein Augenblinzeln zu verstehen, wo die leere Branntweinflasche stand. Die drei Pferde hatten den Beifall des Alten gefunden, und auch das von Sichon mitgebrachte Geld hatte ihm genügt. Nur darüber, daß der Sohn den braunen Wallach umgetauscht hatte, ärgerte er sich. Den braunen Wallach, der mit dem „Bauchschlage“ behaftet war, hatte der Alte selbst im letzten Sommer von einem Pferdehändler gekauft, und er wollte um keinen Preis zugeben, daß er dabei übers Ohr gehauen worden war. Es wurmte ihn, daß der Sohn ein nach seiner Meinung so vortreffliches Pferd fortgegeben hatte. Er schwieg während des Essens, und auch die andern schwiegen; nur Malanja lachte, wenn sie die Schüsseln auf den Tisch stellte, ihren Mann und den Schwager an. Der Alte hatte früher selbst auf der Poststation Fuhrmannsdienste geleistet, doch war er der Sache nicht gewachsen gewesen, hatte zwei Dreigespanne zuschanden gefahren und war mit der blanken Peitsche nach Hause gekommen. Er war kein dummer Bauer und arbeitete auch ganz gern, doch war er dem Branntwein zugetan und hatte schlecht gewirtschaftet, solange er selbst das Kommando führte. Jetzt, da die Dinge besser gingen, war ihm ganz wohl zumute, doch ärgerte er sich andererseits, nicht nur wegen des Braunen, sondern überhaupt, weil sein Sohn sich mit dem Dienst auf der Poststation besser abfand, als es ihm seinerzeit gelungen war.

„Daß du den Braunen ungetauscht hast, find' ich wirklich nicht recht, es war ein gutes Pferd,“ sagte er in brummigem Tone.

Der Sohn gab ihm keine Antwort. Vielleicht war es nur Zufall, vielleicht aber auch Absicht, daß Tichon nichts sagte und statt dessen von den andern Bauern erzählte, die auf der Station beschäftigt waren, namentlich von Paschka Schintjak, der drei Pferde verkauft und sogar das Geschirr an den Mann gebracht hatte.

Paschka Schintjak war der Sohn eines Bauern, mit dem der Vater einmal selbst zusammen auf der Station als Fuhrmann beschäftigt gewesen war, und der ihn damals gehörig betrogen hatte. Es bestand eine alte Feindschaft zwischen den beiden, und als nun der Vater hörte, daß der junge Schintjak es ebenso trieb wie der alte, lachte er so laut auf, daß die Frauen ihn ganz verwundert ansahen.

„Seht mal, was für ein Tollkopf! Ganz wie sein Vater! Aber ich sag's schon: Wer Unrecht tut, der bringt es nie zu etwas.“

Der Alte hatte seine Grütze verzehrt, wischte sich den Bart ab und begann nun munter den Sohn auszufragen, was er in den letzten beiden Monaten getrieben, wie die Pferde gegangen, wieviel der Verdienst betrage und sonst dergleichen. Stolz und Zufriedenheit prägten sich dabei auf seinem Gesicht aus.

Der Sohn gab ihm gern Bescheid, und das Gespräch wurde noch lebhafter, als die Soldatenfrau ganz erhitzt mit der grünen Branntweinflasche zurückkam. Die Alte wischte mit einem Tuche das Glas mit dem wohl zwei Finger dicken Boden aus, und Vater und Sohn tranken jeder ihre Portion. Ganz besonders

gefiel dem Alten, was Tichon von der Durchfahrt des Zaren erzählte.

„Mit einemmal kam der Feldjäger angeritten, sprang vom Pferde und rief: ‚Sie kommen! In zehn Minuten werden sie da sein!‘ Er war ihnen nämlich vorausgejagt. Da sah Michail Niskanorjtsch, der Kommissar, auf die Uhr und meinte: ‚Sieh nur zu, Tichon, daß alles fix und fertig ist!‘ Und ich sagte zu ihm: ‚Mein Biergespann ist bereit, alles sauber gepuht und gestriegelt. Wir wollen doch fahren, und nicht du!“

Wie er so sprach, hatte er die großen, gespreizten Hände hinter den Gürtel gesteckt, schüttelte den buschigen Kopf und schaute die Weiber an; sie hörten alle zu und verwandten kein Auge von ihm. Malanja saß am Ende der Bank, schüttelte ebenso wie ihr Mann den Kopf, als ob sie es wäre, die da erzählte, und lächelte, als wollte sie sagen: „Seht, was für tüchtige Leute wir sind, ich und der Tichon!“ Der Alte hatte seine Arme auf den Tisch gelegt und hielt den Kopf nachdenklich zur Seite geneigt. Er begriff offenbar die ganze Wichtigkeit der Sache. Die Soldatenfrau war, die Arme in den Schultergelenken schwenkend, nach der Tür zu gegangen, als sie jedoch hörte, wovon Tichon erzählte, kehrte sie wieder um, nahm auf der Ofenbank Platz und begann ihre Schürze zusammenzufalten. Die Alte hörte Tichons Erzählung so an, wie sie jede Erzählung, ob lustig oder traurig, anzuhören pflegte: sie nickte leicht mit dem Kopfe, seufzte ab und zu dazwischen und flüsterte irgend etwas vor sich hin. Grischka wiederum hörte jede Erzählung mit einer Miene an, als wenn er jeden Augenblick in ein lautes Lachen ausbrechen müßte. Auch jetzt lachte er

aut auf, als Tichon erzählte, welche Antwort er dem Kommissar gegeben: „Wir wollen doch fahren, und nicht du!“ Tichon sah nicht nach ihm hin, es erschien ihm durchaus nicht verwunderlich, daß Grischka so laut lachte — hielt er doch selbst seine Erzählung für sehr lustig und unterhaltend.

„Ich hatte gerade noch Zeit, meine Pferde bei der Laterne zu begucken,“ erzählte Tichon weiter — „als sie mit einemmal durch die dunkle Nacht herangefauscht kamen: zwei Sechsspänner, fünf Vierspänner und sechs Dreispänner, alles mit Laternen. Auf der Station machten sie Halt. Unser Wasjka Skomorochinskij fuhr den Kreischef, er stieß mit dem Vorderwagen auf und fuhr sein Dreigespann in Grund und Boden, das Mittelpferd schleppte sich kaum noch, und die Schellen waren abgerissen. Der Kreischef glitt wie eine Rake aus dem Wagen. ‚Sind die Samoware bereit?‘ fragte er. Ja, sie waren bereit. ‚Schickt gleich ein paar Leute nach der Brücke,‘ rief er, die Geländer waren dort nämlich ganz verfault. Schintjaf wurde gleich abgeschickt, mit irgend einem Wegeaufseher. Nun kam er selbst an, der Zar — gerade vor der Tür hielt der Wagen mit den Laternen. Wolodjka fuhr ihn. Er wollte nicht mehr weiterfahren, unsere Pferde wurden statt der seinigen vorgespannt. Alles schien in bester Ordnung. Da seh’ ich mit einemmal, daß Mitjka den Zugstrang nicht richtig festgemacht hat . . .“

„Und hat er nichts gesagt, der Zar?“ fragte der Alte.

„Welche Station?“ fragte er nur, und der Kreischef antwortete ihm gleich: ‚Sirjukow, Ew. Majestät!‘ — ‚Wie? Wie?‘ ahmte Tichon den Zaren nach. Er

drückte dabei so würdevoll und vornehm die Brust heraus, daß die Alte den Tränen nahe war, als hätte sie eine sehr traurige Nachricht bekommen, während Grischka laut auflachte und der kleine Soldatenjunge, der auf der Schlafpritsche saß, bald die Großmutter und bald den Onkel Grischka ansah, voll Erwartung, was nun weiter geschehen würde.

„Die Pferde wurden vorgespannt, unser Senjka saß als Vorreiter auf . . .“

„Das wär' so was für unsern Grischka gewesen — der wäre vor Schreck gestorben,“ meinte der Alte scherzend.

„Das wäre ich wohl nicht — ich hätt' mich schon zu benehmen gewußt,“ antwortete Grischka mit lecker Miene, die beweisen sollte, daß er sich keineswegs fürchte, mit dem Baren zu reisen, wie er sich auch nicht fürchte, dem Vater oder dem älteren Bruder Rede und Antwort zu stehen.

„Senjka stieg also auf,“ fuhr Tichon fort, während seine gespreizten Hände hin und her gingen. „So hell wie am Tage war's, wenigstens zwanzig Laternen waren da, und ehe man sich's versah, waren sie über alle Berge.“

„Hat er sonst noch was gesagt,“ fragte der Alte.

„Ich hab' nichts weiter gehört, als nur: ‚Es ist gut!‘ und: ‚Leb' wohl!‘ Der Kreischef sagte zu mir: ‚Sib nur hübsch acht, Tichon!‘ Ich dachte mir: ‚Was geht dich das an, du bist doch nicht mein Vorgesetzter!‘ Und dann betete ich. Mein Senjka flog dahin, was das Zeug hielt. Anfangs war mir ja etwas bang ums Herz. Nach und nach aber wagte ich mich umzusehen — und sah, daß es nichts weiter auf sich hatte, als wenn ich eben eine Arbeitsfuhr machte. Immer vor-

wärts, denk' ich, und auf einmal sind wir dicht am Fuße des Berges. Die Teufelskerle auf der Station hatten, wie gesagt, den Zugstrang nicht angelegt, so daß das linke Beispferd die ganze Zeit nur an der Leine ging. Unten am Berge ließ der Kreischef einen Augenblick Halt machen und stieg aus dem Wagen. Dann hieß es wieder: „Vorwärts!“ und nun sausten wir davon, — vier Minuten vor der Zeit waren wir am Ziel.“

Der Alte ließ sich, so oft er ein Gläschen getrunken hatte, die Geschichte immer wieder von neuem erzählen.

Sie beteten nach Tisch und standen auf, und Tichon ging nun daran, dem Vater die fünfundzwanzig Rubel zu übergeben, die er gespart hatte, und die mitgebrachten Geschenke zu verteilen.

„Laß mich nur wieder nach der Station gehen, Väterchen,“ sagte er — „es ist jetzt dort sehr viel zu tun, ich soll unbedingt hinkommen.“

„Und was wird hier mit dem Mähen?“ sagte der Alte.

„Für fünfundzwanzig Rubel bekommst du doch einen Knecht bis zu Mariä Fürbitten,“ meinte Tichon. „Mit meinem Dreigespann kann ich weit mehr verdienen — so Gott will, mach' ich damit so viel Geld, daß ich noch ein zweites Dreigespann kaufen und den Grischka hinnehmen kann.“

Der Alte sagte nichts und kroch auf die Schlafpritsche. Nachdem er dort eine Weile herumrumort hatte, rief er Tichon heran.

„Das hättest du mir eher sagen sollen,“ meinte er. „Da hätte ich einen guten Knecht bekommen, den Andrjuscha aus Seljatinki, den Sohn der Alfinja. Ein

ruhiger, ordentlicher Junge ist's. Die Alfinja bat mich, ihn doch zu nehmen. ‚Einem Fremden,‘ meinte sie, ‚würde ich ihn nicht geben, aber du, Sevatter, sollst ihn haben, um Christi willen‘. Wenn er schon eine andere Stelle hat, dann weiß ich nicht, was ich anfangen soll, dann werde ich wohl mehr bezahlen müssen als fünfundzwanzig Rubel.“

Die Soldatenfrau hatte zugehört und mischte sich nun ins Gespräch.

„Andrjusčka hat sich noch nicht vermietet,“ erzählte sie — „und die Alfinja ist gerade heute im Dorfe.“

„Das trifft sich gut — geh' und hol' sie,“ befahl ihr der Alte.

Die Soldatenfrau ging sogleich, mit den Armen schlenkernd, ins Dorf, um die Alfinja zu suchen. Malanja ging auf den Hof, nahm die Leiter und kletterte unter das Schuppendach, und bald darauf nahm auch Tichon denselben Weg.

Die Mutter wusch das Geschirr ab, während der Vater das Geld nachzählte, das Tichon mitgebracht hatte. Grisčka war zu den Pferden aufs Feld gegangen, die dort in der Taghürde weideten, und hatte den kleinen Semka mitgenommen.

Die Soldatenfrau kam aus dem Dorfe zurück.

„Die Alfinja war mit ihrem Sohne bei den Iljuschins, um den Jungen zu vermieten,“ erzählte sie. „Sie ist jetzt beim Sevatter Stepan, ich habe ihr gesagt, sie soll herkommen. Die Gemeindeältesten sind eben dabei, die Wiesen aufzuteilen.“

„Und wo ist Tichon?“

„Ich habe ihn nicht gesehen, auch Malanja ist nicht da.“

Der Alte murmelte etwas vor sich hin, doch blieb ihm nichts weiter übrig, als aufzustehen, die Stiefel anzuziehen und auf den Hof zu gehen. Vom Schuppen her vernahm er die Stimmen von Malanja und Sichon, als er jedoch näher heranging, verstummten beide.

„Gott mit ihnen,“ dachte er — „es sind eben junge Leute. Ich will schon selber gehen.“

Nachdem er mit den Bauern wegen der Wiesen gesprochen, ging er zum Sevatter Stepan, redete mit Alfsinja, mietete ihren Sohn für siebzehn Rubel und brachte den neuen Knecht gleich mit ins Haus.

Am Abend war der Alte ganz betrunken. Sichon ließ sich den ganzen Tag nicht sehen. Auf der Straße ging es bis spät in die Nacht recht lebhaft zu. In der Stube war nur die Alte mit dem neuen Knecht zurückgeblieben. Andrjusčka war ein hagerer, stiller Junge und gefiel der Alten recht gut.

„Hab' nur Geduld mit ihm,“ hatte die Mutter des Knechtes beim Weggehen zu der Wirtin gesagt. „Er ist mein Einziger. Ein ruhiger Junge ist's und arbeitet gern. Nur weil wir so arm sind, muß er einen Dienst annehmen . . .“

Die Alte versprach, mit Andrjusčka glimpflich umzugehen, und legte ihm beim Abendbrot zweimal Grüße auf. Andrjusčka aß tüchtig und sprach kein Wort. Als sie zu Abend gegessen hatten und seine Mutter fort war, saß er lange schweigend auf der Bank und sah in einem fort nach den Weibern, besonders nach Malanja. Sie hatte ihn zweimal von seinem Platze weggetrieben, unter dem Vorwande, daß sie etwas herunterlangen müsse. Sie lachte mit der Soldatenfrau über irgend etwas und sah ihn dabei

an. Andrej wurde rot und sprach kein Wort. Als der Alte betrunken nach Hause kam, sah sich Andrej verlegen nach einem Plaze um, an dem er sich zum Schlaf niederlegen könnte. Die Alte riet ihm, in die Scheune zu gehen. Er nahm seinen Rock und begab sich dahin.

An demselben Abend wurden den Jermilins zwei das Dorf passierende Soldaten ins Quartier gelegt.

Vor 1862.

Aus den Aufzeichnungen des Mönches Fjodor Kusmitsch

Noch bei Lebzeiten des Mönches Fjodor Kusmitsch, der im Jahre 1836 in Sibirien auftauchte und siebenundzwanzig Jahre lang an verschiedenen Orten gelebt hat, gingen allerhand seltsame Gerüchte um, der Mönch sei ein hochgestellter Mann, der seinen Namen und Stand verheimliche, ja, er sei niemand anders als der Kaiser Alexander I., und nach dem Tode des Kusmitsch gewannen diese Gerüchte noch mehr an Bestimmtheit und Verbreitung. Daß dieser Mönch tatsächlich kein anderer als Alexander I. war, wurde nicht nur im Volke, sondern auch in den höheren Kreisen der Gesellschaft, ja während der Regierungszeit Alexanders III. selbst in der kaiserlichen Familie geglaubt. Auch der Historiker Schilder, der die Geschichte der Regierung Alexanders I. geschrieben hat, war dieses Glaubens.

Ursache zu diesem Gerüchte gab zunächst der Umstand, daß Alexanders Tod völlig unerwartet erfolgte, daß er vorher an keiner ernstlichen Krankheit gelitten hatte, daß er zweitens fern von aller Welt in dem weitentlegenen Städtchen Taganrog starb, daß drittens alle Leute, die ihn aufgebahrt sahen, erklärten, er habe sich zum Nichtwiedererkennen verändert, so daß man sein Gesicht bedeckte und niemandem zeigte, daß viertens Alexander selbst, zumal in der letzten Zeit seiner Regierung, häufig sowohl mündlich wie schriftlich geäußert hatte, er habe nur den einen sehnlichsten Wunsch, sein Amt niederzulegen und sich aus der Welt zurück-

zuziehen, und daß endlich fünftens, was bisher nur wenig bekannt geworden, in dem Protokoll über den körperlichen Befund des Leichnams Alexanders gesagt war, sein Rücken und sein Gefäß seien blau-rot unterlaufen gewesen, ein Zustand, der bei der guten Pflege, die der Körper des Kaisers genoß, ganz ausgeschlossen erscheint. Daß man gerade Rusmitsch für den sich verborgen haltenden Alexander hielt, hatte seinen Grund erstens einmal darin, daß der Mönch, was seinen Wuchs, seinen Körperbau und sein sonstiges Äußeres anbetrifft, eine so frappante Ähnlichkeit mit dem Kaiser hatte, daß alle Leute, die Alexander persönlich oder nach seinen Porträts kannten, wie beispielsweise sein Leibkammerdiener, unbedingt für die Identität beider eintraten, zweitens darin, daß Rusmitsch, der sich für einen Landstreicher von unbekannter Herkunft ausgab, sich durch seine Kenntniss fremder Sprachen, durch seine Manieren und sein herablassend freundliches Wesen als ein Mann verriet, der einmal in sehr hoher Stellung gelebt hatte, daß drittens der Mönch nie jemandem seinen wahren Namen und seinen früheren Beruf offenbart hat, wohl aber durch Äußerungen, die ihm zufällig entfuhr, unwillkürlich verriet, wie hoch er früher über allen andern Menschen gestanden, daß er viertens vor seinem Tode irgendwelche Schriftstücke vernichtete, von denen nur ein einziges Blättchen mit einer sonderbaren Zeichnung und den Initialen A. P. übrig blieb, und daß endlich fünftens der Mönch bei all seiner Frömmigkeit nie zur Beichte gegangen ist. Als einmal der Bischof ihm einen Besuch abstattete und ihn ermahnte, er solle doch seine Christenpflicht wahrnehmen und beichten, sagte er zu dem Würdenträger: „Wenn ich in der

Beichte nicht die Wahrheit über mich sagte, würde der Himmel sich wundern. Und wenn ich sagte, wer ich bin, würde die Erde sich wundern.“

Alle Zweifel aber mußten verstummen, und alle Vermutungen gewannen an Glaubwürdigkeit, nachdem die Aufzeichnungen des Mönches Kusmitsch aufgefunden waren. Folgendes ist der Anfang dieser Aufzeichnungen.

1.

Gott vergelte es meinem vortrefflichen Freunde Iwan Grigorjewitsch, daß er mir diesen entzückenden Zufluchtsort nachgewiesen hat. Ich bin seiner Güte und der Gnade Gottes nicht würdig. Ich genieße hier volle Ruhe. Es gibt hier fast gar keine Menschen, ich bin ganz allein mit meinen verbrecherischen Erinnerungen und mit Gott. Ich will diese Einsamkeit benutzen, um meine Lebensgeschichte niederzuschreiben. Sie kann für die Menschen vielleicht lehrreich sein.

Mitten in den entsezlichsten Verlockungen der Sünde geboren, habe ich siebenundvierzig Jahre meines Lebens in ihnen zugebracht und ihnen nicht nur nicht widerstanden, sondern bereitwillig nachgegeben, indem ich nicht nur selbst sündigte, sondern auch andere zur Sünde verleitete. Aber Gott wandte sein Antlitz nach mir hin. Und alle Verderbnis und Lasterhaftigkeit meines Lebens, die ich vor mir selbst zu rechtfertigen suchte, indem ich die Schuld daran auf andere schob, ward mir endlich in all ihrer Entsechlichkeit offenbar, und Gott half mir, mich zu retten — nicht vor dem Bösen, dessen ich noch voll bin, wenn ich es auch bekämpfe, wohl aber vor der weiteren Teilnahme an dem Bösen. Welche Seelenqualen ich durchlebt habe, und was sich

in meiner Seele vollzog, als ich meine ganze Sündhaftigkeit erkannte und die Notwendigkeit der Erlösung — nicht nur des Glaubens an die Erlösung, sondern einer wirklichen Erlösung von den Sünden durch eigenes Leid — begriff, werde ich an anderer Stelle schildern. Hier will ich zunächst nur erzählen, wie ich es anfang, um mich meiner Stellung zu entledigen, indem ich statt meiner den Leichnam eines von mir zu Tode gemarterten Soldaten unterschob; die Darstellung meines Lebens, ganz von Anfang an, soll darauf folgen.

Meine Flucht aus der Welt vollzog sich in folgender Weise. Ich lebte in Taganrog auf dieselbe wahnwitzige Art, wie ich auch während der ganzen vorhergehenden vierundzwanzig Jahre gelebt hatte. Ich bin der größte Verbrecher, bin der Mörder meines Vaters, der Mörder von Hunderttausenden, die in den von mir verursachten Kriegen gefallen sind, bin ein abscheulicher Wüstling und Bösewicht, habe den Schmeichlern geglaubt, die mich in den Himmel hoben, habe mich für den Retter Europas, den Wohltäter der Menschheit, den Inbegriff aller Vollkommenheit, für einen „heureux hazard“ gehalten, wie ich mich selbst der Madame de Staël gegenüber genannt habe. Wohl legte ich mir selbst alle diese Ehrentitel bei, aber Gott hatte mich doch nicht ganz verlassen, und die Stimme des Gewissens war niemals in mir ganz zum Schweigen gekommen. Ich fühlte mich trotz allem nie recht glücklich und suchte die Schuld daran stets bei den andern. Nur ich allein war gut, und niemand begriff das. Ich wandte mich an Gott, ich betete mit Vater Fotij zum rechtgläubigen russischen Gott, mit Parrot zum protestantischen Goti, mit der Krüdenner zum Gotte der

Illuminaten, mit andern wieder zum katholischen Gott, doch auch dies tat ich nur vor den Leuten, damit sie mich lobten und priesen. Ich verachtete alle Menschen und legte doch andererseits den größten Wert auf die Meinung dieser von mir verachteten Menschen, nach deren Geschmack ich mein Leben und Tun einrichtete. Und doch war mir ganz schrecklich zumute, schon wenn ich allein war, und noch schrecklicher, wenn ich mit ihr, meiner Frau, zusammen sein mußte, mit dieser beschränkten, verlogenen, launischen, bösen, schwindstüchtigen, durch und durch verheuchelten Person. Sie hat mir das Leben am schlimmsten vergiftet. Man hielt unsere Ehe für einen einzigen ununterbrochenen Honigmond, in Wirklichkeit jedoch war sie eine Hölle voll Heuchelei und Entsetzen, wenn auch äußerlich die Formen gewahrt blieben.

Einmal befand ich mich in ganz besonders schlechter Stimmung. Ich hatte am Tage vorher einen Brief von Araktschejew*) erhalten, in dem er mir meldete, daß man seine Geliebte ermordet habe. Er schilderte mir seine ganze schmerzliche Verzweiflung. Die beständige, listige Schmeichelei dieses Menschen, oder vielmehr seine hündische Ergebenheit, die noch bei Lebzeiten meines Vaters sich offenbart hatte, als wir beide diesem ohne Wissen der Großmutter den Treueid leisteten — eben diese hündische Ergebenheit hatte sonderbarerweise bewirkt, daß, wenn ich überhaupt in letzter Zeit einem Manne in Liebe ergeben war, jedenfalls er, Araktschejew, dieser Mann war. Das heißt — ich mißbrauche wohl das Wort Liebe, wenn ich es auf diesen Auswurf des Menschengeschlechts anwende. Ich fühlte mich wohl dadurch besonders an ihn

*) Allmächtiger Minister unter Alexander I.

gefesselt, daß er nicht nur an der Ermordung meines Vaters nicht teilgenommen hatte, wie so viele andere, die ich gerade wegen der Teilnahme an meinem schrecklichen Verbrechen verabscheute, sondern daß er meinem Vater und mir ganz aufrichtig ergeben war. Doch davon später. Ich hatte eine schlechte Nacht gehabt. Die Ermordung der ebenso bössartigen wie schönen Nastassia — ihre Schönheit war von einer ganz besonderen, sinnlich erregenden Art — hatte seltsamerweise ein Gefühl der Lüsternheit in mir erweckt, und ich hatte die ganze Nacht kein Auge schließen können. Daß im Zimmer nebenan meine schwindsüchtige Frau lag, deren ich längst überdrüssig war, erhöhte noch meine unzufriedene, ärgerliche Stimmung. Dazu kam noch die Erinnerung an Mary Maryschkin, die mir wegen eines erbärmlichen kleinen Diplomaten den Laufpaß gegeben hatte. Es scheint, daß die Sagarins uns beiden, mir wie meinem Vater, in Sachen der Liebe immer in die Quere kommen sollten. Doch ich ergehe mich da wieder in Erinnerungen. Ich hatte also die ganze Nacht schlaflos verbracht. Der Tag dämmerte bereits herauf. Ich zog den Vorhang zurück, hüllte mich in meinen weißen Schlafrock und rief den Kammerdiener. Das ganze Haus schlief noch. Ich zog meinen Rock an, hing einen Zivilmantel um, setzte eine einfache Mütze auf und ging, an den Wachen vorüber, auf die Straße.

Die Sonne war soeben über dem Meere aufgegangen, es war ein frischer, kühler Herbsttag. Draußen in der Luft fühlte ich mich sogleich besser. Die düsteren Gedanken verflogen, und ich ging ans Meer, in dem das bunte Farbenspiel des Sonnenaufgangs sich spiegelte. Ehe ich noch an die Straßenecke mit dem

grünen Hause gelangt war, vernahm ich vom Platze her ein Trommeln und Pfeifen. Ich horchte hin und begriff, daß dort eine Exekution stattfand, daß irgend ein Soldat Spießruten laufen mußte. Ich hatte diese Strafe nun schon so oft verhängt und noch nie gesehen, wie sie vollzogen wird. Und, wie seltsam es scheinen mag — jedenfalls war eine Versuchung des Satans im Spiele — die Vorstellung von der ermordeten schönen Nastassia mit ihren die Sinnlichkeit erregenden Reizen und von dem durch die Ruten zerfleischten Körper des Soldaten floß in eine einzige stimulierende Empfindung zusammen. Ich dachte an die unzähligen Gardisten vom Semjonow-Regiment und an die Hunderte von Militärkolonisten, die auf meinen Befehl zum Spießrutenlaufen verurteilt worden und tot auf dem Platze geblieben waren, und es kam mir plötzlich der sonderbare Einfall, mir dieses Schauspiel einmal persönlich anzusehen. Da ich Ziviluniform trug, konnte ich das wohl wagen. Je näher ich kam, desto deutlicher ließ sich das Wirbeln der Trommeln und der schrille Ton der Pfeifen vernehmen. Meine Kurzsichtigkeit hinderte mich, ohne Lorgnette alles deutlich zu unterscheiden, doch sah ich bereits die Reihen der Soldaten und den weißen Rücken einer Gestalt, die sich zwischen ihnen daher bewegte. Als ich dann mitten in der Menge stand, die sich hinter den Soldatenreihen angesammelt hatte und auf das Schauspiel hinsah, zog ich meine Lorgnette heraus und konnte nun deutlich sehen, was da vor sich ging. Die nackten Arme des hochgewachsenen Menschen waren an ein Bajonett festgebunden, und der gekrümmte bloße Rücken, von dem da und dort schon die Haut in Fetzen herunterhing, troff über und über von Blut. So schritt dieser Mensch

durch die Gasse der mit Ruten bewaffneten Soldaten dahin — und dieser Mensch war ich selbst oder ein Doppelgänger von mir. Derselbe Wuchs, derselbe gebeugte Rücken, derselbe kahle Kopf, derselbe Backenbart ohne Schnurrbart, dieselben vorspringenden Backenknochen, der gleiche Mund und die gleichen blauen Augen — nur daß dieser Mund nicht lächelte, sondern bei jedem Hiebe aufschrie und sich schmerzlich verzerrte, und daß diese Augen nicht leutselig dreinschauten, sondern mit dem Ausdruck furchtbaren Leidens aus den Höhlen hervortraten und sich abwechselnd, je nachdem die Schläge fielen, öffneten und schlossen.

Als ich diesem Menschen schärfer ins Gesicht sah, erkannte ich ihn. Es war der Unteroffizier Strumenskij, linker Flügelmann der dritten Kompanie des Semjonow-Regiments, der allen Gardisten wegen seiner Ähnlichkeit mit mir bekannt war und im Scherz Alexander II. genannt wurde.

Ich wußte, daß er zugleich mit den übrigen Meutern des Regiments nach einer Garnison fern in der Provinz geschickt worden war, und ich sagte mir, daß er hier, in der Garnison, irgend ein Vergehen gegen die Disziplin begangen haben mußte, für das er nun bestraft wurde. Wie ich später erfuhr, hatte er einen Fluchtversuch unternommen, war jedoch abgefaßt worden.

Ich stand wie in den Boden gerammt da und sah zu, wie dieser Unglückliche zwischen den beiden Soldatenreihen daherschritt und geschlagen wurde. Und ich fühlte, daß in meiner Seele irgend etwas Besonderes vorging. Plötzlich aber bemerkte ich, daß die Zuschauer in meiner Nähe mich ansahen, daß die einen zurückwichen, während die andern noch näher

herandrängten. Man hatte mich offenbar erkannt. Sobald mir dies klar geworden, machte ich kehrt und ging rasch nach Hause. Die Trommeln wirbelten noch immer, und dazwischen klang das schrille Pfeifen. Offenbar wurde die Exekution noch fortgesetzt. Ich hatte nun vor allem die Empfindung, daß das, was mit diesem Menschen da, meinem Doppelgänger, vorging, mir eigentlich sehr nahe gehen mußte. Und wenn auch nicht das gerade — jedenfalls fühlte ich, daß ich das, was da vor sich ging, nicht für recht und billig erachten konnte. Und weiterhin fühlte ich, daß, wenn ich dies nicht für recht und billig erachten konnte, wenn ich mir sagen mußte, daß es nicht in der Ordnung und nicht gut sei, ich mein ganzes Leben und alles, was ich je getan, für schlecht und verwerflich halten und einen Entschluß, mit dem ich mich schon lange trug, zur Ausführung bringen mußte — den Entschluß, alles von mir zu werfen, auf und davon zu gehen, zu verschwinden.

Dieses Gefühl bemächtigte sich meiner und ließ mich nicht mehr los. Ich suchte dagegen anzukämpfen, ich redete mir ein, daß das nun einmal so sein müsse, daß es eine traurige Notwendigkeit sei. Aber eine Stimme in mir widersprach dem und flüsterte mir zu, daß ich eigentlich an die Stelle dieses Unglücklichen gehörte. Seltsamerweise jedoch empfand ich kein eigentliches Mitleid mit ihm, und statt der Exekution Einhalt zu tun, war ich nur ungehalten darüber, daß man mich erkannt hatte, und ging nach Hause. Die Trommelwirbel verhallten allmählich, und als ich zu Hause angekommen war, war mir, als sei das Gefühl, das mich dort draußen befallen hatte, ganz geschwunden. Ich trank meinen Tee und empfing den Fürsten Wolkonskij zur Berichterstattung. Dann folgte in üblicher

Weise das Frühstück, das ich in Gesellschaft meiner Frau einnahm, die gewohnte peinliche, heuchlerische Unterhaltung mit ihr, dann kam Diebitsch mit seinem Vortrag und machte mir Mittheilungen, die das Vorhandensein einer geheimen Gesellschaft mit aller Deutlichkeit bewiesen. So Gott will, werde ich seinerzeit alles das in meiner Lebensgeschichte noch im einzelnen beschreiben. Hier bemerkte ich nur so viel, daß ich diese Mittheilungen äußerlich ganz ruhig entgegennahm. Doch diese Ruhe hielt nur bis zur Beendigung des Mittagessens vor. Nach dem Mittagessen begab ich mich in mein Kabinett, legte mich auf den Diwan und schlief sogleich ein. Ich hatte vielleicht fünf Minuten geschlafen, als ein Ruck, der durch meinen ganzen Körper ging, mich weckte. Ich hörte wieder die Trommelwirbel und die Klänge der Pfeife, das Niedersausen der Schläge und das Aufschreien Strumenskijs, und ich sah ihn, oder vielmehr mich selbst — ich wußte in der That nicht recht, ob er, oder ob ich es war — sah sein schmerzlich verzerrtes Gesicht, sah dasucken, das durch seinen Körper ging, und die finsternen Mienen der Soldaten und Offiziere. Doch nur einen Augenblick währte diese Vision; ich sprang auf, knöpfte meinen Rock zu, nahm Degen und Hut und verließ das Haus, nachdem ich gesagt hatte, daß ich spazieren gehen wolle.

Ich wußte, wo das Militärlazarett war, und ging schnurstracks dahin. Wie überall bei meinem Erscheinen, geriet auch hier sogleich alles in Verwirrung. Der Oberarzt und der diensttuende Offizier kamen atemlos herbeigestürzt. Ich sagte, ich wolle einen Gang durch die Krankenzimmer machen. Im zweiten Saale erblickte ich den kahlen Schädel Strumenskijs. Er lag

auf dem Rücken, die Hände unter dem Kopfe, und stöhnte ganz kläglich.

„Er ist wegen eines Fluchtversuches bestraft worden,“ meldete man mir. Ich sagte nur „Ah!“ — und nachdem ich durch die gewohnte Geste zu erkennen gegeben, daß ich den Fall zur Kenntniss nehme und die Bestrafung billige, ging ich weiter.

Am Tage darauf ließ ich fragen, wie es um Strumenskij stehe. Man meldete mir, daß er mit dem Abendmahl versehen sei und wohl sterben würde.

Es war der Namenstag meines Bruders Michail, eine Parade und ein feierlicher Gottesdienst fanden statt. Ich sagte, ich befände mich nicht wohl nach dem Ausflug, den wir nach der Krim unternommen hatten, und ich blieb daher dem Hochamt fern. Diebitsch erschien wieder zum Vortrag, und er hatte neue Nachrichten über die Verschwörung in der zweiten Armee zu melden. Sein Bericht erinnerte mich an das, was mir schon vor der Fahrt nach der Krim Graf Witte über jene Verschwörung gesagt hatte, und an die Bekundungen des Unteroffiziers Sherwood. Jetzt erst, nach dem Vortrage Diebitschs, der den Plänen der Verschwörer ein so großes Gewicht beilegte, fühlte ich plötzlich die ganze tiefe Bedeutung der jähen Wandlung, die sich in mir vollzogen hatte. Sie zetteln eine Verschwörung an, um eine Änderung der Regierungsform zu erzielen und dieselbe Konstitution einzuführen, die ich bereits vor zwanzig Jahren hatte einführen wollen. Ich hatte mich darum bemüht und dazu beigetragen, daß die konstitutionelle Regierungsform in Europa eingeführt würde — was ist dadurch aber gebessert, wem geholfen worden? Und wer bin ich vor allem, daß ich mich mit solchen Dingen befaße? Dieses ganze äußer-

liche Leben der Völker, seine Organisierung, seine Umgestaltung war doch im Grunde genommen etwas ganz Unwichtiges und Überflüssiges, und vor allem etwas, das mich gar nichts anging. Ich kam plötzlich zu der Einsicht, daß alles dies durchaus nicht meine Aufgabe sein konnte. Meine Aufgabe konnte nur darin bestehen, daß ich mich um mich selbst und meine Seele bekümmerte. Und der Wunsch, den ich schon früher gehegt hatte — auf den Thron zu verzichten und die Menschen durch diese Verzichtleistung in Staunen und Trauer zu versetzen, gleichzeitig aber ihnen meine Seelengröße zu zeigen — dieser Wunsch regte sich nun in mir mit verstärkter Kraft und in vollem Ernst, doch war es mir dabei nicht mehr um die Menschen zu tun, sondern einzig um mich selbst und um meine Seele. Es schien mir, als hätte ich meinen im weltlichen Sinne so glänzenden Lebenslauf nur zu dem Zweck durchwandelt, um wieder zu jener durch die Reue hervorgerufene Einsamkeitssehnsucht meiner Jünglingstage zurückzukehren und frei von jeder eitlen Regung und jedem Gedanken an irdischen Ruhm nur für mich selbst und für Gott zu leben. Was damals nur ein unklares Wünschen und Sehnen gewesen, war jetzt zum unwiderstehlichen Drange geworden, der in der Unmöglichkeit, so wie bisher weiterzuleben, seinen Grund hatte. Wie aber sollte ich diesem Drange genügen? Nicht so, daß ich die Menschen in Erstaunen setzte, um ihr Lob einzuheimsen: nein, ich mußte so von der Bildfläche verschwinden, daß niemand etwas davon erfuhr, und daß der neue Weg, den ich betrat, mir selbst zum Bußgang wurde. Und dieser Gedanke begeisterte und entzückte mich so sehr, daß ich sogleich über die Mittel, ihn zu verwirklichen, nachzu-

denken begann und alle Kräfte meines Verstandes und der mir eignen Verschlagenheit und List zu seiner Verwirklichung in Bewegung setzte.

Zu meiner Verwunderung erwies sich die Ausführung meines Planes als weit leichter, als ich erwartet hatte. Mein Plan bestand darin, daß ich mich krank stellen wollte — zum Sterben krank, und daß ich den von mir ins Vertrauen gezogenen und für seine Beihilfe bezahlten Arzt dazu vermochte, den im Sterben liegenden Unteroffizier Strumenskij an meine Stelle zu legen, während ich selbst mich heimlich entfernte und unter fremdem Namen weiterlebte.

Alles fügte sich so, daß dieser Plan aufs beste gelang. Der Zufall fügte es, daß ich am 9. November, wie auf Verabredung, von einem Fieber befallen wurde. Wohl eine Woche lag ich krank, und während dieser Zeit gedieh mein Plan in mir vollends zur Reife. Am 16. stand ich auf und fühlte mich vollkommen wohl. Nach alter Gewohnheit rasierte ich mich an diesem Tage selbst und brachte mir versehentlich am Kinn einen tiefen Schnitt bei. Ich hatte starken Blutverlust, es wurde mir übel, und ich fiel hin. Die Dienerschaft eilte herbei und hob mich auf. Ich machte mir sogleich klar, daß dieses Vorkommnis mir bei der Ausführung meiner Absicht gut zu statten kommen könne, und obschon ich mich vollkommen wohl fühlte, stellte ich mich doch, als sei ich sehr geschwächt, ließ mich zu Bett bringen und befahl, den Assistenzarzt Villiers zu rufen. Der junge Mann erschien, und ich weihte ihn in alle Einzelheiten meines Planes ein und bot ihm eine Belohnung von achtzigtausend Rubeln an, wenn er alles täte, was ich von ihm verlangte. Strumenskij lag, wie ich hörte, an diesem Morgen in den letzten

Zügen und mußte voraussichtlich noch vor Anbruch der Nacht sterben. Der Arzt ging auf meinen Vorschlag ein. Ich stellte mich zornig und erregt, wollte niemanden sehen und ließ nur den bestochenen Arzt ins Zimmer. Ich hatte mit diesem verabredet, daß er Strumenskijs Leiche zum Waschen in die Badstube bringen lassen sollte — von da aus sollte sie in mein Zimmer übergeführt und in mein Bett gelegt werden. Dann sollte der Arzt den plötzlichen Eintritt des Todes bei mir konstatieren. Sonderbarerweise gelang alles so, wie wir es verabredet hatten. Am 17. November war ich ein freier Mann. Strumenskij wurde mit den höchsten Ehren beigesetzt. Mein Bruder Nikolaus bestieg den Thron und schickte die Verschwörer theils aufs Schafott, theils nach Sibirien in die Verbannung. Ich habe dann später in Sibirien einige von ihnen getroffen. Was mich betrifft, so habe ich seither gar mancherlei Leiden durchlebt, die jedoch nichts bedeuteten im Vergleich mit den Verbrechen, die ich begangen. Daneben habe ich aber so hehre und reine Freuden erfahren, wie ich sie niemals verdient habe.

Jetzt stehe ich als Greis von zweiundsiebzig Jahren bereits mit beiden Füßen im Grabe. Ich habe erkannt, wie eitel und töricht das Leben war, das ich einstmals geführt, und wie bedeutsam dagegen jenes Leben ist, das ich als heimatloser Pilger geführt habe und jetzt noch führe. Die Geschichte dieses meines zu Ende gehenden Lebens will ich nunmehr erzählen.

*

12. Dezember 1849. Sibirische Taiga*), nahe bei Krasnorjetschinsk.

Heute ist mein Geburtstag. Ich bin zweiundsiebzig

*) Urwald.

Jahre alt. Vor zweiundsiebzig Jahren wurde ich in Petersburg im Winterpalast, in den Gemächern meiner Mutter, der damaligen Großfürstin und späteren Kaiserin Maria Fjodorowna, geboren.

Ich habe heute nacht ziemlich gut geschlafen. Nach dem gestrigen Unwohlsein fühle ich mich ein wenig besser. Vor allem ist jener Zustand geistiger Ermüdung geschwunden, ich kann wieder aus ganzem Herzen mit Gott verkehren. Ich habe nachts im Dunkeln gebetet. Ich erkannte klar meine Stellung in der Welt: mein Ich, mein ganzes Leben, ist etwas, dessen Er, der mich gesandt hat, bedarf. Es liegt jedoch in meiner Hand, es so einzurichten, daß Er seiner bedarf oder nicht bedarf. Richte ich mein Leben so ein, daß Er seiner bedarf, dann wirke ich an meinem eigenen Glück wie am Glück der ganzen Welt mit. Richte ich es nicht so ein, dann beraube ich mich jenes Anteils an dem allgemeinen Glück, der mir zukommen könnte, während das Glück, das der übrigen Welt zugedacht ist, davon unberührt bleibt. Das, was zu tun mir obgelegen hätte, werden dann eben andere tun, und Sein Wille wird trotz allem geschehen. Darin besteht die Freiheit meines Willens. Aber wenn Er weiß, was geschehen wird, wenn alles von Ihm vorherbestimmt ist, dann gibt es doch keine Willensfreiheit? Ich weiß es nicht. Hier ist die Grenze des Denkens, hier beginnt das Gebet: Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! Hilf mir! Komm und nimm Wohnung in meinem Herzen. Vergib mir und erbarme Dich, o Herr; ja, Herr; vergib, erbarme Dich — vergib und erbarme Dich! Ich kann es mit Worten nicht sagen, mein Herz aber kennst Du, denn Du bist selbst in ihm. Und ich schließ leicht und sanft ein.

Ich wachte, wie das die Alterschwäche so mit sich bringt, wohl fünfmal im Laufe der Nacht auf, und ich träumte, daß ich im Meere ein Bad nehme und schwimme, und ich wunderte mich, wie hoch mich das Wasser trägt, daß ich gar nicht darin versinke. Das Wasser ist so grünlich, so schön und rein, und am Ufer stehen Menschen, auch Frauen darunter, und ich bin nackt und kann nicht heraus aus dem Wasser. Der Sinn dieses Traumes ist, daß die Rüstigkeit meines Körpers mich noch hemmt, daß aber der Ausgang nahe ist. Ich erhob mich noch vor Tagesanbruch, nahm Feuerstein und Stahl und suchte Feuer zu machen, doch wollte der Schwefelfaden den Funken lange nicht fangen. Dann zog ich meinen Kittel aus Elentierleder an und ging auf die Straße. Zwischen den Stämmen der schneebedeckten Lärchen und Kiefern hindurch schimmerte in Purpur und Orange das Morgenrot. Ich trug das Holz herein, das ich gestern zerkleinert hatte, und machte Feuer im Ofen. Dann machte ich noch ein wenig Kleinholz zurecht. Es wurde hell. Ich aß zum Frühstück etwas aufgeweichten Zwieback. Der Ofen wurde warm, ich schloß die Ofenklappe und setzte mich hin, um zu schreiben.

Ich wurde, wie gesagt, vor genau zweiundsiebzig Jahren, am 12. Dezember 1777, im Winterpalais zu Petersburg geboren. Auf Wunsch meiner Großmutter, der Zarin Katharina, erhielt ich den Namen Alexander — ich sollte, wie sie sagte, ein ebenso großer Mann werden wie Alexander von Makedonien und ein ebensolcher Heiliger wie Alexander Newskij. Eine Woche später wurde ich in der großen Kirche des Winterpalais getauft. Die Herzogin von Rurland trug mich dabei auf einem Kissen von Glacéleder,

während die höchsten Würdenträger des Reiches die Zipfel der Decke hielten. Meine Taufpatin war die Kaiserin selbst, meine Paten der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen. Das Zimmer, in dem ich untergebracht wurde, war ganz nach den Angaben meiner Großmutter eingerichtet. Ich erinnere mich seiner nicht mehr und kenne es nur aus den Beschreibungen, die man mir später davon machte.“

Mitten in diesem großen Gemach mit den drei hohen Fenstern war zwischen vier Säulen hoch oben an der Decke ein samtener Baldachin mit bis zum Boden herabreichenden seidenen Vorhängen befestigt. Unter dem Baldachin stand ein kleines eisernes Bettchen mit einer ledernen Matratze, einem kleinen Kopfkissen und einer leichten englischen Decke. Rings um den Baldachin war eine zwei Ellen hohe Ballustrade errichtet, damit die Besucher nicht allzu nahe herankommen könnten. Sonst befanden sich in dem ganzen Raume keine Möbel, außer dem Bett der Amme, das hinter dem Baldachin stand. Alle Einzelheiten meiner körperlichen Erziehung waren von der Großmutter ganz eingehend erwogen. Es war verboten, mich zu wiegen oder zu schaukeln, die Windeln mußten auf ganz besondere Art um meine Glieder gewickelt werden, kein Strumpf kam an meine Füße. Gebadet wurde ich zuerst in lauwarmem, später in kaltem Wasser, und meine Kleidung war von ganz eigener Art, ohne Nähte und Bänder, man konnte sie im Augenblick anziehen und ausziehen. Als ich zu kriechen begann, legte man mich auf den Teppich und überließ mich mir selbst. In der ersten Zeit, so erzählte man mir, setzte sich die Großmutter oft neben mich auf den Teppich und spielte mit mir. Ich selbst habe

alle diese Dinge natürlich nicht mehr in Erinnerung, auch auf meine Amme weiß ich mich aus jener Zeit nicht mehr zu besinnen.

Meine Amme war die Frau eines jungen Gärtners aus Barskoje Selo und hieß Awdotja Petrowa. Ich sah sie zum ersten Male seit meiner Kindheit wieder, als ich achtzehn Jahre alt war — sie kam im Park von Barskoje auf mich zu und nannte mir ihren Namen. Ich befand mich damals in der köstlichen Periode meiner ersten Freundschaft mit Eschartorijskij*) und war von aufrichtigem Abscheu gegen alles das, was an den beiden Höfen, dem meines unglücklichen Vaters wie dem der mir damals ganz besonders verhaßten Großmutter, erfüllt. Ich war um jene Zeit noch ein von den besten Absichten erfüllter, waderer junger Mensch. Ich ging mit Adam durch den Park, als plötzlich aus einer Seitenallee eine anständig gekleidete Frau mit einem auffallend zarten, sympathischen, verlegen lächelnden Gesichte auf mich zutrat. Ganz rasch kam sie heran, fiel auf die Knie nieder, ergriff meine Hand und begann sie zu küssen.

„Väterchen, Hoheit — so hat doch der Herrgott Sie mir einmal in den Weg geführt!“ sagte sie.

„Wer sind Sie?“

„Ich bin Ihre Amme Awdotja, elf Monate lang hab' ich Sie genährt. Nun hat doch der liebe Gott mich Sie noch einmal schauen lassen!“

Ich hatte Mühe, sie aufzurichten, fragte, wo sie wohne, und versprach ihr, sie zu besuchen. Das freundliche Interieur ihres sauberen Häuschens und ihr anmutiges Töchterchen, meine Milchschwester — eine

*) Fürst Adam Eschartorijskij, der in seiner Jugend am Hofe Katharinas lebte.

echt russische Schönheit — machten auf mich den angenehmsten Eindruck. Die Tochter war mit einem Bereiter aus dem kaiserlichen Marstall verlobt. Ihr Vater, der Gärtner, hatte denselben freundlich lächelnden Ausdruck wie seine Frau, und die gleichfalls lächelnde Kinderschar, die mich begrüßte, erschien mir wie ein lichtiges Bild mitten in der Finsternis. Das ist echtes Leben, echtes Glück, dachte ich bei mir. Wie einfach und klar ist hier alles — keine Intrigen, keinen Haß, keinen Streit kennt man hier. Diese prächtige Frau also hat mich genährt. Meine oberste Wärterin war eine Deutsche, Sophie Iwanowna Benkendorf, und ihre Assistentin war die Engländerin Hesseler. Sophie Iwanowna Benkendorf, die Deutsche, war eine korpulente Frau mit sehr weißem Teint und gerader Nase — recht majestätisch von Ansehen, wenn sie im Kinderzimmer ihre Anordnungen traf, höchst unterwürfig und kriecherisch devot dagegen, wenn die Großmutter, die einen Kopf kleiner war als die Benkendorf, sich im Zimmer befand. Auch mir gegenüber benahm sie sich sehr unterwürfig, doch war sie zugleich streng gegen mich. Bald erschien sie mir in ihren umfangreichen Röcken, mit ihrem überlegenen, geradnasigen Gesichte wie eine Königin, bald gab sie sich als das schlichte, liebe Mädchen. Praskowia Iwanowna Hesseler, die Engländerin, war eine langnäsige Person mit rötlichem Haar und ewig ernster Miene. Lächelte sie wirklich einmal, dann strahlte sie gleich über das ganze Gesicht, und man mußte unwillkürlich mitlächeln. Ihre Akkuratesse, Sauberkeit und mit Festigkeit gepaarte Sanftmut gefiel mir. Es schien mir, als wisse sie irgend etwas, das niemand sonst wußte, weder Mama noch die Großmama — ja, nicht einmal Großmama!

Meine Mutter lebt in meinem Gedächtnis gleichsam als eine seltsam melancholische, übernatürliche, liebliche Traumgestalt: schön, festlich geschmückt, in Seide, Spitzen und Brillanten, trat sie in mein Zimmer und liebte mich mit einem seltsam traurigen Ausdruck, der mich befremdete, nahm mich auf ihre schönen, weißen Arme, hob mich zu ihrem noch schöneren Gesicht empor, warf ihr dichtes, duftiges Haar zurück und küßte mich und weinte; einmal ließ sie mich sogar fallen und sank in Ohnmacht.

Ob es nun auf einer Einflüsterung meiner Großmutter, auf dem sonderbaren Verhalten meiner Mutter gegen mich oder auf einem richtigen Instinkt meines kindlichen Herzens für die Hofintrige, deren Mittelpunkt ich war, beruhte — jedenfalls hatte ich für meine Mutter kein einfaches, unmittelbares Gefühl der Liebe. Es lag etwas Gezwungenes in der Art, wie sie sich mir gegenüber benahm. Es war mir, als ob sie jedesmal, wenn sie bei mir war, an etwas anderes dachte und mich darüber vergäße. Und so war es in der That. Die Großmutter hatte mich meinen Eltern weggenommen, sie verfügte ganz nach eigenem Ermessen über mich, dem sie den Thron zugeeignet hatte, während mein unglücklicher Vater, ihr Sohn, den sie haßte, der Krone verlustig gehen sollte. Ich hatte natürlich von all diesen Dingen lange Zeit keine Ahnung, mit der Zeit jedoch dämmerte in mir, wenn auch noch ohne klare Einsicht in die Ursachen und Zusammenhänge, das Bewußtsein, daß ich der Gegenstand irgendwelcher Feindschaften und Rivalitäten, der Spielball irgendwelcher Pläne und Absichten sei, und ich fühlte in dem Verkehr meiner Angehörigen mit mir eine kalte Gleichgültigkeit gegenüber meiner Person

und meiner kindlichen Seele, die keiner Krone, sondern einfacher, schlichter Liebe bedurfte. Und eben diese Liebe wurde mir nicht zuteil. Die Mutter war in meiner Gegenwart immer traurig gestimmt. Eines Tages, nachdem sie sich mit Sophie Zwanowna in deutscher Sprache über irgend etwas unterhalten hatte, brach sie in Tränen aus und lief, als sie den Schritt der Großmutter vernahm, in förmlicher Hast aus dem Zimmer. Auch der Vater kam zuweilen in unser Zimmer, und später führte man mich mit meinem Bruder öfters zu ihm; aber dieser unglückliche Mann brachte bei meinem Anblick seine Unzufriedenheit und seinen Ingrimm noch lebhafter und entschiedener zum Ausdruck als die Mutter. Ich erinnere mich noch, wie man mich einmal in Gesellschaft meines Bruders Konstantin nach den Gemächern der Eltern brachte. Es war vor der Abreise des Vaters ins Ausland im Jahre 1781. Er schob mich plötzlich mit der Hand beiseite, sprang mit zornig rollenden Augen vom Stuhle auf und stieß irgendwelche heftigen Worte hervor, die sich auf mich und die Großmutter bezogen. Ich habe sie nicht mehr genau im Gedächtnis und erinnere mich nur noch der Worte: „Nach dem Jahre 62 ist alles möglich.“ Ich erschrak und brach in Tränen aus. Die Mutter faßte mich bei der Hand und begann mich zu küssen. Dann führte sie mich zum Vater hin. Er segnete mich hastig und ging, mit seinen hohen Absätzen über den Fußboden hinpolternd, fast im Lauffschritt aus dem Zimmer. Viel später erst begriff ich die Bedeutung dieser Szene. Meine Eltern nannten sich auf ihrer Reise Graf und Gräfin de Nocel. Die Großmutter hatte es so verlangt. Der Vater fürchtete, daß er in seiner Abwesenheit seiner Rechte auf den Thron

für verlustig erklärt und ich statt seiner als Thronerbe anerkannt werden könnte.

Er legte Wert auf diese Dinge, die ihn wie mich an Leib und Seele zugrunde gerichtet haben, und auch ich Unglücklicher glaubte sie einst, leider Gottes, nicht hoch genug schätzen zu sollen . . .

Es klopft an der Thür. „Im Namen des Vaters und des Sohnes!“ sagt irgend jemand, und ich antworte „Amen“. Ich will mein Geschreibsel wegräumen und öffnen. So Gott will, werde ich morgen weiter schreiben können.

13. Dezember.

Ich habe wenig geschlafen und hatte häßliche Träume. Ich träumte, daß ein unangenehmes, schwächliches Weibsbild sich an mich schmiege, und ich fürchtete nicht sowohl die Sünde, als vielmehr, daß meine Frau mich sehen, und daß es wieder Vorwürfe setzen könnte. Zweiundsiebzig Jahre zähle ich nun, und bin noch immer in den Banden des Fleisches. Wenn ich wache, kann ich mich wohl über mich selbst täuschen, der Traum dagegen gibt mir den rechten Maßstab für die Stufe sittlicher Vollkommenheit, die ich erreicht habe. Ich träumte ferner — und auch dies kann als ein Zeichen meiner sittlichen Unvollkommenheit gelten — daß mir jemand hierher in Moos verpackte Leckereien brachte. Es waren Leckereien von ganz besonderer Art, und wir nahmen sie aus dem Moos heraus und teilten sie unter uns. Nachdem wir die Teilung vorgenommen, blieben immer noch Leckereien übrig; ich hätte auch diese gern für mich behalten, aber ein dunkelbrauner, unsympathischer Knabe, der Sohn irgendeines Türkenkultans oder dergleichen,

will die Ledereien gleichfalls haben. Obschon ich weiß, daß Ledereien sich weit eher für ein Kind als für mich ziemen, mache ich ihm die Ledereien doch streitig. Ich habe ein ausgesprochen feindseliges Gefühl gegen ihn, wiewohl ich weiß, daß es tadelnswert ist, solche Gefühle zu hegen. Und seltsamerweise ging es mir heute im wachen Zustande ganz ebenso. Maria Martemjanowna kam, um mich zu besuchen. Gestern schon war ein Bote von ihr erschienen, der mich fragte, ob ihr Besuch mir angenehm sei. Ich bejahte. Ich empfinde diese Besuche als recht lästig, aber ich weiß, daß es sie kränken würde, wenn ich sie nicht empfinde. Und so kam sie denn heute an. Schon von weitem hörte ich das Knirschen der Schlittenkufen, die über den Schnee hinglitten. In ihrem dicken Schafpelz und ihren Tüchern kam sie zu mir herein und brachte ein paar Düten mit Geschenken und zugleich eine solche Kälte mit, daß ich meinen Lederrock anziehen mußte. Pfannkuchen, Äpfel und Fastenöl befanden sich in den Düten. Sie kam, um mich wegen ihrer Tochter zu befragen, die ein reicher Witwer zur Frau beehrte. Sollte er sie haben oder nicht? Diese Annahme der Leute, ich könne in die Zukunft sehen, ist mir überaus peinlich. Was ich auch dagegen vorbringen mag — immer heißt es, ich spreche nur aus Demut so. Ich sagte ihr, nach meiner Meinung sei es besser für den Menschen, ledig und keusch zu bleiben als zu heiraten, doch sei es nach den Worten des Paulus wiederum besser zu heiraten, als sich in Leidenschaft zu verzehren. Mit ihr zugleich kam ihr Schwiegersohn Nikanor Iwanow — derselbe, der mich seinerzeit eingeladen hatte, in seinem Hause Wohnung zu nehmen, und mich dann unaufhörlich mit seinen Besuchen belästigte.

Dieser Nikanor Zwanow ist für mich ein arger Stein des Anstoßes. Ich vermag die Antipathie, ja den Widerwillen gegen ihn nicht zu überwinden. Gib doch, o Herr, daß ich nur immer meine eignen Sünden erkenne und die Sünden meines Bruders übersehe! Immer noch sehe ich vielmehr das Böse an den andern als an mir, errate ihre Schwächen mit dem Scharfblick der Bosheit, sehe alle ihre Fehler und vermag die Abneigung gegen sie, die doch meine Brüder sind und den Keim des Göttlichen gleich mir in ihrem Busen tragen, nicht zu überwinden.

Worauf beruht diese Abneigung? Ich habe sie in meinem langen Leben so manches Mal empfunden. Am stärksten empfand ich sie gegenüber Ludwig XVIII., der mir mit seinem Bauche, seiner Habichtsnase, seinen widerlichen weißen Händen, seiner Selbstgefälligkeit, Unverfrorenheit und Borniertheit stets unsympathisch war. Ehe ich's mich versehe, komme ich ins Schimpfen hinein! Nach Ludwig rangiert sogleich der mir nicht minder verhaßte Nikanor Zwanow, der mich gestern zwei Stunden lang gepeinigt hat. Alles an ihm, vom Klange seiner Stimme bis zu seinem Haar und seinen Nägeln, ist mir in der Seele zuwider. Um nun Maria Martemjanowna meine verdrießliche Stimmung zu erklären, log ich, daß ich mich nicht wohl fühle. Als sie gegangen waren, betete ich, und erst nach dem Gebet fühlte ich mich ruhiger. Dank Dir, o Herr, daß das Eine und Einzige, das mir not tut und mir helfen kann, sich in meiner Macht befindet. Ich dachte daran, daß Nikanor Zwanow dereinst ein Kind gewesen, und daß er einmal sterben wird; ich dachte auch daran, daß Ludwig XVIII. bereits tot war, und ich bedauerte, daß Nikanor Zwanow nicht

mehr da war, daß ich nicht mehr meinen besseren Gefühlen für ihn Worte leihen konnte.

Maria Martemjanowna hat mir auch ein Paket Kerzen mitgebracht, so daß ich auch am Abend schreiben kann. Ich ging auf den Hof hinaus; zu meiner Linken schimmerte ein Nordlicht am Himmel, in dessen wunderbarem Schein das Licht der Sterne verlöschte. Wie schön, wie schön ist doch dieses Schauspiel!

Ich fahre nun fort in meinen Erinnerungen.

*

Meine Eltern waren ins Ausland gereist, und ich war mit meinem Bruder Konstantin, der zwei Jahre nach mir das Licht der Welt erblickt hatte, für die ganze Zeit ihrer Abwesenheit vollkommen der Obhut der Großmutter überantwortet. Mein Bruder Konstantin hatte seinen Namen darum bekommen, weil man ihn dazu bestimmt hatte, das griechische Kaisertum in Konstantinopel wieder zu erneuern.

Die Kinder lieben alle Menschen, insbesondere diejenigen, die sie wiederlieben und sie lieblosen. Die Großmutter liebte und liebte mich, und ich liebte sie wieder, trotz des abscheulichen Geruches, den sie trotz aller Parfüms stets um sich verbreitete, und den ich ganz besonders verspürte, wenn sie mich auf den Schoß nahm. Noch unangenehmer aber waren mir ihre Hände, diese glatten, gelblichen, mit Runzeln bedeckten, gleichsam schlüpfrigen Hände mit den nach außen gebogenen Fingern und den in unnatürlicher Weise gegen den Körper gespreizten Ellbogen. Ihre Augen waren trübe, müde, fast tot, was im Verein mit dem lächelnden, zahnlosen Munde einen peinlichen, wenn auch nicht gerade abstoßenden Eindruck machte. Ich führte diesen Ausdruck ihrer Augen, den

ich mir jetzt nur mit einem Gefühl des Abscheus ver-
gegenwärtige, auf ihre Sorge um das Wohl ihrer
Völker zurück, das ihr, wie man mir versichert hatte,
gar sehr am Herzen lag, und ich bedauerte sie, wenn
ich so diesen müden Ausdruck ihrer Augen sah. Zwei-
mal bekam ich auch Potemkin zu Gesichte. Dieser ein-
äugige, schielende, ungeheuer große, ewig schwitzende
und schmutzige Mensch war ganz schrecklich anzu-
schauen. Ganz besonders schrecklich schien er mir,
weil er so gar keine Angst vor der Großmutter hatte,
während alle andern sie fürchteten, und weil er mit
seiner knarrenden Stimme in ihrer Gegenwart ganz
laut und keck sprach. Daß er mich „Kaiserliche Hoheit“
nannte, mich streichelte und im Scherz zuweilen
zupfte, vermochte meine Scheu vor ihm nicht zu
bannen.

Auch Lanskoj habe ich in jener ersten Zeit meiner
Kindheit öfters in ihrer Gesellschaft gesehen. Er war
stets um sie, und alle bemühten sich, ihn auszuzeichnen
und ihm zu schmeicheln. Ich hatte damals natürlich
keine Ahnung davon, wer eigentlich Lanskoj war, und
er war mir sehr sympathisch. Seine Locken, seine in
enganliegenden, sämischledernen Beinkleidern steckenden
Schenkel und Waden, sein glückliches, sorglos heiteres
Lächeln, die unzähligen Brillanten, die überall an
ihm funkelten — alles dies gefiel mir ganz ausneh-
mend. Es war eine sehr vergnügte Zeit. Wir machten
Spazierfahrten bis nach Barskoje, wurden im Boot
gerudert, spielten im Garten im Sande, gingen oder
ritten spazieren. Konstantin, der pausbäckige kleine
Rotkopf — „un petit Bacchus“ nannte ihn die Groß-
mutter — belustigte alle Welt mit seinen drolligen Spä-
ßen und kecken Einfällen. Er ahmte alle Leute nach —

namentlich Sophie Zwanowna, ja selbst die Großmutter. Ein wichtiges Ereignis, das in jene Zeit fiel, war der Tod der Bentendorf. Es war eines Abends in Barskoje, in Gegenwart der Großmutter — sie hatte uns eben nach Tisch in unser Zimmer gebracht und sagte noch irgend etwas mit lächelnder Miene, als ihr Gesicht plötzlich einen ernsthaften Ausdruck annahm. Sie schwankte, lehnte sich gegen die Thür, glitt an ihr entlang und fiel schwer hin. Leute kamen herbeigeeilt, und man führte uns fort. Tags darauf hörten wir dann, daß sie gestorben sei. Ich weinte noch lange danach, war sehr traurig und konnte mich nicht trösten. Alle dachten, daß ich um Sophie Zwanowna weine, ich weinte aber nicht um sie, sondern nur überhaupt darum, daß die Menschen sterben, daß es einen Tod gibt. Ich konnte das nicht begreifen, konnte nicht glauben, daß dies das Los aller Menschen sei. Ich erinnere mich, daß damals in meiner fünfjährigen Kindesseele die Frage, was der Tod und was das Leben sei, das mit dem Tode endet, in ihrer ganzen schwerwiegenden Bedeutung auftauchte. Alle jene wichtigen Fragen, die sich jedem Menschen unwillkürlich aufdrängen, die zu beantworten die weisesten Männer sich vergeblich bemühen, und über die nur leichtfertige Leute achtlos hinwegzugehen versuchen, keimten damals in meinem Kinderherzen auf. Bald aber traten diese Fragen, wie dies bei einem Kinde, zumal in der Welt, in der ich lebte, nicht anders sein konnte, für mich in den Hintergrund: ich dachte nicht mehr an den Tod und lebte dahin, als existiere er überhaupt nicht — bis er von selbst wieder in seiner unheimlichen Gestalt vor mich hintrat.

Ein anderes wichtiges Ereignis jener Zeit, das

gleichfalls mit dem Tode der Bentendorf in Zusammenhang stand, war unser Übergang aus der Obhut der Damen in diejenige eines Mannes. Nikolaj Zwanowitsch Saltykow war es, der zu unserem Erzieher erwählt wurde. Es war nicht jener Saltykow, der aller Wahrscheinlichkeit nach unser Großvater war, sondern ein anderer dieses Namens, der dem Hofstaat des Vaters angehörte. Es war ein kleiner Mensch mit einem ungeheuren Kopfe und einem dummen Gesicht, das stets zu einer Grimasse verzogen war. Bruder Konstantin verstand es ausgezeichnet, diese Grimasse nachzumachen. Dieser Personenwechsel wurde für mich dadurch ganz besonders schmerzlich, daß ich mich von unserer lieben Praskowia Zwanowna, die uns mit erzogen hatte, für immer trennen mußte.

Wer nicht das Unglück hatte, in einer Herrscherfamilie geboren zu sein, wird sich nach meiner Meinung nur schwer eine Vorstellung davon machen können, was für verkehrte Ansichten über die Menschen und über unsere Beziehungen zu ihnen uns Kindern, beigebracht wurden. Statt das Gefühl der Abhängigkeit gegenüber älteren, erwachsenen Leuten, das doch einem Kinde so natürlich ist, und der Dankbarkeit für alle uns erwiesenen Dienste in uns zu entwickeln, brachte man uns die Überzeugung bei, daß wir Wesen von ganz besonderer Art seien, die einen selbstverständlichen Anspruch auf alle nur erdenklichen Herrlichkeiten dieser Welt hätten und nur ein Wort zu sprechen, nur eine lächelnde Miene zu zeigen brauchten, um die ihnen dargebrachten Dienste und Huldigungen zu entlohnen und die Menschen glücklich zu machen. Wohl verlangte man von uns ein anständiges Benehmen im Verkehr mit den Menschen,

aber mein kindliches Feingefühl sagte mir, daß dies nur Schein war, daß es nicht um der andern willen geschah, mit denen wir in Berührung kamen, sondern um unsertwillen, damit die Erhabenheit, der Nimbus unserer kleinen Persönchen umsomehr erhöht würde.

Ich erinnere mich, wie wir einmal an irgend einem Festtage in dem großen, hohen Landauer auf dem Newskij daherfuhren — ich, Konstantin und Nikolaj Zwanowitsch Saltylow. Wir saßen im Fond des Wagens, zwei Lakaien mit gepudertem Haar, in roten Livreen, standen hinter uns. Es war ein sonniger, heller Tag im Frühling. Ich hatte meinen kleinen Uniformrock aufgeknöpft, daß man das blaue Band des Andreasordens über der kleinen weißen Weste sehen konnte. Mein Bruder Konstantin war ebenso gekleidet wie ich. Auf dem Kopfe trugen wir Federhüte, die wir jeden Augenblick abnahmen, um zu grüßen. Überall blieben die Leute stehen und verneigten sich, etliche liefen uns sogar nach. „On vous salue,“ wiederholte Nikolaj Zwanowitsch immer wieder — „à droite . . .“

Wir fahren an der Hauptwache vorüber, und die Wache tritt ins Gewehr. Das fand ich immer sehr unterhaltend. Die Vorliebe für das Soldatenwesen, für militärische Übungen aller Art habe ich von klein auf besessen. Man hatte uns einzureden gesucht, daß alle Menschen gleich seien, und daß wir dies nie vergessen dürften — namentlich die Großmutter, die am wenigsten an diese Gleichheit glaubte, suchte uns von ihr zu überzeugen. Aber ich wußte längst, daß die Leute, die so zu uns sprachen, für sich persönlich ganz anderer Meinung waren.

Ich erinnere mich, daß einmal Sascha Golizyn, der mit uns spielte, mich ziemlich heftig stieß, daß ich einigen Schmerz empfand.

„Wie darfst du es wagen!“ rief ich ganz empört.

„Ich tat es nicht absichtlich. Was ist denn daran so schlimm!“ versetzte er.

Ich war so tief gekränkt, so erzürnt, daß mir das Blut ins Gesicht stieg. Ich beschwerte mich bei Nikolaj Iwanowitsch und fühlte mich durchaus nicht beschämt, als Golizyn mich um Verzeihung bat.

Genug für heute. Die Kerze ist bald heruntergebrannt, und ich muß noch Rienbrände zurecht machen. Dabei ist mein Beil ganz stumpf, und ich habe keinen Weßstein und verstehe auch nicht, das Beil zu wezen.

17. Dezember.

Drei Tage lang habe ich nichts geschrieben. Ich war krank. Ich habe im Evangelium gelesen, vermochte mich jedoch nicht so tief wie sonst in seinen Sinn, in das Zusammensein mit Gott hineinzuleben. Ich habe früher oft nachgedenken darüber, daß es dem Menschen angeboren sei, stets irgend etwas zu wünschen. Ich hegte allezeit irgenwelche Wünsche und hege sie noch heute. Ich wünschte mir den Sieg über Napoleon, wünschte die Pazifizierung Europas, wünschte die Befreiung von meinem Herrscheramte, und alle meine Wünsche gingen entweder in Erfüllung und erstarben alsdann in meiner Seele, oder sie erwiesen sich als unerfüllbar und wurden gegenstandslos, so daß ich gleichfalls zu wünschen aufhörte. Während nun die früheren Wünsche, ob sie in Erfül-

lung gingen oder nicht, meine Seele beschäftigten, keimten schon wieder neue Wünsche in meiner Seele, und so ging und geht es ohne Unterlaß bis ans Ende weiter. Jetzt wünschte ich, daß der Winter käme — und er kam; ich wünschte, einsam zu sein — und ich habe es beinahe erreicht; ich wünschte und wünsche, meine Lebensgeschichte niederzuschreiben, und zwar möglichst in einer Form, daß die Menschen davon Nutzen hätten, und ob nun dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird oder nicht — jedenfalls werden danach wieder neue Wünsche folgen. Darin eben beruht alles Leben. Und da kam mir nun so der Gedanke, ob denn nicht, wenn das ganze Leben im Emporkeimen von Wünschen und die Freude am Leben in ihrer Befriedigung besteht, solch ein Wunsch existiere, der dem Menschen, und zwar jedem Menschen, natürlich und dabei so beschaffen wäre, daß er sich stets erfüllte, oder vielmehr stetig seiner Erfüllung näherkäme. Und es schien mir, daß dies alles zutreffen würde, wenn der Mensch seinen Wunsch auf den Tod richtete. Sein ganzes Leben würde alsdann eine einzige Annäherung an die Erfüllung dieses Wunsches sein, deren er unbedingt sicher sein würde.

Anfangs erschien mir dieser Gedanke ziemlich sonderbar. Als ich mich jedoch in ihn vertiefte, kam ich plötzlich zu der Erkenntnis, daß in der That einzig und allein auf die Annäherung an den Tod alles vernünftige Wünschen des Menschen gerichtet sein sollte. Wohlgemerkt: nicht auf den Tod selbst, sondern auf jene Vorwärtsbewegung des Lebens, die zum Tode führt. Diese Vorwärtsbewegung sollte gleichbedeutend sein mit einer Befreiung des in jedem Menschen lebenden geistigen Prinzips von den Leidenschaften

und Anfechtungen des Fleisches. Ich fühle das jetzt, nachdem ich mich zum größten Theil von alledem, was mir die Wesenheit meiner Seele, ihre Einheit mit Gott und Gott selbst verbarg, frei und unabhängig gemacht habe. Ich bin zu diesem Schlusse ganz unbewußt gelangt. Hätte ich nun die Befreiung von den Leidenschaften und die Annäherung an Gott in bewußter Weise als mein höchstes Heil und Glück angesehen, was nicht nur möglich, sondern auch recht und billig ist, dann müßte alles, was mich dem Tode näherbringt — das Alter, die Krankheit — auf eine Erfüllung meines einzigen und hauptsächlichsten Wunsches hinauslaufen. Das ist in der That auch der Fall, und ich fühle das deutlich, wenn ich gesund bin. Sobald mich jedoch, wie während der beiden letzten Tage, meine Magenschmerzen plagen, vermag ich dieses Gefühl nicht in mir zu erwecken, und wenn ich auch nicht gerade dem Tode widerstrebe, so vermag ich doch auch nicht, die Annäherung an ihn zum Gegenstand meines Begehrens zu machen. In diesem Zustande schläft dann das geistige Prinzip in mir, und ich muß ruhig abwarten, bis es wieder erwacht.

Ich fahre nun mit meinen Erinnerungen an der Stelle fort, wo ich das letzte Mal abbrach. Was ich von meiner Kindheit berichte, beruht zum größten Theil auf den Erzählungen anderer; häufig freilich mag das, was man mir über mich erzählt hat, sich mit dem vermischen, was ich selbst erlebt habe, so daß ich oft nicht weiß, was ich durchlebt, und was ich von andern gehört habe. Mein Leben erscheint mir, von meiner Geburt an bis auf meine jetzigen alten Tage, wie eine von dichtem Nebel bedeckte Landschaft, wie etwa das Gelände nach der Schlacht bei Dresden, wo

man vor Nebeldunst gar nichts sah, bis plötzlich da und dort kleine lichte Inseln, „des éclaircies“, sichtbar wurden, auf denen das Auge Menschen und Gegenstände erblickte, die rings von einem undurchdringlichen Schleier umgeben und durch nichts unter sich verbunden waren. Von dieser Art sind meine Kindheits-erinnerungen. Diese lichten Inseln tauchen aus meiner Kindheit, zuerst noch ganz, ganz selten, inmitten des sie umgebenden unendlichen Nebelmeeres empor und werden dann häufiger und häufiger; doch gibt es auch jetzt noch in meinem Leben Perioden, die in meiner Erinnerung nichts, auch nicht eine Spur zurücklassen. Aus meiner Kindheit habe ich, wie gesagt, nur ganz wenig Erinnerungen, und je weiter ich mich in die Vergangenheit zurückzuwerfen suche, desto weniger sind ihrer.

Ich habe bereits von diesen Lichtdurchblicken meiner ersten Kindheit gesprochen: der Tod der Bendorf, der Bruder, der Abschied von den Eltern, Konstantins Grimassen — und noch dies und das, was mir so einfällt, wenn ich meinen Blick jenem entfernten Abschnitt der Vergangenheit zukehre. Wann eigentlich mein Bruder Konstantin auf der Bildfläche erschien, wann unser Zusammenleben begann, weiß ich ganz und gar nicht mehr; dagegen erinnere ich mich noch sehr lebhaft eines Vorfalls aus der Zeit, als ich sieben und er fünf Jahre alt war. Es war am Tage vor Weihnachten, nach der Abendmesse. Man hatte uns schlafen gelegt, und alle waren aus dem Zimmer gegangen. Wir benutzten die günstige Gelegenheit, um uns zusammen in ein Bett zu legen. Konstantin kroch im bloßen Hemdchen zu mir herein, und wir begannen ein sehr lustiges Spiel, indem wir uns gegen-

seitig auf den bloßen Körper klatschten. Wir lachten so laut dabei, daß wir Leibschmerzen bekamen, und fühlten uns äußerst glücklich — als plötzlich Nikolaj Zwanowitsch in seinem gestickten, ordengeschmückten Rocke, mit dem mächtigen gepuderten Kopfe und den weit vorquellenden Augen in unser Zimmer gestürmt kam und uns mit einem Ausdruck des Schreckens, den ich nicht begriff, auseinandertrieb, wobei er zornig drohte, er würde uns streng bestrafen und bei der Großmutter über uns Klage führen.

Noch ein anderer Vorfall, etwa aus meinem neunten Jahre, ist mir in Erinnerung — es handelt sich um einen heftigen Zusammenstoß zwischen Alexej Grigorjewitsch Orlow und Potemkin, der in den Appartements der Großmutter, fast vor unseren Augen, stattfand. Es war kurz vor der Abreise der Großmutter nach der Krim, als wir beide zum erstenmal bis Moskau mitreisen sollten. Nikolaj Zwanowitsch brachte uns, wie gewöhnlich, nach den Gemächern der Großmutter hinüber. Wir betraten ihr Boudoir, einen großen Raum, dessen Decke mit Stuck und Malereien verziert war, und in dem bereits zahlreiche Menschen anwesend waren. Die Großmutter war schon frisiert. Sie hatte das Haar über der Stirn nach oben gekämmt und in kunstvollen Flechten um die Schläfen gelegt. Sie saß in ihrem weißen Frisiermantel vor der goldenen Toilette. Die Sofen waren um sie herum und machten sich mit ihrem Kopfschmuck zu schaffen. Sie empfing uns mit einem freundlichen Lächeln, während sie fortfuhr, sich mit einem großen, breitschultrigen General zu unterhalten, der das Band des Andreasordens trug, und über dessen Gesicht eine furchtbare, vom Munde bis ans Ohr reichende Narbe

sich hinzog. Es war Orlow „le balafre“, den wir da sahen.

Es war das erste Mal, daß ich ihn erblickte. Die Großmutter war von ihren Windspielen umgeben. Unter ihnen befand sich mein Liebling Michaud, der mich freudig begrüßte, mich ansprang und mir das Gesicht leckte. Wir traten auf die Großmutter zu und küßten ihr die weiße, weiche Hand. Diese Hand tastete suchend nach mir und streichelte mich, während die Augen auf Orlow gerichtet waren, mit dem sie sprach.

„Was für ein schmuckes Kerlchen, nicht wahr?“ sagte sie und zeigte nach mir. „Sie haben ihn noch nicht gesehen, Graf?“

„Beide sind ganz prächtige Jungen,“ meinte der Graf, während er mir und Konstantin die Hand küßte.

„Es ist gut, es ist gut,“ sagte die Großmutter zu ihrer Kammerfrau Maria Stepanowna, einer gutmütigen, weiß und rot geschminkten ältlichen Frau, die ihr eben die Haube aufsetzte.

Lanskoj kam heran und reichte der Großmutter die offene Tabakdose. Sie nahm eine Prise und sah dabei lächelnd auf ihre Hofnarrin Matrona Denissowa, die eben auf sie zutrat.

1906.

Chodynka

„Ich begreife diesen Starrsinn nicht. Warum sollst du dir den Schlaf rauben und „ins Volk“ gehen, wenn du morgen mit Tante Wjera ruhig und geraden Weges nach dem Pavillon fahren kannst? Du siehst dann alles. Ich habe dir ja schon gesagt, daß Behr mir versprochen hat, dich hinzubegleiten. Und zudem hast du als Hoffräulein das Recht dazu.“

So sprach der unter dem Namen „Pigeon“ⁱ der ganzen vornehmen Welt bekannte Fürst Pawel Solizyn zu seiner dreiundzwanzigjährigen Tochter Alexandra, die von allen Rina genannt wurde.

Das Gespräch fand in Moskau am Abend des 17. Mai 1893 statt, unmittelbar vor dem Volksfest, das anlässlich der Krönungsfeierlichkeiten*) anberaumt worden war. Rina, ein hübsches, kräftiges Mädchen, mit der charakteristischen, kühn geschwungenen Habichtsnase der Solizyns, war schon über das Alter hinaus, in dem sie sich für die Bälle der vornehmen Welt begeistert hatte, und war eine entschiedene Fortschrittlerin und Volksfreundin, oder hielt sich wenigstens dafür. Sie war die einzige Tochter und der Liebling ihres Vaters und tat, was sie wollte. Jetzt hatte sie plötzlich, wie der Vater sich ausdrückte, den „Sparren“ bekommen, das Volksfest mit ihrem Vetter nicht zur Mittagsstunde, zu gleicher Zeit mit dem Hofe, zu besuchen, sondern zusammen mit dem Volke, mit dem Hauswart und dem jüngeren Rut-

*) Des Zaren Nikolaus II.

scher, die schon ganz früh am Morgen vom Hause fortgingen.

„Ich will ja das Volk nicht nur sehen, Papa — ich will mit ihm zusammen sein . . . Ich möchte sehen, wie es sich dem jungen Baren gegenüber benimmt. Darf ich nicht wenigstens das eine Mal hin?“

„Na, tu schon, was du willst. Ich kenne ja deinen Starrsinn.“

„Sei nicht böse, lieber Papa. Ich verspreche dir auch, recht vernünftig zu sein. Und Léon wird ja immerfort bei mir sein.“

Wie absonderlich und unpassend auch der Einfall der Tochter dem Vater erschien, er konnte ihr die Bitte nun einmal nicht abschlagen.

„Gewiß darfst du es,“ versetzte er auf ihre Frage, ob sie den Wagen benutzen dürfe. „Du fährst bis zum Chodynka-Felde und schickst den Wagen zurück.“

„Das ist ja herrlich!“

Sie trat zu ihm hin. Er bekreuzte sie gewohnheitsgemäß, und sie küßte seine große, weiße Hand. So trennten sie sich.

*

An demselben Abend wurde in der Wohnung, die von der Vermieterin Marja Jakowlewna an die Arbeiter der Zigarettenfabrik abgegeben wurde, gleichfalls von dem bevorstehenden Volksfest gesprochen. In dem Zimmer des Semeljan Jagodny saßen einige seiner Arbeitsgenossen, die gekommen waren, um sich für den folgenden Tag zu verabreden.

„Es lohnt sich ja gar nicht, daß wir schlafen gehen,“ sprach Jascha, ein fröhlicher Bursche, der in einem durch eine Querwand abgeteilten Verschlage logierte. „Wir verschlafen am Ende noch die Zeit.“

„Warum sollen wir nicht schlafen gehen?“ meinte Zemljan. „Ums Morgengrauen marschieren wir los. So wollten es wenigstens die Kameraden halten.“

„Na, dann schlafen wir also. Du mußt mich aber wecken, Zemljan, damit ich nicht verschlafe.“

Zemljan Semjonjtsch versprach es, holte aus dem Tischkasten Seidengarn hervor, rückte die Lampe näher zu sich hin und begann einen abgerissenen Knopf an dem Sommerüberzieher festzunähen. Als er fertig war, legte er seinen besten Anzug auf der Bank zurecht, putzte seine Stiefel, betete das Vaterunser und das Gebet zur Mutter Gottes, deren Sinn er nie begriffen, noch auch für irgendwie bedeutsam gehalten hatte, zog die Stiefel und die Beinkleider aus und legte sich auf die schmale, zerdrückte Matratze des knarrenden Bettes.

„Warum auch nicht?“ dachte er. „Es kommt doch vor, daß Leute Glück haben. Vielleicht bekomme ich ein Los, das gewinnt.“ Unter dem Volke war das Gerücht verbreitet, daß außer den Geschenken auch Lotterielose zur Verteilung kommen würden. „Es brauchen ja keine zehntausend zu sein, es genügt, wenn ich nur fünfhundert bekomme. Dann wäre ich schön heraus: den Eltern würde ich Geld schicken, die Frau von ihrer Stelle fortnehmen. Ist denn das ein Leben, wenn man so voneinander getrennt ist? Auch eine gute Uhr würde ich mir zulegen und Pelze für mich und meine Frau nähen lassen. So quält und quält man sich und kommt aus der Not nicht heraus.“

Er träumte, daß er mit seiner Frau durch den Alexandergarten gehe, und daß derselbe Polizist, der ihn im vorigen Jahr nach der Wache gebracht, weil

er in der Trunkenheit geschimpft hatte, kein Polizist mehr sei, sondern ein General, und daß dieser General ihm zulächle und ihn einlade, mit in die Schenke zu kommen und das Orgelspiel anzuhören. Und die Orgel spielte und spielte, ganz so wie eine Uhr schlägt. Zemeljan erwachte und hörte, wie die Weckuhr schlug und schnarrte, und wie die Wirtin Marja Jakowlewna hinter der Tür hustete. Das Fenster ist nicht mehr so dunkel wie gestern — „daß wir nur nicht verschlafen!“ — denkt er.

Zemeljan steht auf und geht mit bloßen Füßen hinter den Verschlag, um Jascha zu wecken. Dann kleidet er sich an, salbt seinen Kopf mit Haaröl ein, kämmt sich und betrachtet sein Gesicht in einem zerbrochenen kleinen Spiegel.

„Nicht übel,“ spricht er zu sich selbst. „Darum lieben mich auch die Mädchen so sehr. Ich will mich nur nicht mit ihnen abgeben . . .“

Er geht zur Wirtin hinüber. Wie gestern verabredet, hat er ein Stück Pastete, zwei Eier, etwas Schinken und eine halbe Flasche Branntwein in seinem Beutel. Sowie das Morgenrot erscheint, verläßt er den Hof und schreitet mit Jascha in der Richtung nach dem Peterspark davon. Sie wandern nicht allein daher: vor ihnen gehen andere, einige überholen sie, von allen Seiten strömen sie herbei — Männer, Frauen, Kinder, alle fröhlich und gepuht, alle dem einen Ziele zueilend. Nun haben sie das Chodynkafeld erreicht. Das ganze Feld wimmelt bereits von Menschen. An vielen Stellen steigt Rauch auf. Der Morgen war kalt, und die Leute hatten Äste und Holzscheite herangeschleppt und Feuer angelegt. Zemeljan hatte seine Kameraden getroffen; sie

zündeten ein Feuer an und holten die mitgebrachten Eßwaren und den Branntwein heraus.

Die Sonne ging auf, so hell und klar, und es ward allen gar fröhlich ums Herz. Man sang und schwatzte, scherzte und lachte, man freute sich über alles und erwartete immer neue Freuden. Jemaljan trank mit den Kameraden, zündete sich eine Zigarette an und wurde noch fröhlicher und lustiger.

Alle hatten sich herausgepußt. Zwischen den feiertäglich gekleideten Arbeitern und Arbeiterfrauen sah man auch reiche Leute, Kaufleute mit ihren Frauen und Kindern, die sich unter das Volk gemischt hatten. Auch Rina Golizyn sah man da — ihr Gesicht strahlte vor Freude darüber, daß sie ihren Willen durchgesetzt hatte und nun mit dem Volke zusammen, in seiner Mitte, die Thronbesteigung des vom Volke vergötterten Monarchen feiern konnte. Sie ging mit ihrem Vetter Alek an den Feldfeuern vorüber.

„Zur Gesundheit, schönes Fräulein!“ rief ihr ein junger Fabrikarbeiter zu und bot ihr ein Gläschen Branntwein an. „Nimm mit unserer Bewirtung vorlieb!“

„Ich danke,“ antwortete Rina ablehnend.

„Wohl bekomm's!“ verbesserte sie Alek, mit seiner Kenntnis der Volksgebräuche prahlend, und beide gingen weiter.

Gewohnt, überall die erste Rolle zu spielen, durchwanderten sie das ganze Feld, wo es bereits recht eng zu werden begann. Es war so viel Volk anwesend, daß von dem aufsteigenden Atem ungeachtet des klaren Morgens ein förmlicher Nebel über dem Felde stand. Rina und Alek gingen ohne weiteres auf den Pavillon zu, doch die Polizisten ließen sie nicht durch die Kette.

„Auch gut,“ meinte Rina. „Gehen wir also wieder dahin!“ und sie kehrten wieder zu der Menge zurück.

„Du lügst,“ sprach Jemeljan, der mit den Kameraden vor dem auf einem Bogen Papier hingebreiteten Frühstück saß und einem ihm bekannten Fabrikarbeiter zuhörte, der eben erzählte, daß man bereits mit der Verteilung der Geschenke begonnen habe. „Du lügst!“

„Ich versichere dich! Es ist ungesetzlich, aber sie tun es doch. Ich habe es selbst gesehen. Einer trug ein Bündel und ein Glas.“

„Die alte Geschichte: sie geben es eben, wem sie wollen.“

„Was redest du da? Darf man denn das tun? Es ist doch gegen das Gesetz!“

„Du siehst doch, daß man es tun darf.“

„Kommt, Kinder! Sollen wir vielleicht dastehen und zusehen?“

Alle erhoben sich. Jemeljan steckte seine Flasche mit dem Rest des Branntweins ein und ging mit den Kameraden.

Er hatte jedoch kaum zwanzig Schritte gemacht, als das Gedränge so stark wurde, daß er nur mit Mühe vorwärtskommen konnte.

„Was drängst du dich so vor?“

„Und du — warum drängst du dich vor?“

„Hast du vielleicht ganz allein das Recht, hier zu sein?“

„Laßt doch, zankt euch nicht!“

„Hilfe, sie drücken mich tot!“ ertönte eine weibliche Stimme. Von der anderen Seite ließ sich Kindergeschrei vernehmen.

„Hol' dich der Teufel!“

„Was willst du eigentlich? Hast du es allein nötig?“

„Es wird ja alles vergriffen. Ich will doch noch zu den Kerlen hin! Hölle und Teufel!“ schrie Zemeljan, indem er die breiten, kräftigen Schultern gegen die Andrängenden stemmte, sich mit den Ellenbogen Platz machte und vorwärts strebte, ohne selbst recht zu wissen, weshalb, nur weil auch die anderen das Gleiche taten, nur weil er meinte, er müsse unbedingt durch die Menge hindurch. Hinter ihm und von beiden Seiten stürmten die Menschen an, während sich vor ihm die Menge gestaut hatte, ihn nicht vorließ, sich nicht von der Stelle rührte und in einem fort schrie und ächzte und stöhnte.

Zemeljan schwieg, biß die weißen Zähne zusammen, runzelte die Stirn und schob sich ununterbrochen, wenn auch langsam, die Vordermänner zur Seite stoßend, vorwärts.

Plötzlich geriet die Menge in Bewegung, staute sich einen Augenblick und wälzte sich dann in gerader Richtung und nach rechts hin vorwärts. Zemeljan blickte dorthin und sah, wie ein, zwei, drei Gegenstände durch die Luft flogen und in den Menschenhaufen fielen. Er begriff nicht, was da vor sich ging, neben ihm jedoch schrie plötzlich eine Stimme:

„Die verdammten Wichte — sie werfen es unters Volk!“

Von der Stelle, nach der die Beutel mit den Geschenken flogen, ertönte Schreien und Lachen, Weinen und Stöhnen. Jrgend jemand verfezte Zemeljan einen Stoß in die Seite. Er wurde noch finsterer und ärgerlicher. Raum hatte er sich von diesem Schmerz erholt, als ihm jemand auf den Fuß trat. Sein Paletot, sein neuer Paletot, blieb an etwas hängen und bekam

einen Riß. Zorn und Wut ergriffen sein Herz, er drängte mit aller Macht gegen die vor ihm Stehenden an und stieß sie vorwärts. Da geschah plötzlich etwas, das sich seinem Verständnis entzog. Bisher hatte er nichts als die Rücken der Menschen vor sich gesehen, während er nun mit einemmal eine freie Fläche vor sich erblickte. Er sah die Zelte, jene Zelte, von denen aus die Geschenke verteilt werden sollten. Er hatte eine Empfindung der Freude, aber diese Empfindung wahrte nur einen Augenblick, denn er begriff sogleich, daß sich das Bild vor ihm nur deshalb aufgetan hatte, weil die vor ihm stehende Menge an dem Erdwall angelangt war und nun alle, die einen in aufrechter Haltung, die andern kopfüber, nach unten stürzten. Er fühlte, daß auch er ihnen folgte und auf die Menschen da unten herabstürzte, während die hinter ihm Stehenden wieder auf ihn fielen. Da überkam ihn zum ersten Male die Angst. Er lag am Boden. Ein Weib in einem Schaltuch fiel auf ihn. Er schüttelte sie von sich ab und wollte zurück, aber die hinten Stehenden drängten nach vorn, und die Kräfte verließen ihn. Er stürzte nach vorn und seine Füße traten auf etwas Weiches — auf Menschen. Sie griffen nach seinen Beinen und schrien. Er sah und hörte nichts und drängte sich über die Menschenleiber hinweg nach vorn.

„Brüder, nehmt meine Uhr, meine goldene Uhr! Brüder, rettet mich!“ schrie jemand neben ihm.

„Wer denkt jetzt an die Uhr?“ dachte Jemeljan und versuchte sich nach der entgegengesetzten Seite Luft zu machen.

In seiner Brust lebten zwei qualvolle Gefühle: die Angst um sein Leben und die Wut gegen alle diese

wahnsinnig gewordenen Menschen, die ihn zu erdrücken drohten. Und daneben lockte ihn noch immer das ursprüngliche Ziel: sich bis zu den Zelten vorzudrängen und einen der Beutel mit den Geschenken und dem Lotterielos zu erhalten.

Die Zelte waren ganz nahe vor ihm. Er sah die Austeiler, hörte das Geschrei der Leute, die bereits bis zu ihnen vorgedrungen waren, und vernahm auch das Krachen der Brettersteige, auf denen sich die vor ihm stehende Menge stautete.

Jemeljan spannte alle Muskel an; ihm blieben nur noch etwa zwanzig Schritte, als er plötzlich unter, oder richtiger zwischen seinen Beinen das Schreien und Wimmern eines Kindes vernahm. Er blickte nach unten und sah einen barhäuptigen Knaben im zerrissenen Hemdchen, der auf dem Rücken liegend ununterbrochen schrie und nach den Beinen des über ihm Stehenden faßte. Ein warmes Gefühl ergriff plötzlich Jemeljans Herz. Die Angst um sein Leben verschwand, er empfand auch keine Wut mehr gegen die Menschen. Der Knabe tat ihm leid. Er bückte sich und ergriff ihn an den Beinen. Aber die hinter ihm drängten so heftig nach vorn, daß er beinahe niedergestürzt wäre und den Knaben fallen gelassen hätte. Er spannte alle seine Kräfte an, fing den Knaben wieder auf und hob ihn auf seine Schulter empor. Das Drängen der hinteren Reihen ließ etwas nach. Jemeljan trug den Knaben weiter.

„Sib ihn her!“ schrie ein neben ihm gehender Rutscher Jemeljan an, ergriff den Knaben und hob ihn über die Menge empor.

„Lauf über die Köpfe hinweg.“

Jemeljan wandte sich um und sah, wie der Knabe,

bald in der Menge untertauchend, bald sich über sie erhebend, über die Schultern und Köpfe der Menschen hinweg in der Ferne verschwand. Zemeljan setzte seinen Weg fort. Er konnte nicht stehen bleiben, aber jetzt dachte er weder an die Geschenke noch an die lockenden Zelte. Er dachte an den Knaben, an Jascha, den er aus den Augen verloren hatte, an all die zerdrückten, zertretenen Menschen, die er dort an dem Walle gesehen hatte. Als er die Zelte erreichte, erhielt er ein Säckchen und ein Glas, aber das Geschenk freute ihn gar nicht mehr. Im ersten Augenblick empfand er nur Freude darüber, daß er aus dem Gedränge herausgekommen war, daß er atmen und sich bewegen konnte. Aber dieses frohe Gefühl verschwand bei dem Anblick, der sich ihm nun bot. Er sah ein Weib in einem gestreiften, zerfetzten Kleide, mit zerzaustem dunkelblondem Haar und Knöpfstiefeln an den Füßen. Sie lag auf dem Rücken, und die Füße starrten gerade nach oben. Die eine Hand lag auf dem Grase hingestreckt, die andere, deren Finger zusammengekrampft waren, lag unterhalb der Brust. Das Gesicht war nicht blaß, sondern weiß, mit einem bläulichen Schimmer, wie nur die Gesichter der Toten zu sein pflegen. Dieses Weib war zertreten und seine Leiche hierher, vor den Pavillon des Baren, geworfen worden.

In dem Augenblick, da Zemeljan sie erblickte, standen zwei Polizisten über die Leiche gebeugt da, und ein Vorgesetzter erteilte ihnen irgendeinen Befehl. Sogleich sprengten Kosaken heran, der Führer kommandierte irgendetwas, sie warfen sich auf Zemeljan und die andern vorn stehenden Leute und trieben sie in den Menschenhaufen zurück. Zemeljan geriet wieder in die Menge, er spürte wieder das Gedränge, das

Jetzt noch ärger war als zuvor. Wieder hörte er das Schreien und Stöhnen der Weiber und Kinder, wieder traten die einen, ob sie wollten oder nicht, auf die Leiber der andern, aber Jemeljan empfand jetzt weder Angst um sein Leben noch Wut und Borne gegen jene, die ihn drängten. Er hatte nur den Wunsch fortzukommen, sich zu befreien, mit den Empfindungen ins Reine zu kommen, die in seinem Innern emporgetaucht waren, eine Zigarette zu rauchen und einen Schluck Branntwein zu trinken. Dieser Drang, zu rauchen und zu trinken, machte sich ihm ganz besonders fühlbar. Und er fand Gelegenheit, ihn zu befriedigen: er gelangte an eine freie Stelle, rauchte sich eine Zigarette an und trank den Branntweinrest aus seiner Flasche.

*

Anders gestalteten sich die Ereignisse für Alek und Rina. Ohne irgendetwas zu hoffen oder zu erwarten, waren sie zwischen den im Kreise umhersitzenden Menschengruppen umhergewandert und hatten sich mit den Frauen und Kindern unterhalten, als plötzlich das Volk auf das Gerücht hin, daß die Austeiler der Vorschrift zuwider mit der Verteilung der Geschenke begonnen hätten, sich erhob und zu den Zelten stürzte.

Rina hatte kaum Zeit gefunden, sich umzusehen, als sie sich von Alek getrennt und von der Menge irgendwohin getragen sah. Jäher Schrecken ergriff sie. Sie bemühte sich, still zu bleiben, vermochte es jedoch nicht, sondern schrie in einem fort und bat um Schonung. Aber man schonte sie nicht, sondern bedrängte sie immer mehr. Das Kleid wurde ihr vom Leibe gerissen, der Hut flog ihr vom Kopfe. Sie konnte

es nicht mit Bestimmtheit sagen, es schien ihr jedoch, daß man ihr die Uhr samt der Kette vom Halse riß. Sie war ein starkes, kräftiges Mädchen, und sie hätte sich noch halten können, aber das Entsetzen, das sie ergriffen hatte, wirkte so furchtbar auf sie ein, daß sie kaum zu atmen vermochte. Mit zerfetzten Kleidern, am ganzen Körper zerschlagen, hielt sie sich noch halbwegs aufrecht. In dem Augenblick jedoch, als die Rossaken in die Menge hineinsprengten, um sie auseinanderzutreiben, verlor Rina vollends ihre Fassung, und eine Schwäche und Übelkeit überkam sie. Sie fiel zu Boden und verlor die Besinnung.

*

Als Rina wieder zu sich kam, lag sie auf dem Rücken im Grafe. Ein Mann mit einem Bärtchen, im zerfetzten Überzieher — allem Anscheine nach ein Arbeiter — kauerte vor ihr und spritzte ihr Wasser ins Gesicht. Als sie die Augen öffnete, bekreuzte sich der Mann und spie das Wasser aus, das er noch im Munde hatte. Es war Jemeljan.

„Wer sind Sie? Wo bin ich?“ fragte ihn Rina.

„Auf dem Chodyntafelde. Und ich — ich bin ein Mensch. Auch mich haben sie gehörig geschunden. Aber unsereiner hält eben alles aus.“

„Und was ist das?“ fragte Rina, auf die Kupfermünzen zeigend, die in ihrem Schoße lagen.

„Das bedeutet, daß das Volk Sie für tot hielt. Das Geld ist sozusagen für das Begräbnis. Ich sah jedoch genauer hin und dachte: nein, sie lebt. Und dann versuchte ich, Sie mit kaltem Wasser wieder zum Bewußtsein zu bringen.“

Rina blickte auf ihren Körper und sah, daß ihre Kleider in Fetzen herabhingen. Ihre Brust war zum

Seil entblößt. Scham ergriff sie. Der Mann verstand sie und bedeckte ihre Blöße.

„Laß gut sein, Fräulein — du wirst am Leben bleiben.“

Anderere traten hinzu, auch ein Polizist kam heran. Rina richtete sich empor, setzte sich auf und sagte, wessen Tochter sie sei, und wo sie wohne. Zemeljan ging, um eine Droschke zu holen. Inzwischen sammelte sich immer mehr Volk an.

Als Zemeljan in der Droschke vorfuhr, erhob sich Rina. Man wollte sie in den Wagen hineinheben, aber sie stieg ohne fremde Hilfe ein. Sie schämte sich nur wegen ihrer zerfetzten Kleidung.

„Na, und wo ist denn das Brüderchen?“ fragte eins der Weiber, die den Wagen umstanden.

„Ich weiß es nicht . . . ich weiß es nicht . . .“ entgegnete Rina voll Verzweiflung.

Zu Hause erfuhr Rina dann später, daß Alek, als das Gedränge begann, sich glücklich aus dem Haufen herausgearbeitet hatte und unverletzt nach Hause zurückgekehrt war.

„Dieser da hat mich gerettet,“ sagte Rina, als sie in der Droschke saß. „Wäre er nicht gewesen — ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre.“

Dann wandte sie sich an Zemeljan:

„Wie heißen Sie?“

„Wie ich heiße? Das ist doch einerlei.“

„Sie ist doch eine Fürstin!“ flüsterte eine der Frauen ihm zu. „Sie ist sehr reich!“

„Kommen Sie mit zu meinem Vater. Er wird Ihnen seinen Dank bezeigen.“

In Zemeljans Brust stieg plötzlich ein Gefühl auf, so stark und schön, daß er es nicht gegen das große Los eingetauscht hätte.

„Wozu das? Nein, Fräulein, fahr du nur zu! Wozu noch danken?“

„Nein, nein — ich werde sonst keine Ruhe haben.“

„Leb' wohl, Fräulein, Gott steh' dir bei! Nur meinen Paletot laß mir hier.“

Er zeigte die weißen Zähne und lächelte, und es war ein so freudiges Lächeln, daß Rina auch in den schwersten Stunden ihres Lebens noch einen Trost fand, wenn sie an dieses Lächeln Jemeljans zurückdachte.

1910.

Aufzeichnungen eines Irrsinnigen

Heute wurde ich nach der Medizinalabteilung der Gouvernementsverwaltung zur Untersuchung gebracht. Die Meinungen waren geteilt. Es gab eine lebhafteste Debatte, und schließlich entschied man dahin, daß ich nicht verrückt sei. Man kam zu dieser Entscheidung jedoch nur darum, weil ich während der Untersuchung alle meine Kräfte anstrenge, um mich nicht zu verraten. Ich habe nämlich vor dem Irrenhause Angst. Ich habe Angst, daß man mich dort verhindern wird, meinen verrückten Plan zur Ausführung zu bringen. Das Urteil der Herren über mich lautete, ich neige stark zu Handlungen des Affekts und noch so etwas in der Art; im übrigen sei ich jedoch klar bei Verstande. So lautete ihr Urteil — ich aber weiß, daß ich wirklich verrückt bin. Mein Arzt schrieb mir eine Kur vor und gab mir die Versicherung, daß das alles vorübergehen würde, wenn ich mich streng an seine Vorschriften halte. Alles, was mich beunruhige, werde vorübergehen. Oh, was gäbe ich darum, wenn es wirklich vorüberginge! Ich leide gar zu schwer darunter. Ich will nun der Reihe nach erzählen, wie das alles vor sich ging — wie es kam, daß man mich auf meinen Geisteszustand untersuchte, wie ich den Verstand verlor, und wie ich schließlich selbst diese Tatsache verriet.

Bis zu meinem fünfunddreißigsten Jahre lebte ich wie alle Leute, man konnte nichts Auffallendes an mir bemerken. Nur in meiner Kindheit, vor meinem

zehnten Jahre, hatte ich zuweilen Anfälle, die mit meinem jetzigen Zustande einige Ähnlichkeit hatten; aber das waren, wie gesagt, nur Anfälle, kein chronischer Zustand, wie jetzt.

Ich erinnere mich eines Vorfalls, der sich ereignete, als ich etwa fünf oder sechs Jahre alt war. Ich sollte zu Bett gebracht werden; die Kinderfrau Eupraxia, eine hochgewachsene, hagere Person in einem braunen Kleide, mit einer Kappe auf dem Kopfe und großen Hautfalten unter dem Kinn, hatte mich ausgezogen und wollte mich ins Bett bringen.

„Nein, ich will ganz allein ins Bett steigen, ganz allein!“ rief ich und kletterte über den Bettrand.

„Nun, legen Sie sich schon hin, legen Sie sich hin, Fedinka — auch Mitenjka liegt schon im Bettchen, der artige Junge,“ sagte sie, mit dem Kopfe nach dem Bruder hinnickend.

Ich kletterte in mein Bett, wobei ich beständig ihre Hand festhielt. Dann ließ ich sie los, strampelte ein Weilchen unter der Decke mit den Beinen und wickelte mich fest ein. Wie wohl mir da war! Ich wurde plötzlich still und dachte: ich liebe die Kinderfrau, die Kinderfrau liebt mich und Mitenjka, den auch ich liebe, und Mitenjka wieder liebt mich und die Kinderfrau. Und die Kinderfrau liebt auch Taras. Auch ich liebe Taras, und Mitenjka liebt ihn nicht minder. Taras aber liebt mich, und Mitenjka und die Kinderfrau. Und Mama liebt mich, liebt Mitenjka, liebt die Kinderfrau und Papa, und alle lieben sich überhaupt untereinander und befinden sich wohl dabei.

Und plötzlich hör' ich, wie die Wirtschaftlerin in unser Zimmer hereinstürzt und wütend drauflos schreit, daß jemand Zucker aus der Dose genommen habe, und

wie die Rinderfrau ihr ebenso wütend antwortet, sie habe nichts genommen. Und ich bekomme einen solchen Schreck, und verstehe gar nicht, wovon sie reden; ein Schauer läuft mir über den Rücken, und ich stecke den Kopf unter die Decke. Doch auch unter der Decke wird mir nicht leichter ums Herz. Ich erinnerte mich, wie einmal ein kleiner Knabe in meiner Gegenwart Prügel bekommen hatte, wie er schrie, und wie schrecklich Fomas Gesicht sich verzerrte, als er den Knaben schlug. „Wirfst du es noch einmal tun?“ fragte er, während er ihn schlug, und der Kleine schrie: „Nein, ich tu's nie wieder!“ Er aber fragte immer wieder: „Wirfst du es noch einmal tun?“ und schlug immer von neuem auf ihn los.

Und da befiel mich eben diese Verrücktheit. Ich begann bitterlich zu weinen, und konnte mich lange nicht beruhigen. Und dieses Weinen, diese Verzweiflung war das erste Anzeichen meines jetzigen Wahnsinns.

Ein zweites Mal geschah mit mir etwas Ähnliches, als die Tante uns von Christus erzählte. Sie wollte fortgehen, als sie ihre Erzählung beendet hatte, aber wir sagten: „Erzähl' uns noch mehr von Jesus Christus.“ — „Nein, ich habe jetzt keine Zeit.“ — „Oh, bitte, bitte, erzähl' doch!“ sagte Mitenjka zu ihr. Und die Tante erzählte uns noch einmal, was sie uns bereits vorher erzählt hatte. Sie erzählte, wie sie ihn gepeinigt, gezeißelt und ans Kreuz geschlagen hätten, und wie er ihnen gar nicht gezürnt und für sie gebetet hätte. — „Aber, Tantchen, warum haben sie ihn denn so gepeinigt?“ — „Sie waren eben böse Menschen.“ — „Aber er war doch gut!“ — „Nun, laßt schon gut sein — es schlägt neun Uhr, hört ihr?“ — „Warum haben sie ihn denn gepeinigt und gezeißelt? Er hat ihnen doch alles

verziehen! Hat es ihm weh getan, Tante — wie? Hat es ihm weh getan?“ — „Laßt mich endlich in Ruhe, ich will jetzt Tee trinken.“ — „Vielleicht ist's gar nicht wahr, daß sie ihn so gepeinigt haben?“ — „Na, laßt schon gut sein . . .“ — „Nein, Tantchen, geh nicht fort, bleib bei uns!“

Und ich bekam wieder meinen Anfall. Ich weinte, weinte, und schlug mit dem Kopfe gegen die Wand.

*

Anfälle dieser Art wiederholten sich öfters in meiner Kindheit. Seit meinem vierzehnten Jahre jedoch, seit die Sinnlichkeit in mir erwachte und ich mich dem Laster ergab, hörte das alles auf, und ich war ein Knabe wie alle andern. Die reichliche, nahrhafte Kost, die verweichlichende Erziehung, der Mangel an physischer Arbeit, die mannigfachen sinnlich erregenden Reize, der Verkehr mit sittlich verderbten Altersgenossen — alles dies wirkte zusammen, um mich für die Verführung empfänglich zu machen, und ich erlag ihr. Auf das erste Laster folgte das zweite, ich lernte die Frauen kennen, und indem ich die Befriedigung meiner Sinnenlust suchte und fand, lebte ich bis zu meinem fünfunddreißigsten Jahre in derselben Weise fort, war vollkommen gesund und vermochte keine Anzeichen meiner Verrücktheit an mir zu entdecken.

Diese zwanzig Jahre gesunden Lebens vergingen mir so, daß ich jetzt fast gar keine Erinnerung an sie mehr habe und nur schwer, ja widerwillig an sie zurückzudenken vermag. Wie alle gesunden Knaben der gesellschaftlichen Schicht, in der ich geboren bin, besuchte ich das Gymnasium und dann die Universität, auf der ich meine juristischen Examina machte. Dann war ich kurze Zeit im Staatsdienst, lernte meine Frau kennen

und heiratete sie, worauf ich aufs Land ging, meine Kinder erzog, mich mit der Wirtschaft befaßte und als Friedensrichter dem Staate diente.

Im zehnten Jahre meiner Ehe bekam ich zum ersten Mal seit den Tagen meiner Kindheit wieder einen Anfall meines Leidens. Wir hatten eine größere Geldsumme flüssig, die zum Theil aus einer Erbschaft meiner Frau, zum Theil aus der von den Bauern geleisteten Ablösung stammte, und wir hatten beschlossen, diese Summe zum Ankauf eines neuen Gutes zu verwenden.

Ich hatte natürlich ein großes Interesse an dieser Erweiterung unseres Besitzes, den ich auf klügere und geschicktere Weise als andere zu vergrößern bemüht war. Ich informierte mich damals sehr sorgfältig über alle verkäuflichen Güter und las alle Anzeigen solcher Verkäufe in den Blättern. Ich wollte, wenn möglich, so günstig kaufen, daß ich schon durch die Verwertung des Waldbestandes das aufgewandte Kapital wieder einbrächte, so daß mir der Grund und Boden kostenlos zufiele. Ich suchte einen Narren, der die Sache nicht verstände, und glaubte in der That einen solchen gefunden zu haben.

Ich hatte im Gouvernement Pensa ein Gut mit großen Waldungen gefunden, das zum Verkaufe stand. Nach allen Erkundigungen, die ich eingezogen hatte, war der Besitzer des Gutes solch ein Narr, wie ich ihn brauchte. Ich machte mich auf den Weg, um das Gut zu besichtigen.

Ich reiste mit einem Diener. Wir fuhren zuerst mit der Eisenbahn und dann mit Relaispferden. Die Fahrt gestaltete sich für mich ganz angenehm. Der Diener, den ich mitgenommen, war ein gutmütiger

junger Mensch und ebenso vergnügt und heiter wie ich selbst. Wir sahen neue Gegenden und neue Menschen und hatten unsere Freude an ihnen. Der Weg bis an Ort und Stelle betrug etwa zweihundert Werst. Wir fuhren ohne Aufenthalt und machten nur kurze Pausen, wenn die Pferde gewechselt wurden. Auch die Nächte hindurch fuhren wir und schliefen im Wagen, so gut es ging. Ich erwachte plötzlich aus meinem Schlummer mit einem seltsamen Angstgefühl. Ganz erschrocken und aufgereggt war ich, und es war mir, als könnte ich nie wieder einschlafen. Weshalb hatte ich nun diese Reise unternommen? Wohin fuhr ich eigentlich? ging es mir plötzlich durch den Kopf. Nicht, als ob es mich nicht mehr gereizt hätte, auf billige Weise zu einem schönen Gute zu kommen — aber der Gedanke, daß doch eigentlich für mich gar kein Bedürfnis und Grund vorlag, so in die Ferne zu schweifen, daß ich hier, an dem fremden Orte, sterben würde, ließ mich nicht mehr los. Und es ward mir so seltsam bang zu Mute. Sergjej, mein Diener, erwachte, und ich benutzte die Gelegenheit, um mit ihm zu plaudern. Ich sprach von der Gegend, durch die wir fuhren, und er gab mir Antwort und machte seine Scherze, die jedoch das beklemmende Gefühl, das mich befallen hatte, nicht zu vertreiben vermochten. Wir sprachen von den Unsrigen daheim, und was nun geschehen würde, wenn wir das neue Gut kauften. Und ich staunte förmlich, wie klar und heiter er die Sache ansah, während sie mir immer mehr zuwider wurde. Immerhin jedoch fühlte ich eine Erleichterung, während ich mit ihm sprach. Neben dem peinlichen Gefühl aber, das mir die ganze Angelegenheit jetzt verursachte, empfand ich eine schwere Müdigkeit und das Bedürfnis, mich aus-

zurufen. Es war mir, als müsse jene beklemmende Bangigkeit vergehen, wenn wir in ein Haus einträten und dort Menschen sehen, Tee trinken und vor allem einmal richtig ausschlafen würden.

Wir näherten uns der Stadt Arsamas.

„Sollen wir hier nicht Halt machen und ein wenig ausruhen?“ sagte ich.

„Das wäre ganz ausgezeichnet. Wie weit ist's noch bis zur Stadt?“ fragte Sergjej den Postillon.

„Es werden noch sieben Werst sein.“

Der Postillon war ein schweigsamer Mensch, von ruhigem, gemessenem Wesen. Er fuhr nicht eben schnell, und seine Art zu fahren hatte etwas Langweiliges.

Wir fuhren weiter. Ich schwieg, und es war mir leichter zu Mute. Die Aussicht, daß ich in der Stadt Aufenthalt nehmen und meine Stimmung sich dort bessern würde, hatte beruhigend auf mich gewirkt. Wir fuhren und fuhren in der Dunkelheit dahin — ganz unglaublich lang kamen mir diese sieben Werst vor. Wir erreichten die Stadt. Alles lag in tiefem Schlummer. Aus dem nächtlichen Dunkel hoben sich undeutlich die kleinen Häuser ab, und das Schellengeläut unseres Wagens, wie der Hufschlag der Pferde hallte in der menschenleeren Straße ganz seltsam wieder. Da und dort erschienen größere, weißschimmernde Häuser. Doch alles dies stimmte mich nicht heiterer. Ich erwartete mit Ungeduld die Station, den Samowar und die Gelegenheit zum Ausruhen.

Endlich hielten wir vor einem kleinen, säulengeschmückten Häuschen. Es war weiß angestrichen, machte jedoch auf mich einen unsäglich düsteren Eindruck, daß mich fast ein Grauen beschlich. Ich stieg langsam aus

dem Wagen. Sergjei trug munter und flink alles, was nötig war, aus dem Wagen ins Haus, aber auch der heitere Klang seiner geschäftigen Schritte vermochte meine trübe Stimmung nicht zu vertreiben. Ich betrat das Haus — ein verschlafener Mensch mit einem großen Muttermal auf der Backe empfing mich in dem kleinen Korridor. Dieses Muttermal machte einen unheimlichen Eindruck auf mich.

„Haben Sie kein Zimmer. Ich möchte ein wenig ausruhen“, versetzte ich.

„Ein Zimmer ist wohl da,“ lautete die Antwort.

Er wies mich nach einem Zimmer. Es war ein Zimmer wie viele andere. Ich trat ein, und es ward mir noch trauriger zu Mute. Der Raum war weiß gestrichen und hatte quadratische Form. Ich erinnere mich, daß mir diese quadratische Form ganz besonders peinlich war. Der Tisch war aus karelischem Birkenholz, der Diwan hatte geschweifte Lehnen. Sergjei zündete den Samowar an und bereitete den Tee. Ich nahm mein Kopfkissen und streckte mich auf dem Diwan aus. Ich schlief nicht und hörte deutlich, wie Sergjei mich rief und Tee trank. Es schien mir schrecklich, jetzt aufstehen und in dem Zimmer sitzen zu müssen, und so blieb ich denn liegen und lag im Halbschlummer da. Ich muß schließlich eingeschlafen sein, denn als ich erwachte, war es finster im Zimmer, niemand war darin. Ich war wieder ganz munter, wie vorher, als ich in dem Wagen erwachte. Ich fühlte, daß es mir jetzt ganz unmöglich sein würde, wieder einzuschlafen. Warum war ich nur hier eingekehrt? Warum hatte ich nur diese Reise unternommen? Wohin fuhr ich eigentlich? Da lag ich nun, so, wie ich war, wie ich lebte und lebte. Rein neues Gut, mochte es im Gouvernement

Pensa oder sonstwo liegen, vermochte zu meinem Wesen irgendetwas hinzuzufügen noch etwas von ihm fortzunehmen. Nur ich selbst, ich selbst war mir ganz entsetzlich lästig und zuwider geworden. Ich wollte einschlafen, wollte mich selbst vergessen — und konnte mir selbst doch auf keine Weise entgehen.

Ich begab mich in den Korridor. Sergjej schlief hier auf einer schmalen Bank, sein Arm hing herunter; er schlief fest und ruhig, und auch der Mensch mit dem Muttermal schlief. Ich war in den Korridor gegangen, um dem zu entgehen, was mich so quälte. Aber es war mir gefolgt und hatte sogleich wieder alles ringsum verdüstert, so daß mir noch qualvoller, noch banger zumute ward als vorher.

„Aber das ist doch alles so töricht,“ sprach ich zu mir selbst. „Vor wem fürchte ich mich eigentlich? Vor wem bangt mir so?“

„Vor mir,“ antwortete unhörbar die Stimme des Todes. „Ich bin da!“

Ein Frostschauer überlief mich. Ja, mir bangte vor dem Tode. Er wird kommen, er ist da, ist da — und er sollte nicht sein! Wäre der Tod mir in Wirklichkeit erschienen, ich hätte das nicht empfinden können, was ich empfand. Ich hätte dann Furcht gehabt — jetzt aber hatte ich nicht Furcht, sondern das Gefühl, daß der Tod herannah, und daß dies nicht sein dürfe. Mein ganzes Wesen empfand das Bedürfnis zu leben, das Recht aufs Leben, und zugleich den Vollzug des Todes. Und diese innere Zwiespältigkeit erfüllte mich mit Entsetzen. Ich versuchte, mich dieses Entsetzens zu erwehren. Ich fand einen Messingleuchter mit einer heruntergebrannten Kerze und zündete diese an. Die rote Flamme der Kerze, ihr langsames Schwinden, der

verglommene Docht — alles das sagte mir daselbe. Es gibt nichts im Leben, als nur den Tod — und der sollte nicht sein. Ich versuchte, an meine Geschäfte zu denken, an den Gutskauf, an meine Frau. Aber das alles stimmte mich nicht heiterer, das alles erschien mir nichtig — das Entsetzen über mein Leben, das dem Tode geweiht war, zog einen Schleier über alles das. Ich versuchte einzuschlafen. Ich legte mich ins Bett, kaum aber hatte ich mich hingestreckt, als ich plötzlich ganz entsetzt empor sprang. Ich empfand eine Übelkeit, als wenn ich mich erbrechen müßte, doch war es mehr eine seelische als eine körperliche Übelkeit. Es war mir so unheimlich, so bang zumute; ich meinte, es bange mir vor dem Tode, als ich aber tiefer nachdachte, war mir, als sei es vielmehr ein Bangen vor dem schwindenden Leben; Leben und Tod verschwammen gleichsam in eins, in ein Etwas, das mich mit Schrecken erfüllte. Es riß etwas an meiner Seele, und vermochte sie doch nicht zu zerreißen. Ich ging noch einmal durch den Korridor, um einen Blick auf die Schlafenden zu werfen, versuchte noch einmal einzuschlafen; aber dasselbe rote, weiße, quadratische Etwas schreckte mich mit seinen Schauern. Es reißt an meinem Ich und vermag es nicht zu zerreißen. Und das ist so quälerisch grausam, so trocken und boshaft; nicht ein Tropfen Güte ist in mir, nichts als diese gleichmäßige, ruhige Bosheit, der Grimm über mich selbst und über das, was mich ins Leben gerufen. Was ist's denn, das mich hineinberief? Man sagt, es sei Gott. Ja, Gott... Dann müßte ich eigentlich beten, fiel mir ein. Schon lange, wohl zwanzig Jahre lang, habe ich nicht gebetet und an nichts geglaubt, obwohl ich anstandshalber alljährlich zum Abendmahl

ging. Ich sagte die mir bekannten Gebete her, das „Herr, erbarme dich“, das Vaterunser, das Gebet zur Muttergottes. Ich begann, mir meine eigenen Gebete zurecht zu machen. Ich bekreuzte mich, kniete nieder und beugte mich tief zur Erde, wobei ich mich ängstlich umsah, ob mich nicht vielleicht jemand sah. Das alles lenkte meine Gedanken ab, und ich legte mich ein wenig beruhigt wieder zu Bett. Raum aber hatte ich mich ausgestreckt und die Augen geschlossen, als von neuem jenes Gefühl der Angst, des Entsetzens mich emportrieb. Ich hielt es nicht länger aus — ich weckte Sergjej und den Mann mit dem Muttermale, ließ anspannen und fuhr weiter.

Während der Fahrt in der frischen Luft fühlte ich mich besser. Ich hatte jedoch die Empfindung, daß etwas Neues sich in meine Seele gesenkt und mein bisheriges Leben vergiftet hatte.

Am Abend langten wir an Ort und Stelle an. Den ganzen Tag hatte ich mit meiner schlechten Stimmung gekämpft, und es war mir gelungen, ihrer Herr zu werden; in meiner Seele jedoch war ein Bodensatz zurückgeblieben, als wenn mir irgend ein großes Leid widerfahren wäre, das ich nur für kurze Zeit vergessen hatte, das aber immer noch da war, tief auf dem Grunde meiner Seele, und sie beherrschte.

Dem alten Verwalter, der uns auf dem Gute empfing, war es durchaus nicht recht, daß dieses verkauft werden sollte. Er war daher über meine Ankunft nicht sehr erfreut, nahm uns im übrigen jedoch recht anständig auf. Die Zimmer waren sauber und mit weichen Polstermöbeln ausgestattet. Auf dem Tische stand ein neuer, blinkender Samowar und anständiges Teegeschirr, und es gab Honig zum Tee.

Alles das berührte mich sehr angenehm. Meine Fragen über das Gut aber kamen recht mechanisch und trocken, wie eine auswendig gelernte, halbvergessene Schullektion, heraus. Während der Nacht schlief ich ruhig, die quälenden Gedanken blieben fort. Ich schrieb dies dem Umstande zu, daß ich am Abend wieder gebetet hatte. Ich kam wieder ins alte Geleise, doch die Furcht vor jenem schrecklichen Gedanken an den Tod schwebte beständig wie eine Wolke über mir. Ich mußte ununterbrochen unter den gewohnten Bedingungen weiterleben, damit jene unheimlichen Vorstellungen, die während jener schrecklichen Nacht in Ursamas zuerst in meiner Seele emporgetaucht waren, nicht wieder Macht über mich gewannen. Ich war von meiner Reise glücklich heimgekehrt, aus dem Gutskauf war nichts geworden. Ich lebte wieder ganz in alter Weise, nur mit dem Unterschiede, daß ich jetzt fleißig betete und in die Kirche ging. Es schien mir jedoch nur, als sei alles so, wie es früher gewesen. Wohl ging es in demselben Geleise und mit derselben Kraft vorwärts, doch das tiefere Interesse, das früher dagewesen, fehlte jetzt, ich empfand Überdruß und Langeweile an meinem Leben. Und ich wurde fromm. Meine Frau, der diese Wandlung auffiel, schalt und verspottete mich ihretwegen.

Solange ich daheim blieb, wiederholten sich jene Anfälle nicht. Einmal jedoch mußte ich unerwartet nach Moskau fahren, eines Prozesses wegen. Ich war am Abend abgereist und kam wohlgenut in Moskau an. Unterwegs hatte ich mich mit einem Gutsbesitzer aus der Gegend von Charkow über wirtschaftliche Fragen, über die Banken, die Moskauer Theater und das Gasthaus, in dem wir absteigen wollten, unterhalten. Wir wollten gemeinsam in einem Hotel in

der Fleischerstraße Quartier nehmen und uns den „Faust“ in der Oper ansehen.

Wir waren angelangt. Den dumpfen Geruch des Korridors noch in der Nase, betrat ich das mir angewiesene kleine Zimmer. Der Hoteldiener brachte meinen Koffer herein. Das Korridormädchen machte Licht; die Kerze flammte hell auf, um gleich darauf wieder matter zu werden. Im anstoßenden Zimmer hustete jemand, anscheinend ein alter Mann. Das Mädchen ging hinaus; der Hoteldiener stand da und fragte, ob er die Sachen aus dem Koffer nehmen solle. Die Kerze brannte wieder heller und beleuchtete die gelb und blau gestreifte Tapete, den Bettschirm, den Tisch mit der abgesprungenen Furnierung, den kleinen Diwan, den Spiegel und das einzige Fenster des langen, schmalen Raumes. Und plötzlich fühlte ich, daß jenes Gefühl des Entsetzens, das mich damals in Arfamas so beunruhigt hatte, wieder von meiner Seele Besitz ergriff.

„Mein Gott,“ dachte ich — „wie soll ich nur hier übernachten?“

„Ja, nimm nur alles heraus, mein Lieber,“ sagte ich zu dem Hoteldiener, um ihn noch zurückzuhalten. Ich wollte mich so rasch wie möglich anziehen, um noch ins Theater zurecht zu kommen. Der Hoteldiener nahm die Sachen aus dem Koffer.

„Geh doch mal rasch nach Nummer acht, zu dem Herrn, der mit mir gekommen ist, und sag ihm, ich sei gleich fertig und würde ihn abholen.“

Der Diener ging hinaus, und ich zog mich rasch an, wobei ich es ängstlich vermied, meinen Blick auf die Wand zu richten.

„Wie töricht ist das doch,“ dachte ich bei mir, „wo-

vor fürchte ich mich eigentlich? Bin ich denn ein Kind? Ich fürchte mich doch nicht vor Gespenstern! Und das, wovor ich mich da fürchte, ist doch noch lange kein Gespenst. Was ist es denn im Grunde genommen? Gar nichts! Ich selbst bin es, vor dem ich mich fürchte . . . Welcher Unsinn! . . .“

Ich legte das steife, kalte, gestärkte Oberhemd an, steckte die Hemdknöpfe hinein, zog den Gehrock und die neuen Stiefel an und begab mich zu dem Charkower Gutsbesitzer. Er war bereits fertig. Wir fuhren ins Theater. Unterwegs stieg er aus, um sich das Haar kräuseln zu lassen, und ich benutzte die Gelegenheit, um mir das Haar schneiden zu lassen. Ich plauderte mit der Frau des französischen Friseurs und kaufte ihr ein paar Handschuhe ab. Alles war gut, ich hatte das schmale Hotelzimmer samt dem Bettschirm darin ganz vergessen. Auch im Theater war es recht nett. Nach der Vorstellung machte der Charkower Gutsbesitzer den Vorschlag, wir sollten gemeinsam zur Nacht speisen. Das war gegen meine Gewohnheit, aber ich dachte an das Hotelzimmer und willigte ein.

Wir kehrten gegen zwei Uhr nachts in das Hotel zurück. Ich hatte zwei Glas Wein getrunken — ich trank sonst gar nicht — und war heiter gestimmt. Raum aber hatten wir den Korridor mit der düster brennenden, von einem Papierschirm umhüllten Lampe betreten, kaum hatte mich diese Gasthofatmosphäre umfangen, als mir auch sogleich ein Schauer der Furcht über den Rücken lief. Es war jedoch nichts weiter zu machen. Ich wünschte meinem Begleiter gute Nacht und ging in mein Zimmer.

Ich verbrachte eine schreckliche Nacht, schrecklicher als die in Arfamas; erst am Morgen, als der Alte

im Zimmer nebenan schon wieder zu husten begann, schlief ich ein, und zwar nicht in dem Bett, in das ich mich mehrmals gelegt hatte, ohne Ruhe zu finden, sondern auf dem Diwan. Ich litt die ganze Zeit über entsetzliche Qualen, fühlte wieder jenen furchtbaren Riß durch mein ganzes Wesen, als wollten Leib und Seele sich voneinander trennen. Ich lebe, ich lebte, ich muß leben — und ringsum ist der Tod, die Vernichtung alles Lebenden. Was soll nun das Leben? Ist es nur da, um abzusterven? Soll ich mich nicht gleich jetzt töten? Doch davor fürchte ich mich. Soll ich warten, bis der Tod von selbst kommt? Doch davor fürchte ich mich noch mehr. Also muß ich schon am Leben bleiben. Doch zu welchem Zweck? Um schließlich doch zu sterben? Ich kam nicht heraus aus diesem verhängnisvollen Birkel. Ich nahm ein Buch zur Hand und begann zu lesen; für einen Augenblick trat jener Gedanke wohl in den Hintergrund, doch alsbald drängte sich wieder die gleiche Frage mit all ihrem Schrecken meiner Seele auf. Ich legte mich ins Bett und schloß die Augen, doch das machte die Sache noch schlimmer.

Und das alles hat nun Gott so eingerichtet — aber weshalb? Man sagt mir: Frage nicht, sondern bete! Gut, ich habe gebetet. Auch jetzt betete ich wieder, wie damals in Arfamas. Aber damals hatte ich, wie auch später zu Hause, in der altgewohnten, kindlichen Weise gebetet. Jetzt hat es keinen Zweck, auf diese Art zu beten. Wenn du bist, dann offenbare dich mir! Wer ich bin, daß ich dies verlange? Nun denn — ich habe mich vor dir gebeugt, habe alle Gebete hergesagt, die ich kannte, habe selbst Gebete verfaßt und die alten Gebete erweitert. Also offenbare dich mir!

Und ich verstummte und harrete der Antwort. Doch keine Antwort erfolgte — als wenn eben niemand da wäre, der Antwort geben könnte. Ich blieb allein, ganz allein mit mir selbst. Und ich gab mir selbst Antwort auf meine Fragen an Stelle dessen, der mir nicht Antwort gab. Warum lebe ich hier? Damit ich dort, in der Ewigkeit, weiterlebe — so lautete die Antwort, die ich mir gab. Was soll dann aber diese Gewißheit, diese Quälerei? Und kann ich überhaupt an jenes Leben in der Ewigkeit glauben? Nein, ich kann es nicht. Ich glaubte daran, als ich noch nicht im vollen Ernst, aus tieffstem Herzensgrunde, jene Frage stellte. Jetzt aber kann ich nicht daran glauben — nein, auf keinen Fall. Wenn du wärest, dann würdest du es sagen — mir, und allen Menschen. Aber du bist nicht, nur die Verzweiflung ist. Und diese will ich nicht. Ich empöre mich gegen sie.

Ich hatte ihn gebeten, sich mir zu offenbaren. Ich tat alles das, was auch die andern tun — und er hat sich mir nicht offenbart. „Bittet, so wird euch gegeben werden“ — dieses Wort der Schrift fiel mir ein, und ich bat. Doch auch mein Bitten gewährte mir keinen bleibenden Trost, sondern nur vorübergehende Erleichterung. Vielleicht bat ich auch nicht auf die rechte Weise. Vielleicht lag in meiner Bitte schon der Abfall von ihm. Ich glaubte nicht an ihn — und bat doch, sich mir zu offenbaren. Er aber offenbarte sich nicht! Ich forderte Rechenschaft von ihm und verurteilte ihn. Mit einem Wort: ich glaubte nicht an ihn.

Am folgenden Tage bot ich alles auf, um sämtliche Geschäfte, die ich in der Stadt hatte, abzuwickeln, damit ich nicht noch eine Nacht im Hotel zuzubringen brauchte. Ich konnte zwar nicht alles erledigen, fuhr

aber doch schon am selben Abend nach Hause und verbrachte eine gute, ruhige Nacht. Diese Moskauer Nacht brachte in meinem Leben eine noch größere Umwandlung hervor als die Nacht in Ursamas. Ich befaßte mich fortan noch weniger mit geschäftlichen Dingen, und eine apathische Stimmung bemächtigte sich meiner. Auch mein Gesundheitszustand ließ zu wünschen übrig. Meine Frau redete mir zu, ich solle eine Kur gebrauchen. Sie meinte, alles das, was ich da über Gott und den Glauben rede, lasse auf ein körperliches Leiden schließen. Ich wußte jedoch, daß meine Schwäche und Krankheit einzig davon kam, daß diese ungelösten Fragen betreffs des Glaubens und der Existenz Gottes mich bedrückten. Ich suchte diesen Fragen nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen und mein Leben in der gewohnten Weise auszufüllen. Ich ging an den Sonn- und Feiertagen in die Kirche, ich empfing das Abendmahl, ich fastete sogar, wie ich es bereits seit der Fahrt nach Pensa mir zur Regel gemacht hatte, und ich betete auch. Doch tat ich das alles mehr gewohnheitsmäßig. Ich erwartete nichts weiter davon — es war, als wenn ich einen Wechsel zu Protest brächte, von dem ich wußte, daß er doch nicht eingelöst werden würde, so daß ich ihn ebensogut hätte zerreißen können. Ich protestierte ihn nur pro forma, für alle Fälle. Meine Zeit widmete ich nun nicht mehr den wirtschaftlichen Angelegenheiten, die mir zu aufreibend erschienen, und für die ich nicht mehr Energie genug besaß. Ich las statt dessen Journale, Zeitungen, Romane, spielte Karten zu einem niedrigen Satz und ging auf die Jagd — sie, die ich Zeitlebens mit Eifer betrieben hatte, gab mir ganz allein noch Gelegenheit, meine Energie zu betätigen.

Eines Tages im Winter besuchte mich ein Nachbar, der gleichfalls ein leidenschaftlicher Jäger war. Er wollte auf die Wolfsjagd gehen und brachte seine Hunde mit. Ich schloß mich ihm an. An Ort und Stelle angelangt, legten wir Schneeschuhe an und näherten uns dem Versteck, in dem wir die Wölfe vermuteten. Unsere Streife blieb jedoch erfolglos, die Wölfe hatten die Kette der Treiber durchbrochen. Ich hörte das schon von weitem, und so bog ich in den Wald ein und nahm alsbald eine frische Hasenspur auf. Die Spur führte mich weitab nach einer Lichtung. Dort scheuchte ich den Hasen auf, doch ehe ich mich's versah, war er mir entwischt. Ich ging nun quer durch den hohen Wald zurück. Der Schnee war tief, die Schneeschuhe versanken darin und versingen sich in den trockenen Ästen, die unterm Schnee lagen. Immer öder und einsamer wurde es rings um mich. Ich fragte mich, wo ich sei — der Schnee hatte die Örtlichkeit ganz verändert, und ich fand mich nicht zurecht. Ich hatte plötzlich die Empfindung, daß ich mich verirrt hätte. Ich wollte die Jagdgesellschaft erreichen — aber kein Laut verriet mir, wo sie war. Auch über den Heimweg war ich ganz im unklaren. Ich war müde und ganz in Schweiß gebadet. Blieb ich stehen, dann lief ich Gefahr zu erfrieren, und zum Weitergehen hatte ich nicht die Kraft. Ich begann zu rufen — doch alles blieb still, niemand antwortete. Ich ging zurück — doch auch da war ich meiner Sache nicht sicher. Ich schaute ringsum: überall dichter Wald; wo Osten, wo Westen lag, war nicht zu unterscheiden. Ich ging wieder zurück. Die Beine waren mir schwer geworden. Ein Grauen befiel mich, und ich blieb stehen. Und plötzlich trat der ganze Schrecken von Ursamas

und Moskau, nur um das Hundertfache verstärkt, vor meine Seele. Mein Herz begann heftig zu schlagen, meine Arme und Beine bebten. Sollte ich hier den Tod finden? Nein, das wollte ich nicht. Was soll mir der Tod? Was ist er überhaupt? Ich wollte wieder, wie früher, meine Fragen stellen, wollte Gott rufen und ihm Vorwürfe machen, doch plötzlich fühlte ich, daß ich das nicht wagte, nicht durfte, daß es mir nicht ziemte, von ihm Rechenschaft zu fordern, daß er längst alles nötige gesagt hatte, und daß alle Schuld bei mir allein war. Und ich begann, ihn um Vergebung zu bitten und empfand Abscheu vor mir selbst. Der Schrecken wich bald von mir. Ich stand noch ein Weilchen, kam vollends zur Besinnung, schlug eine bestimmte Richtung ein und kam aus dem Walde heraus. Ich war gar nicht weit vom Rande entfernt gewesen. Meine Arme und Beine bebten noch immer, und mein Herz pochte heftig, doch war es ein freudiges Pochen. Ich erreichte die Jagdgesellschaft, und wir traten den Heimweg an. Ich war heiter und vergnügt, in meiner Seele aber barg sich ein Gefühl tiefer Freude, über das ich mir klar werden wollte, sobald ich allein wäre. Und das geschah denn auch. Als ich allein in meinem Kabinett war, begann ich zu beten, bat um Vergebung und gedachte meiner Sünden. Es schien mir, daß ihrer nicht viel seien — aber ich gedachte ihrer doch, und ich empfand Abscheu vor ihnen.

*

Von dieser Zeit an begann ich eifrig die heilige Schrift zu lesen. Das alte Testament erschien mir vielfach unverständlich und anstößig, um so tiefer dagegen ergriff mich das Evangelium. Noch fleißiger aber las ich die Heiligenlegenden, und diese Lektüre gewährte

mir um so mehr Trost, je tiefer ich mich in den Gedanken einlebte, dem Beispiel jener Männer zu folgen, deren Leben dort geschildert wurde. Immer weniger interessierten mich fortan die wirtschaftlichen und häuslichen Angelegenheiten. Ja, sie stießen mich sogar ab. Das ist alles nicht so, wie es sein sollte, sagte ich mir; wie es in Wirklichkeit sein sollte, wußte ich nicht. — Das Leben, was bisher den Inhalt meines Lebens ausgemacht hatte, bildete ihn fortan nicht mehr. Ich fühlte das ganz deutlich, als es sich wieder einmal um einen Gutskauf handelte. In der Nähe unseres Dorfes stand ein Gutshof unter sehr günstigen Bedingungen zum Verkauf. Ich fuhr hin, um das Gut zu besichtigen, und überzeugte mich, daß es in der That sehr vorteilhaft gewesen wäre, das Gut zu kaufen. Ganz besonders vorteilhaft war, daß die Bauern außer ihren Gärten gar kein Land besaßen und dem Gutsbesitzer Dienste leisten mußten, wenn sie Futter für ihr Vieh haben wollten. Alles das stellte ich mit in Rechnung, und ich muß sagen, daß es mir, meiner altgewohnten Denkweise entsprechend, durchaus gefiel. Als ich nach Hause fuhr, traf ich eine alte Frau aus jenem Dorfe, die mich nach dem Wege fragte. Ich ließ mich in ein Gespräch mit ihr ein, und sie klagte mir ihre Not. Ich kam nach Hause, und als ich nun meiner Frau die Vorteile des Gutskaufes zu schildern begann, empfand ich plötzlich ein Gefühl der Scham. Die Sache widerte mich an; ich sagte, ich könne das Gut nicht kaufen, da der Vorteil, den wir dabei erzielen würden, mit der Not und Armut der Bauern erkauft sein würde. Raum hatte ich das Wort ausgesprochen, als auch sogleich die Wahrheit dieses Wortes meine Seele durchleuchtete. Ich sagte mir, daß die Bauern ebenso leben

wollten wie wir, daß sie Menschen, Brüder, Söhne des Vaters seien, wie es im Evangelium heißt. Und plötzlich war mir, als löse sich etwas, das mich bisher innerlich bedrückt hatte, von meinem Wesen los, als werde in mir etwas geboren. Meine Frau wurde böse und schalt mich. Mir aber wurde so freudig zumute. Das war der Anfang meiner geistigen Erkrankung. Ganz aber kam mein Irrsinn erst etwa einen Monat später zum Ausbruch.

Es begann damit, daß ich in die Kirche fuhr. Ich hatte dem Hochamt beigewohnt und war in sehr andachtsvoller Stimmung. Man brachte mir geweihtes Brot, dann ging ich mit zum Kreuz, und dann ging es im Gedränge dem von Bettlern umstandenen Ausgange zu. Und plötzlich ward mir klar, daß alles dies nicht sein dürfe, und nicht ist, und daß, wenn es nicht ist, auch kein Tod und keine Furcht ist, und keine Zwierspältigkeit und Angst, wie ich sie früher empfunden. Und das Licht erleuchtete mich vollends, und ich wurde eins mit dem, was da ist. Wenn das alles aber nicht ist, dann ist es vor allem nicht in mir. Und ich verteilte dort, im Vorhofe, alles, was ich bei mir hatte — es waren sechsunddreißig Rubel — an die Armen und ging, mit dem Volke redend, zu Fuß nach Hause.

1884.

Bemerkungen zu „Chadschi-Murat“

Am 23. Dezember 1851 schrieb Leo Tolstoi, der um jene Zeit in Tiflis sein Examen als Artillerie-Feuerwerker ablegte, an seinen Bruder Sergjej einen Brief, in dem es hieß: „Wenn es Dir Spaß macht, bei Deinen Bekannten mit frischen Nachrichten vom kaukasischen Kriegsschauplatz zu renommieren, dann kannst Du erzählen, daß die wichtigste Persönlichkeit nach Schamyl, ein gewisser Chadschi-Murat, sich dieser Tage der russischen Regierung unterworfen hat. Er war der tapferste Mann in der ganzen Tschetschna, und es war eine Gemeinheit, was er da beging.“

Der Übergang Chadschi-Murats zu den Russen prägte sich dem jungen Tolstoi, der sich bekanntlich seine ersten kriegerischen Sporen im Kaukasus verdiente, tief ein, und mehrfach erzählte er den Schulkindern von Jasnaja-Poljana, denen er selbst Moralunterricht erteilte, von der Tat des tapferen Führers der Bergbewohner, die ihm selbst anfänglich als Verrat erschien. Fast ein halbes Jahrhundert später beschloß er, die Geschichte Chadschi-Murats in Gestalt einer Erzählung niederzuschreiben. Im Jahre 1896 schrieb Tolstoi die ersten Kapitel, und fast acht Jahre währte es, bis — im Jahre 1904 — der Roman in seiner jetzigen Gestalt vollendet war. Trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, kehrte der Verfasser immer wieder zu diesem Thema zurück, das ihn in die herrlichen Tage seiner Jugend, in jene frohe Zeit, deren köstliche literarische Frucht die „Rosaken“ sind, zurückversetzte.

Die Schwierigkeiten, die gerade bei diesem Stoffe die Arbeit des Dichters hemmten, lagen hauptsächlich auf dem Gebiete der Materialbeschaffung. Zwar hatte Tolstoi einstmals Land und Leute persönlich sehr eingehend studiert und auch als Greis wohl noch ein lebendiges Bild von ihnen behalten, aber die Gewissenhaftigkeit, die ihn als Schriftsteller auszeichnete, verlangte die genaueste Orientierung über alle Einzelheiten in der Darstellung der Ereignisse, ihres Schauplatzes und der handelnden Personen. Alles, was irgend in der Literatur an Material vorhanden war, wurde herangezogen. Eine eifrige Korrespondenz mit verschiedenen Persönlichkeiten, die etwas zur Sache sagen konnten, trat ergänzend hinzu. Sehr fleißig benutzte Tolstoi auch die literarischen Schätze des Rumjanzew-Museums in Moskau. Doch alles dies genügte ihm nicht, und so wandte er sich im Jahre 1902 an den Großfürsten Nikolaj Michajlowitsch mit der Bitte, ihm durch seine Fürsprache auch die staatlichen Archive zugänglich zu machen. Der Großfürst erfüllte bereitwillig Tolstois Bitte, und die Archive von Petersburg und Tiflis lieferten in reicher Menge verwendbaren Stoff, den dienstbereite Freunde für den Dichter eifrig zusammentrugen.

Am schwierigsten gestaltete sich die Beschaffung des Materials über Chadschi-Murat selbst; es bestand in zahlreichen kleinen, von überall her zusammengebrachten Notizen, die vom Dichter mit vollendeter Meisterschaft zu einem scharf gezeichneten Bilde zusammengefügt wurden. Bestimmter stand die historische Gestalt Schamyls fest, der es verstanden hatte, in Jahrzehnte langen Kämpfen das Vordringen der Russen in dem von einer anatisierten Bevölkerung bewohnten Berg-

lande aufzuhalten. Imam Schamyl (d. i. Samuel), der 1797 im nördlichen Daghestan geboren wurde, hatte eine theologische Ausbildung erhalten und sich, als es zum Kampfe mit den Russen kam, dem fanatischen Kasi-Molla angeschlossen, der das „Chasawat“, d. h. die geistige Einkehr und den heiligen Krieg gegen die Russen predigte. Nachdem Kasi-Molla im Jahre 1831 gefallen war, wurde Hamsat zum Imam erhoben, und als dieser nach kurzer Zeit durch Chadschi-Murats Bruder Osman ermordet worden war, wurde Schamyl zum Imam gewählt. Er verstand es, durch die Macht religiöser Begeisterung die Tschetschenzen, Kumyken, Osseten, Lesghier usw. zum Zusammenhalten gegen die Russen zu bestimmen, und bildete eine Art theokratischen Staatswesens sowie ein Kriegssystem aus, das sich in den nachfolgenden Jahren gut bewährte. Nur die Awaren, in deren Gebiet die Russen bereits festeren Fuß gefaßt hatten, widerstrebten dem Einflusse Schamyls. Aber schließlich gingen auch sie unter Chadschi-Murat, der in Awarien geboren war, zu Imam Schamyl über, und Chadschi-Murat wurde von ihm zum Nahib, d. h. zum Statthalter Awariens ernannt.

Der tapfere awarische Parteigänger, der durch seine kühnen Handstreichs die Russen beständig in Atem zu halten wußte, leistete nun zwar Schamyl vortreffliche Dienste, doch hat zwischen den beiden eigentlich nie das rechte Vertrauen geherrscht, und Chadschi-Murat, der vielleicht den Ehrgeiz besessen haben mag, selbst einmal Schamyls Nachfolger in der Würde des Imam zu werden, hatte alle Veranlassung, vor Schamyl auf der Hut zu sein. Es scheint denn auch, daß in erster Linie gekränkter Ehrgeiz Chadschi-Murat den

nordischen Eroberern, auf deren Seite er schon früher einmal gestanden, von neuem in die Arme trieb. Und so tapfer Chadschi-Murat auch war, so unzuverlässig muß er ihnen erschienen sein. Auf der einen Seite sah er nun ihr Mißtrauen, auf der andern Seite die Gefahr, in der seine in Schamyls Gewalt zurückgebliebene Familie schwebte, und diesem Dilemma wußte er sich schließlich nicht anders als durch einen kühnen Streich zu entziehen, der aber mißlang und sein Ende herbeiführte. Sieben Jahre darauf mußte auch Imam Schamyl sich den Russen ergeben; zehn Jahre später wurde er in den russischen Adelsstand erhoben, eine Ehre, die vielleicht auch Chadschi-Murat im stillen erstrebt hatte.

Nicht leicht nahm Tolstoi auch die Charakteristik der russischen Persönlichkeiten, die er in der Erzählung auftreten läßt — der Woronzows, des Kriegsministers Tschernyschew, der im Kaukasus kommandierenden Generale usw. Besonders schwierig gestaltete sich für ihn die Darstellung des Kaisers Nikolaus I., den er mit unerbittlicher Schärfe charakterisierte, wobei er sich jedoch andererseits bemühte, nicht ungerecht zu werden. Die Persönlichkeit des Zaren wurde für ihn zu einem Problem, das ihn stark beschäftigte, und über das er sich immer neue Aufklärung zu verschaffen suchte. Im April 1903 schrieb er hierüber an den Großfürsten Nikolaj Michajlowitsch, der ein Enkel des Zaren Nikolaus war: „Unter meinen Arbeiten befindet sich auch eine Charakteristik Ihres Großvaters Nikolaus. Das Bild, das ich ursprünglich von seinem Charakter und seiner Persönlichkeit entworfen hatte, war wenig schmeichelhaft, als ich jedoch später verschiedene Einzelheiten über seine Geburt, über das Entzücken, das

Katharina beim Anblick des Neugeborenen empfand, über seine Anmut und Liebenswürdigkeit als Kind, wie über die näheren Umstände seines Todes las, änderte ich meine Auffassung und suchte in den Kern seines Wesens und in die Ursachen, die ihn zu ebendem machten, was er geworden, tiefer einzudringen.“ Für die literarische Gewissenhaftigkeit Tolstois liefert dieses briefliche Bekenntnis einen interessanten Beleg.

Nach P. A. Boulanger.

Die Uebersetzung besorgten August Scholz
und Alexander Stein. Titel und Einband
zeichnete Lucian Bernhard. Der Druck er-
folgte in der Spamer'schen Buchdruckerei
zu Leipzig.

